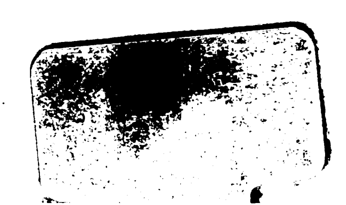




Gesammelte Schriften

von

Alfred Meißner.

Achter Band.

Neuer Adel.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1872.

Neuer Adel.

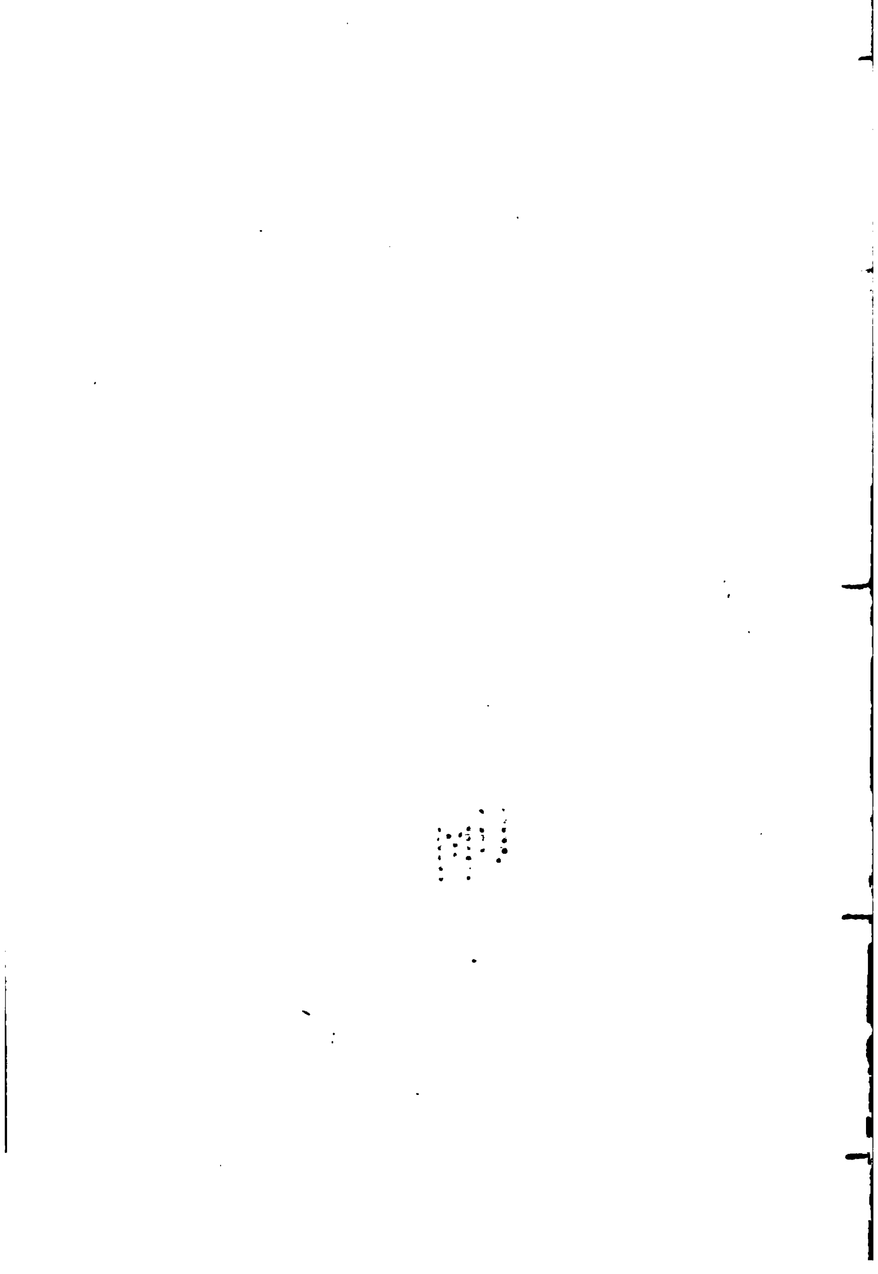
Roman

von

Alfred Meißner.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1872.



Sechstes Kapitel.

Bei Doctor Kral.

Die Begegnung mit dem Hausmeister Zadera hatte eine neue Brandfackel in die ohnehin bestürmte Brust Victor Eschburg's geworfen. Das vorwaltende Gefühl freilich war die wachgerufene, ihn tief betrübende Erinnerung an seinen Vater, der im hohen Greisenalter in der Fremde umhergeirrt, während der Sohn, von einem abenteuerlichen Schicksal ergriffen, wider seinen Willen festgehalten wurde. Er machte sich auf's Neue die bittersten Vorwürfe darüber, denn nur schwache oder selbstsüchtige Naturen beruhigen sich mit dem Troste, daß eine höhere Schicksalsmacht, deren Weg nicht vorauszusehen und deren Arm nicht aufzuhalten ist, die ausschließliche Verantwortung für das angerichtete Mißgeschick zu tragen habe. Er klagte sich im Gegentheil schonungslos an, daß er, da einmal das Leben überhaupt und insbesondere das Dasein eines betagten Mannes doppelt ungewiß ist, seinen romantischen Reisetrieb nicht gezügelt und nicht pflichtgemäß unweit vom häuslichen Herde eine so naheliegende Eventualität abgewartet habe.

Nachdem er seiner Selbstanklage in langer, schlafloser Nacht Luft gemacht, traten die räthselhaften Eröffnungen des ehemaligen Hausmeisters aus der Smetschkagasse wieder in den Vordergrund seines Gemüthes. Er wußte lange nicht,

was er von ihnen zu halten habe, und war beinahe gesonnen, das Vernommene als albernes Geschwätz zu verwerfen. Bei längerem Verweilen in diesen Gedanken tauchte aber der Verdacht in ihm auf, ob nicht unter einem Schwall gehässiger Zuthaten ein thatsächlicher Kern von Wahrheit verborgen sei. Diese Idee schien ihm nach und nach immer mehr Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. Als er an die Tage, die er zu Hause verbracht, zurückdachte, fielen ihm viele, bis dahin unbeachtete Umstände ein, die der Vermuthung Raum gaben, daß sein Vater trotz seiner gegentheiligen Behauptung doch Vermögen besessen haben könne. Er hatte so mancherlei Eigenthümlichkeiten, und unter diesen konnte auch die gewesen sein, sein Besitzthum zu verhehlen, wenn es nicht etwa eine pädagogische Rücksicht war, seinen Sohn frühzeitig daran zu gewöhnen, auf eigenen Füßen zu stehen und einmal selbst der Schmied seines Glückes zu werden, ohne von dem Bewußtsein, einen finanziellen Rückhalt zu haben, in seiner Thätigkeit erschlafft und von seinem Streben, vorwärts zu kommen, abgelenkt zu werden. Je mehr er in dieser Richtung in der Vergangenheit nachspürte, desto heller trat die Möglichkeit hervor, daß Zabera's Mittheilungen nicht ohne Begründung sein dürften. Als er so weit gekommen, drängte sich ihm eine Frage auf, die ihn auf das Peinlichste berührte. Es war die Frage, ob das Vermögen, das zurückgeblieben war, auf unrechte und verbrecherische Weise in fremde Hände gekommen? Er sträubte sich gegen diesen Gedanken, denn in seinem Herzen stand bis zu dem heutigen Tage die Erinnerung an die vier jungen Leute, die den Greis geliebt und gepflegt und ihn, wie wenn sie seine Kinder gewesen, zur Ruhe gebracht, dankbar eingegraben und felsenfest da. Er hatte sie ja mit eigenen Augen gesehen! Sollten vier Heuchler ihn und alle Welt getäuscht haben? Das erschien ihm zu monströs. Die Erfahrungen aber, die wir alle Tage machen, bringen uns leicht dahin, die Meinungen über Andere zu verkehren und das Unglaublichste glaubwürdig zu finden. Waren auch alle Vier nicht junge Verbrecher, so konnte doch E i n Judas unter ihnen sein!

Victor Eschburg faßte daher den Entschluß, sich über die

Sache nächstens genauere Auskunft zu verschaffen; der Gedanke, vielleicht den Rest des ihm abhanden gekommenen Vermögens zu retten, kam ihm dabei nicht in den Sinn, wie sehr er dasselbe auch nöthig gehabt hätte, wie sehr dieser Mangel ihn auch während seines Verhältnisses zu Bertha oft schmerzlich gedrückt.

Zwei Tage später — es war um die Mittagszeit — machte er sich auf den Weg, Kral zu besuchen. Er hatte sich seine Haltung ruhig vorgezeichnet und hatte zunächst den Hauptzweck, sich die Namen und Adressen der drei anderen Erbtheilhaber geben zu lassen. Er ahnte nicht im Entferntesten, daß einer derselben und zwar gerade jener, der ihm als der Dämon der finstern Unternehmung bezeichnet worden war, Horsky sei. An das Gesicht des jungen Mannes, mit dem er vor zwei Jahren auf dem Kirchhofe gesprochen, erinnerte er sich nicht mehr, er war ja damals in tiefster Bewegung mit zurückgedrängten Thränen und schmerzlich aufgewühlter Seele vor ihm gestanden, und so kam es, daß er ihn nicht wieder erkannte, obwohl er ihn oft in's Comptoir treten und noch häufiger in Solm's Wohnung kommen sah, seit Horsky der Anwalt seines Chefs und sein Rival bei Bertha geworden war.

Eschburg hatte, auf dem Wege zu Kral, das verfallene Häuschen, das ihm Zadera beschrieben, bald gefunden. Er fand es unter seinen Nachbarn durch den bloßen Instinct heraus, denn es sah, trotz seines baufälligen Zustandes, doch keinem Proletarierhause ähnlich, vielmehr der Wohnung eines weltscheuen Einsiedlers.

Das alte Weib, das im Erdgeschosse wohnte und dem Doctor als Magd, Botin und Pförtnerin diente, öffnete die Hausthüre, indem sie die Frage, ob Herr Kral zu Hause, bejahend beantwortete.

Eschburg stieg eine alte schmale Treppe, auf deren Geländer sich zu stützen beinahe gefährlich war, hinauf und gelangte in Kral's erstes Zimmer, in dem nichts weiter stand, als ein unpolirter Tisch und einige hölzerne Stühle. Es war das Empfangszimmer ambulanter Patienten.

Eschburg klopfte an die Thüre, die in das anstoßende Zimmer führte.

Eine ziemlich barsche Stimme rief von innen heraus:

„Wird nur zwischen Zwei und Vier ordinirt."

„Entschuldigen Sie, Herr Doctor," sagte Eschburg, ohne die Thüre zu öffnen. „Ich komme nicht, um Ihren Rath zu erbitten. Mich führt eine andere Angelegenheit zu Ihnen."

„Dann treten Sie ein!" rief dieselbe Stimme, jedoch freundlicher.

Eschburg trat ein.

Kral saß an seinem Schreibtisch beschäftigt, und sagte, ohne den Eintretenden anzusehen:

„Gleich, gleich!"

Eschburg stand indeß beim Anblick des Zimmers wie starr da. Wenn er die gegenüberstehende Wand betrachtete, wo mehrere Glasschränke mit anatomischen Präparaten angefüllt standen, glaubte er in einem Museum zu sein; wenn er die zahlreichen Skelette, die neben dem Schreibtisch in allen Winkeln des kleinen Zimmers, sogar um das Bett herum aufgestellt waren, in's Auge faßte, glaubte er in einer Gruft zu sein.

Als er den Doctor sah, der endlich aufstand und ihm entgegentrat, meinte er einen geisterhaften Wächter der Todten vor sich zu haben. Das blasse Gesicht des Arztes, seine dunkeln, vampyrartigen Augen, das lange, schlicht herabhängende schwarze Haar, der ganze melancholische Ernst seiner Erscheinung, von einer so düstern Ausschmückung umgeben, brachten einen Totaleindruck auf das Gemüth des jungen Mannes hervor, daß es ihn unheimlich überlief.

„Habe ich die Ehre, Herrn Doctor Kral zu sprechen?" fragte er.

„Der bin ich," erwiderte Kral ernst und ruhig. „Nehmen Sie Platz!"

Er schob einen Stuhl vor, auf den Eschburg sich setzte.

„Sie sehen," hob Eschburg an, „einen Anverwandten des edlen Mannes vor sich, mit welchem Sie, wie ich höre, lange befreundet waren und welchem Sie gewiß eine edle Erinnerung bewahren. Ich heiße Eschburg."

Kral neigte den Kopf ein wenig, ohne daß seine Züge irgend einen Eindruck oder eine Ueberraschung verriethen. Wir wissen übrigens, daß er auf diesen Besuch nicht gänzlich unvorbereitet war.

„Was wünschen Sie von mir?“ fragte er.

„Ich konnte die Gelegenheit, da ich mich in Prag befinde, nicht vorübergehen lassen,“ gab Eschburg zur Antwort, „die Bekanntschaft jener vier Herren zu machen, welche sich um einen verlassenen alten Mann so viele Verdienste erworben haben.“

„Sprechen Sie im Ernst?“ fragte Kral.

„Mein Herr —“ erwiderte Eschburg wie Einer, den eine solche Frage sehr befremdet.

„Ich frage nicht umsonst!“ sprach Kral. „Lassen Sie sich deshalb nicht stören!“

„Ich bin erstaunt,“ versetzte Eschburg mit einem durchdringenden Blick auf den Doctor, „daß Sie meine Versicherung in Zweifel ziehen!“

„Ich bin eben gewohnt,“ erwiderte Kral, „ganz offen zu sein, war aber vielleicht zu schroff. Es will mir nicht einleuchten, daß Sie sich bis in mein Haus bemüht hätten, um mir blos für die Ihrem Anverwandten erwiesene Pflege zu danken!“

Er schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln.

„Warum nicht?“ fragte Eschburg, dessen heimliche Bedenken sich bei Kral's gereiztem Wesen gesteigert hatten. „Wenn Sie wüßten, was ich dem Verstorbenen schulde, würden Sie meinen Gang begreiflicher finden!“

„Uebrigens,“ versetzte Kral mit der ihm angeborenen finstern Ruhe, „weiß ich nicht einmal, was ich für den verstorbenen Rath Eschburg gethan haben sollte, das besondern Dank verdient. Sie sind weder mir, noch einem meiner Collegen, die damals mit mir zusammen wohnten, ein einziges gutes Wort schuldig!“

„Sie haben eine eigene Auffassung,“ sprach Eschburg, „die ich bizarr nennen muß! Es ist mir von verläßlichen Zeugen gesagt worden, daß Sie dem Rath während seiner Krankheit bis zu seinem Tode aufopferungsvoll beigestanden haben.“

„Es ist Ihnen gesagt worden!" rief Kral, und in den Ausruf mischte sich etwas, was an Hohn streifte, weil er sich an Zadera erinnerte. „Diese Zeugen müssen Leute sein, die noch nie ihrem Nebenmenschen ein Glas Wasser gereicht haben, ohne sich dafür bezahlen zu lassen, sonst würden sie davon nicht viel Aufhebens machen."

Er wandte sich halb ab und fing an von einem Skelet, das neben ihm stand, den Staub mit dem Finger abzustreifen.

„Ich habe meine Pflicht erfüllt," erwiderte Eschburg, sich zum Weggehen erhebend, „eine Pflicht, die Sie nicht zu begreifen scheinen. Ich bedaure das!"

„Was wollen Sie!" rief Kral lebhaft, sich ihm plötzlich zukehrend. „Einige Leute wohnen in einem Hause, Langeweile bringt sie zusammen, sie verplaudern von da an viele Abende gemeinschaftlich, sie unterhalten sich und Jeder trägt seine eigenen Kosten. Einer von ihnen wird krank. Man besucht ihn, sitzt bei ihm, man fürchtet für seinen Gesellschafter! Der Eine ist zufällig Arzt, er greift ihm den Puls, verschreibt ihm etwas, ohne ihm nützen zu können, und dieser scheint für ihn noch etwas mehr gethan zu haben, als die Uebrigen! So viel muß ich fast in jeder Woche für irgend einen wildfremden Menschen thun, um dessentwillen ich im Schlafe aufgestört werde und bei Frost, Sturm, Schneegestöber an's andere Stadtende laufen muß. Da sehen Sie, ob das Alles werth ist, daß man davon nur Notiz nimmt!"

Eschburg sah den sonderbaren Doctor mit ganz anderen Augen an, als er diese Worte, welche eine so urwüchsige Anspruchslosigkeit bekundeten, gehört hatte.

„Hielten Sie den Rath für reich?" fragte Kral unmittelbar darauf.

„Noch als ich diese Schwelle betrat," war die Antwort, „hielt ich ihn für beinahe arm."

„Wirklich!" rief Kral, indem ein forschender Blick seiner dunkeln Augen auf Eschburg fiel. „Es ging uns wie Ihnen. Er stellte sich unbemittelt, sprach sich jedoch nie klar über seine Verhältnisse aus. Doch kaum war er todt, als sich ein gerichtlich hinterlegtes Testament findet, von seiner Hand ge=

schrieben, welches seine Clubfreunde zu Erben einsetzt. Es kamen fünfzehntausend Gulden auf den Mann. Dieser Zug war seines philanthropischen Herzens würdig. Noch aus dem Grabe griff er den in Nöthen Kämpfenden hülfreich unter die Arme und machte es ihnen möglich, rascher eine Stellung zu erreichen. Es ist Allen bis auf den Einen, Kunosch, der sich in der Welt irgendwo herumtreibt, gelungen. Was mich betrifft, so gedenke ich immer noch mit dankbarem Herzen unseres greisen Freundes. Ich denke seiner, wie wenn er auch mir mit seiner väterlichen Fürsorge genützt hätte! Das konnte er nicht. Ich war bereits damals dasselbe, was ich heute bin, ich hatte Alles, nichts im Ueberfluß, wie heute, doch genug, um mir eine Zelle in der Wissenschaft aufzurichten, in welcher ich, vom Weltgetümmel fern, wie ein Eremit hause! Ich habe nichts verschmäht und nichts bedurft. Sehen Sie sich in meiner Klause um! Da der Tisch — da die alten Stühle — es sind dieselben, auf welchen der Rath so oft gesessen, dort jenes spartanische Bett! Ich verstehe es nicht, mein Geld anzuwenden. Ich habe zwar kostbare Möbel, auf welche ich stolz bin, doch sind diese nicht vom Tischler gekauft, ich habe sie selbst mit jahrelangem Fleiß und mit Ueberanstrengung meiner Augen gearbeitet! Sie sehen sie in diesen Schränken, bewacht von diesen Knochenmännern, die ich dem Grabe geraubt habe. Das sind meiner würdige Möbel, dies sind meine eigentlichen Schätze!"

Eine düstere Weihe hatte sich über Kral's ganze Gestalt ausgegossen, während er mit seiner tiefen, aber klangvollen Stimme im ruhigen, pathetischen Flusse gesprochen hatte.

Auf Eschburg's lebhafte Phantasie brachte er einen bewältigenden Eindruck hervor. Eine gewisse stoische Größe wehte ihn an, welche ihm doppelt imponirte, weil sie sich in einer Zeit, die nur nach Geld trachtet, zeigte.

Obwohl Eschburg ganz neue, seinen Vater und ihn selbst betreffende Enthüllungen, die ihn außerordentlich überraschten, vernommen hatte, so betrachtete er sie doch als untergeordnet und ohne erheblichen Belang. Das Gefühl der Beschämung wog vor, einen Menschen, wie Zadera, der offenbar nur sträfliche Lästerungen ausgestoßen hatte, angehört zu haben,

Lästerungen, auf welche er soeben eine indirecte aber schlagende Antwort erhalten hatte.

„Glauben Sie mir,“ versetzte er, „daß mir Alles vollkommen neu ist, was Sie mir über das Vermögen des Rathes und die testamentarische Vertheilung desselben gesagt haben. Mit vagen, unbestimmten, vom Gerücht verwirrten Ansichten bin ich zu Ihnen gekommen und freue mich, durch Sie zu einer klaren Anschauung gelangt zu sein.“

Kral, dessen Mißtrauen keineswegs zerstreut war, hielt die gehörten Worte für solche, die einen Rückzug deckten, und war noch immer überzeugt, daß Eschburg's Besuche ganz andere Tendenzen zu Grunde gelegen hätten.

„Blicken Sie,“ sagte er, „hinter sich — hoch an die Wand.“

Eschburg drehte sich rasch um.

Die bleiche Gypsbüste seines Vaters, mit einem Kranz von Immortellen geschmückt, stand oben.

Der Sohn fuhr vor Freude und Schrecken zurück und rief tiefbewegt:

„Er ist es! Ich sehe ihn wirklich, den ich jahrelang nur im Geiste geschaut habe! Er ist so, wie ich ihn kannte — wie wenn er keinen Kummer mehr empfunden, wie wenn ihn das fortschreitende Alter nicht mehr verändert hätte! Er ist — zum Sprechen getroffen — ach, wenn er ein einziges Wort nur noch redete!...“

Thränen verdunkelten seine Augen, er setzte sich, das Gesicht abgewandt, auf einen Stuhl. Kral, von dieser Emotion überrascht, stand ruhig da und nahm unwillkürlich Antheil.

„Wenn Sie wüßten,“ begann Eschburg gleich wieder, nachdem er die Augen getrocknet, „was ich dem Manne schulde nnd nicht abtragen kann! Sie haben an diesem Bilde einen Schatz, den einzigen, um welchen ich Sie beneide!“

Von einer neuen Bewegung übermannt, neigte er seinen Kopf sprachlos bei Seite.

Kral's voreingenommene Stimmung gegen Eschburg hatte sich während dieser Scene verflüchtigt, und er fühlte plötzlich seine Brust von jedem Mißtrauen befreit.

„Wie ungern ich mich auch von diesem Bilde trennte,“

sprach er, „würde ich es doch Ihnen, da Sie unleugbar ein hohes Interesse daran zu nehmen scheinen, bereitwillig anbieten, wenn ich darüber die alleinige Verfügung hätte. Dem ist nicht so. Ich bin nur einer der vier Mitbesitzer desselben. Ich werde aber dafür Sorge tragen, daß es auf das Rascheste und auf das Treulichste nachgebildet und an den Ort, welchen Sie bestimmen, befördert werde."

Eschburg erhob sich, ein heiterer Strahl leuchtete über sein schmerzlich zusammengezogenes Gesicht hin.

„Dank! tausendfachen Dank!" rief er, Kral die Hand hinreichend, die dieser schüttelte. „Mein Weg ist mit diesem Geschenke hoch belohnt. Glauben Sie mir, daß ich, während ich Ihnen meinen Dank, den Sie freilich zurückweisen, abstatte, eine neue unendliche Verpflichtung wieder übernehme! Was das Bild betrifft, so werde ich es persönlich abholen, um bei dieser Gelegenheit den Mann wiederzusehen, der mir auf meinem Lebensweg nicht wieder begegnen dürfte! Sie erscheinen mir wie ein Philosoph des Alterthums, der nicht in unsere Zeit gehört, darum aber in allen Zeiten Anspruch auf Verehrung besitzt!"

„Kommen Sie," sagte Kral, „wann es Ihnen gefällt! Sie werden bei mir auch mit den übrigen Freunden des verstorbenen Raths zusammentreffen. Haben Sie wirklich ein bischen Gefallen an mir gefunden, dann werden Sie von meinen Collegen geradezu bezaubert werden, denn von mir weiß ich, daß ich verdammt wenig Liebenswürdigkeit besitze!"

Sie reichten sich zum Abschied noch einmal die Hände. Ehe Eschburg abging, kämpfte er noch mit sich, ob er nicht lieber Kral entdecken sollte, wer er sei, um die falsche Lage zu beseitigen, in welche ihn Zadera's Bosheit gestürzt, ehe er noch die geringste Kunde von den Verhältnissen hatte. Er beschloß die Entdeckung noch aufzuschieben, um den Eindruck, den er zurückließ, nicht durch das nachhinkende Geständniß, eine Maske gebraucht zu haben, auf bleibende Weise zu gefährden.

Als er fortgegangen war, rief Kral seine alte Magd und Botin herauf und befahl ihr, Horsky und Wildengrün, die er ohnehin lange nicht gesehen, auf heute oder morgen einzuladen. Ihm schien nämlich nicht allein die Bekanntschaft mit

dem Anverwandten des Raths wichtig genug, um seine Freunde davon in Kenntniß zu setzen, sondern er hatte auch Wildengrün aufzutragen, die Copie der Gypsbüste herzustellen, um das Versprechen, das er Eschburg gegeben, zu lösen.

Siebentes Kapitel.

Die Werbung.

Seitdem Herr von Rosenstern von Karlsbad zurückgekehrt war, erfreute er sich vollständigen häuslichen Friedens, so daß sein Zustand, ohne die Geldkrisis, in der er schwebte, ein ganz glücklicher gewesen wäre.

Der Vater vermochte sich bei seiner beschränkten Gemüthlichkeit eine Natur, wie seine Tochter war, nicht zu erklären; er verstand es zwar in Folge langer Gewohnheit, auf Mariens Winke zu lauschen, ihre oft kaum angedeuteten Absichten zu durchdringen und in ihren scheinbar offenen Wünschen den verborgenen Hintergedanken zu finden, aber er war nicht im Stande, alle diese Einzelheiten in ein großes Gesammtbild zusammen zu fassen und so zu einem psychologischen Ueberblick zu kommen.

„Warum ist sie jetzt so gelassen, so verständig, so liebenswürdig?“ fragte er sich beinahe alle Tage, ohne sich eine befriedigende Antwort geben zu können.

So viel leuchtete ihm ein, daß Marie eine innere Beschäftigung haben müsse, daß sie eine ihm unbekannte Hoffnung nähre und sich einem Ziele nahe gerückt glaube. Die Beobachtung, daß sie dann gefügiger werde, hatte er früher oft gemacht, aber niemals waren Momente wilder Ungeduld ausgeblieben, wenn der erwünschte Erfolg sich von Tag zu Tag verspätete. Der vorliegende Fall machte eine Ausnahme.

Außer einigen bösen Stunden am Abend der Vorstellung des Don Juan konnte er sich keines Anfalls übler Laune erinnern. Damals war es unstreitig Graf Wellenburg, der das aufziehende Unwetter beschworen hatte. Er schloß daraus, daß Marie ein wirkliches Interesse für ihn gefaßt haben möchte, ein Interesse, das nicht unerwidert war. In dieser Ansicht wurde er durch die fast täglichen Besuche des Grafen in seinem Hause bestärkt.

Aber Mariens Benehmen hatte doch höchst räthselhafte Seiten. Nie hatte sie ein Wort über den Stand der Dinge geäußert. Gleichmüthig schien sie dahin zu leben, und wenn sie oft lange bei einer Arbeit saß und ein gedankenvoller Ernst überhand zu nehmen drohte, rief sie Fräulein Ferrère herbei, und bald hörte man die Beiden lachen und scherzen. Der Vater hatte sie oft in solchen Momenten belauscht.

„Sonderbar!" rief er, sich die Stirne reibend. „Sie war immer ganz anders, wenn sie sich für Jemand interessirte, eine Neigung im Herzen trug oder geliebt wurde. Ich brauche mich nur an die Comödie mit Levini zu erinnern! Ausgelassene Freude war da, Uebermuth, kindische Plauderhaftigkeit! Alle Symptome der Liebe waren da — bei einer Narrengeschichte! Hier, wo ein wirklicher Anbeter da ist, möglicherweise ein künftiger Freier — ist sie eine Sphinx von Marmor, das personificirte Schweigen!"

So schwankend, so urtheilslos war er, weil er das Innerste seiner Tochter noch nicht kannte, ja nicht ahnte und niemals begriffen hatte, da ihm selber die Grundzüge desselben abgingen. Ueberdies hatte das Mädchen Eigenheiten, die selbst einen größeren Menschenkenner irre leiten konnten... Wie konnte der Vater glauben, daß sie einen energischen Willen besitze, wenn er sie oft einen halben Tag lang über die Wahl eines Anzugs schwanken sah? Und doch besaß sie diesen Willen und beugte ihn selbst unter diesen Scepter. Wie konnte er sie für eigentlich tief verschlossen halten, was sie wirklich war, wenn sie bei ihm alle Augenblicke lang über die größten Lappalien Klage führte? Wie konnte er sie ernsten und schweren Situationen gewachsen glauben und Muth bei ihr voraussetzen, wenn sie den Finger, in welchen sie sich mit

der Nadel gestochen, zwei, drei Tage hindurch allen Leuten zeigte und sich bedauern ließ?

„Sie ist für große Verhältnisse geboren," sagte der Vater, „für Ueberfluß, Luxus, Glück! Im Unglück zerginge sie wie Schnee in der Sonne!"

Jenes Beispiel von Entschlossenheit, als sie von Karlsbad aufbrach, stand gar nicht vereinzelt da, und doch veränderte es seine Meinung in keiner Hinsicht. Diese Meinung spiegelte eigentlich immer nur seine Oberflächlichkeit ab. Der Hauptgrund aller seiner häuslichen Mißhelligkeiten steckte darin, daß Marie sich ihm überlegen fühlte. Sie war ja im Grunde ein reichbegabtes Mädchen, dessen Begabung nur eine falsche Erziehung getrübt und verdunkelt hatte.

Als Herr von Rosenstern von Tiboretz zurückgekehrt war, wohin er sich begeben hatte, um den Schein eines kauflustigen Geldmannes festzuhalten, gab er sich den größten Besorgnissen über das plötzliche Ausbleiben des Grafen hin. Man weiß aber bereits, wie ungegründet diese Befürchtungen waren und wie sie in einen wirklichen Freudenrausch umschlagen sollten. Trotz seiner Uebereinkunft mit Wellenburg, einstweilen zu schweigen, fühlte er auf dem Wege nach Hause die größte Lust, seine Tochter über das große Ereigniß zu unterrichten, denn er sah es als einen halben Verrath an, ihr das Glück, das ihn erfüllte, länger vorzuenthalten. Es kostete ihm viel, als er dennoch den Entschluß faßte, zu schweigen. Er that es weniger aus dem Bedenken, sich beim Grafen zu discreditiren, als aus Rücksicht auf seine Tochter. Er wußte nämlich nicht zu berechnen, welche Aufnahme seine mit einem Wortbruch verbundene Mittheilung bei ihr finden werde, da er sich bis zu dem heutigen Tage von aller Theilnahme an ihren Herzensangelegenheiten ausgeschlossen sah.

„Vater," sagte Marie, als er nach Hause gekommen war, „mir kommt es vor, als ob Du heute ungewöhnlich froher Laune wärst?"

„Mein Kind —" stotterte der Vater, von ihrem Scharfblick überrascht, „ich leugne es nicht — mir ist ein großer Stein vom Herzen gefallen. Ich schwebte in letzter Zeit in größeren Sorgen, als ich eingestand!"

„Ich habe es wohl gemerkt," sagte Marie. „Getäuscht hast Du mich nicht."

„Mein persönliches Erscheinen in Tiboretz," fuhr der Vater fort, „hat Alles in schönste Ordnung gebracht. — Ich bin recht glücklich!"

Er küßte Marie auf die Stirne.

„Warst Du beim Grafen?" fragte sie plötzlich.

„Nein —" gab Rosenstern zur Antwort. — „Hätte ich gewußt, daß Du ein Gewicht darauf legst —"

„Das habe ich nicht gesagt —"

„Nein, nein," verbesserte sich der Vater, „Du mißverstehst mich, oder vielmehr, ich habe einen ungeschickten Ausdruck gewählt."

Man sprach den ganzen Abend kein Wort mehr darüber.

„Wie schlimm wäre ich angekommen," dachte der Vater, „wenn ich meiner Zunge freien Lauf gelassen hätte!"

Am folgenden Tage wurde er von einer fieberhaften Unruhe aus einem Zimmer in das andere getrieben, während Marie in der gleichmüthigsten Stimmung in ihrem Arbeitscabinet am Stickrahmen beschäftigt saß. Endlich, um die Mittagsstunde hörte er den Grafen kommen, vermied es aber, ihm in den Weg zu treten. In der freudigsten Erwartung sank er in einen Stuhl, als der letzte Tritt des Besuchers, der direct zu Marien ging, verhallt war.

Marie war außerordentlich überrascht, als der Graf, den sie stets in Civilkleidung gesehen, in voller Uniform, als Major seines durchlauchtigsten Fürsten eintrat, den Degen zur Seite, den Helm mit dem wehenden Busch unter dem Arme, die Brust mit zwei Ordenssternen geziert. Ein steifer, feierlicher Ernst lag auf seinem Gesichte und sprach sich in seiner ganzen Haltung aus.

„Mein Gott!" rief Marie, vom Stickrahmen aufspringend, „welcher kriegerische Aufzug! Geht es in die Schlacht, oder kommen Sie bereits von einer Eroberung?"

„Mein Fräulein —" sprach der Graf, starr hingepflanzt, von der muthwilligen Anrede ganz aus der Fassung gebracht.

„Was!" rief Marie, ihm in's Wort fallend, mit heiterer Verwunderung. „Sie haben sogar zwei Orden? Sie haben

also schon Heldenthaten verübt? Sie gefallen mir so; doch bitte ich Sie, wie sonst gewöhnlich zu erscheinen, denn Sie ziehen heute unter diesem militärischen Pomp die Brauen so wild zusammen, wie wenn Sie gekommen wären, mir den Krieg zu erklären!"

„Mein Fräulein," sprach der Graf, nachdem er sich mit größter Ungeduld das Wort erkämpft, „die Veranlassung, die mich zu Ihnen führt, ist allerdings außergewöhnlich! Sobald Sie diese kennen werden, hoffe ich, daß Ihr liebenswürdiger Muthwille mit meinem Ernst nicht länger in einem so argen Widerspruch stehen wird."

„Ich bin nach dieser Vorrede ganz Ohr," versetzte Marie mit voller Aufmerksamkeit.

„Ich bin," begann der Graf, „in der That zu einer feierlichen Audienz gekommen, zu einer Audienz, von der mein Schicksal abhängt! Seit meiner Bekanntschaft mit Ihnen hat sich der erste Eindruck, den Sie auf mich hervorgebracht, so heftig gesteigert, daß er nun eine Macht geworden ist, welche mein Herz nicht mehr losläßt! Wenn ich mir nicht zu viel schmeichle, glaube ich, daß auch Ihnen meine Verehrung nicht gleichgültig war, und diese Vermuthung erhält, wenn ich mich an manches Ihrer Worte erinnere, einen Grad von Gewißheit. Unter dieser Voraussetzung wage ich es, Ihnen meine Hand zum ewigen Bunde anzutragen!"

„Herr Graf," rief Marie, die freudigste Ueberraschung nur mit Mühe dämpfend, „Sie erweisen mir eine Ehre, die ich nie zu träumen gewagt hätte — ich bin so verwirrt, daß ich mich sammeln muß!" —

Sie setzte sich nieder, die auf- und abwogende Brust bekundete die Bewegung ihres Gemüths.

„Es ist mir sehr begreiflich," sagte der Graf mit einer gewissen Befriedigung. „Ich ersehe, daß Sie dem Schritte eine eben so hohe Wichtigkeit beilegen, wie ich selbst." —

Marie hatte inzwischen ihre ganze Ueberlegung wieder gewonnen. Sich erhebend, bot sie dem Grafen die Hand.

„Ich habe nie daran gedacht," sagte sie, „einen solchen Antrag von Ihnen zu erhalten! Ich gehöre nicht zu den Mädchen, die mit lieblichen Illusionen spielen. Ich ge-

höre auch nicht zu Jenen, die den Kopf verlieren, wenn sie ihr Herz fortreißt. Sie haben Recht, daß ich auf die Verehrung, die Sie mir gezollt, von allem Anfang an den größten Werth gelegt habe; Sie können gewiß sein, daß ich das Glück, das Sie mir bieten, zu würdigen weiß, so zwar, daß ich das Opfer nicht übersehe, welches Sie mir zu bringen sich entschlossen haben. Dennoch —"

„Mein Fräulein," sprach der Graf mit Schrecken und fiel in die Rede, „dennoch sagen Sie?"

„Nehmen Sie es," versetzte Marie mit einem flüchtigen Lächeln, „nicht als eine finstere Vorbedeutung! Ich denke nicht daran, Ihnen einen Korb zu geben. Ich will nur verhüten, daß Ihr Antrag, den Sie gewiß wohl erwogen haben, von meiner Seite eine nicht überstürzte Antwort findet. Ich brauche Nachdenken, Sammlung — eine Bedenkzeit."

„Ich gewährte gern jede Frist," erwiderte der Graf „wenn ich nur im Voraus gewiß wüßte, daß Ihre Bedenken nicht aus dem Herzen kommen!"

„Fühlen Sie das nicht selbst?" fragte Marie mit sanfterer Stimme als gewöhnlich. „Wann haben Sie mich schon so verwirrt gesehen?"

„Darf ich fragen," sagte der Graf, „welche Bedenkzeit Sie brauchen?"

„Vielleicht bin ich schon morgen im Reinen," gab Marie zur Antwort, „vielleicht bin ich mit meinen Kämpfen in einer Woche nicht fertig. Läßt sich das so bestimmen?"

„Ich finde Ihre Ueberlegung ganz gerechtfertigt," versetzte der Graf. „Verzeihen Sie dem Ungestüm meines Herzens, wenn ich Sie zu drängen scheine!"

„Aber wohl gemerkt," rief Marie, „die Sache bleibt streng unter uns! Darunter verstehe ich, daß wir den Vater ganz aus dem Spiele lassen. Bis dahin gehört die Liebe nicht vor sein Tribunal."

„Nach Ihren Befehlen!" rief der Graf und hauchte auf ihre schöne weiße Hand einen zarten Kuß hin. „Darf ich aber wirklich hoffen?"

„Liebe und Hoffnung gehören zusammen!" erwiderte Marie, deren Ernst wieder gewichen war, mit ihrer gewöhnlichen

Leichtigkeit, indem sie den Helm des Grafen ihm aus der Hand nahm und sich ihn aufsetzte.

„Welche Lust, Soldat zu sein!“ sang sie und tänzelte vor dem Spiegel hin.

„Welch ein prächtiger Soldat!“ rief der Graf, freudig schmunzelnd.

„Ein solches Regiment wollten Sie wohl commandiren?“ meinte Marie schalkhaft.

„Nach meiner heutigen Erfahrung,“ sagte der Graf, „würde ich es schwerlich zusammenrekrutiren können!“

„Es könnte nur ein Freiwilligencorps sein,“ versetzte Marie, „das sich ungezwungen unter Ihre Fahne stellt!“

„Ich verstehe,“ bemerkte der Graf, indem er den Helm wieder zurücknahm. „Ich werde keine ruhige Minute haben, bis Sie mir den Diensteid geschworen haben!“

„Ermüden Sie bis dahin nicht,“ erwiderte Marie, „recht fleißig bei mir nachzufragen.“

Sie reichte ihm mit den zärtlichsten Blicken ihre Hand zum Kusse hin..

Der Graf verließ das Gemach, im Ganzen zufrieden, doch mit herabgestimmtem Siegesbewußtsein.

Herr von Rosenstern wartete indessen in der größten Ungeduld, bis sich der Graf entfernt hatte. Er war gewiß, daß Marie, als die glücklichste der Bräute, hervorstürzen und ihm um den Hals fallen werde. Als dies nicht erfolgte, trat er zu ihr in's Zimmer. Sie saß am Stickrahmen, wie wenn inzwischen nicht das geringste Ereigniß vorgefallen wäre. Sie zog die Fäden langsam und bedächtig wie immer. Der Vater wurde ganz aus seiner Fassung geworfen.

„So schnell ist der Graf wieder fort?“ fragte er. „Wie kommt das? Ich kam nicht gleich, da ich einen dringenden Brief zu schreiben hatte. Mein Brief war doch so kurz...“

„Er scheint Besuche vorzuhaben,“ versetzte Marie ruhig.

„Ich wollte ihn auf heute Abend einladen,“ klagte der Vater; der bedauernde Ton galt einer ganz andern Sache. „Kommt er wieder?“

„Welche Frage!“ rief Marie. „Wenn Du ihn einladen

willst, kannst Du ja hinschicken. Uebrigens wäre es mir lieber, wenn Du es verschieben wolltest!"

„Wie Du willst," sagte der Vater mit scheinbarer Fügsamkeit, „wir verschieben es!" Er ging, unfähig, sich eine Vorstellung von dem Vorgefallenen zu machen, wieder hinaus. Nicht lange darauf besuchte er den Grafen, die peinlichste Unruhe ließ ihn nicht rasten. Als er von diesem den Zusammenhang der Sache erfuhr, stand sein Verstand einen Augenblick lang vollkommen still, weil das, was er vernahm, allen seinen Voraussetzungen zuwiderlief. Wie unlieb es ihm war, war er doch bemüht, die Handlungsweise seiner Tochter auf die dem Grafen schmeichelhafteste Art zu deuten.

Der Graf schien im Gefühl seines hohen, persönlichen und besonders heraldischen Werthes diese Meinung aufrichtig zu theilen.

Beim Nachhausegehen sagte Herr von Rosenstern zu sich:

„Auf wen wartet sie? Es ist zum Verzweifeln! Errathen kann man sie nicht, und sie selbst ist von einer Verschwiegenheit, die mir ganz neu ist. Ich kann ihr nicht zureden, ich muß die Hände in den Schooß legen und kommen lassen, was da kommt! Bei Gott, ich wollte, meine Tochter wäre mehr wie andere Mädchen und weniger interessant, genial, originell!"

Achtes Kapitel.

Herzenskämpfe.

In Solm's Hause ging indessen Alles seinen herkömmlichen und regelmäßigen Gang fort. Die Bekanntschaft mit der Familie Rosenstern war noch immer auf demselben Fuße der nothwendigsten Höflichkeit stehen geblieben, ohne, wie man hätte erwarten dürfen, zu einer größeren Vertraulichkeit über-

zugehen. Horsky war noch immer der einzige Mann, der beinahe täglich aus- und einging.

Solm war inzwischen zu Herrn von Rosenstern nicht wieder gekommen, obwohl dieser nach der pflichtschuldigen Erwiderung des ihm abgestatteten Besuchs mehrere Anlässe ergriffen hatte, um wieder bei dem Großhändler zu erscheinen. Solm hatte ihn stets nicht blos höflich, sondern beinahe herzlich empfangen, fand sich jedoch nie bewogen, den an ihn ergangenen Einladungen nachzukommen, wiewohl denselben sogar ein Zwang der Galanterie beigemischt war, da sie auf indiscrete und verblümte Weise mit von Marie ausgingen. Dies Benehmen war durch Solm's Ueberbürdung mit Geschäften und alle seine Gewohnheiten hinlänglich gerechtfertigt, mußte aber dennoch dem Rentier eigenthümliche Bedenken einflößen. Rosenstern suchte ja vornehmlich diesen Umgang, um sich mit dem Repräsentanten einer so hochgeachteten Firma öffentlich zu zeigen, und mußte, als dies immer fehlschlug, argwöhnen, daß Solm als Geschäftsmann von dem wackelnden Stand seiner Finanzen Wind habe und sich vorsätzlich zurückziehe... Ein einziges Mal waren sie an einem Vergnügungsorte zufällig zusammengetroffen. Es war im Baumgarten spät Abends, als Beide sich eben zum Aufbruch anschickten. Solm war in Begleitung seiner Nichte und Horsky's, Rosenstern hatte außer Marie den Grafen Wellenburg mit sich. Die Begegnung war äußerst kurz, und von einem gemeinsamen Nachhausegehen konnte keine Rede sein, da der Rentier seine Equipage erwartete und Solm wie der bescheidenste der Fußgänger heimwanderte. Bei dieser Gelegenheit hatte ihn Marie aufgefordert, ihr seinen nächsten freien Augenblick zu schenken und sich in ihrem Hause zu zeigen, oder wenn dies lange nicht ginge, ihnen einen kleinen Besuch in der Loge zu machen, da er um die Theaterzeit ohnehin vor Geschäften Ruhe habe. Solm versprach Alles, hatte aber den freien Augenblick noch nicht gefunden. An den Logenbesuch hatte er freilich nie im Ernste gedacht, da er alles Auffällige scheute und ihn alles von seiner bisherigen Einfachheit und Schlichtheit Abweichende genirte. Ein Besuch in der Loge war in seinen Augen eine elegante Ostentation. Wie kann man eine

Visite machen, dachte er, der tausend Augen zusehen? Wie sprechen, indeß hier und dort ein Opernglas jeden Zug des Gesichts belauscht? Er hätte kein größeres Widerstreben gefühlt, sich in seinen Jahren in einen Jockeyclub aufnehmen zu lassen.

Während somit das Solm'sche Haus sein ehemaliges Aussehen bewahrt hatte, war doch geheim darin eine große Veränderung vorgegangen, die freilich vom Auge keines einzigen seiner Bewohner bemerkt worden wäre, weil sie noch nicht recht zu Tage lag. Solm war nicht mehr derselbe. Ihm war jener Spaziergang zum Freundschaftssaal, der ihn an den Tisch, wo Marie saß und später die beiden genialen Virtuosen Platz genommen hatten, verhängnißvoll geworden... Eine bis dahin ihm unbekannte Gewalt hatte in sein Herz eingeschlagen, und er stand schon mitten im Feuer, ehe er sich bewußt wurde, was geschehen sei! Er war durch das Leben gekommen, ohne irgend einer Leidenschaft anheimzufallen! Jetzt, fast am Abend seines Lebens, über die Vierzig hinaus, sollte er, wie es schien, den Tribut entrichten, welchen sonst nur die Jugend den Leidenschaften und Stürmen zahlt! Er hatte nie zuvor mit dem gefährlichen Gedanken gespielt und mit keinem noch so leisen Wunsch Gemüth und Phantasie aufgeregt, am allerwenigsten sich übermüthig, wie ein Jüngling, in den schönen Abgrund gestürzt... Wie Einer, der vor dem Schwindel sicher zu sein glaubt, war er dahingegangen, und nun war er plötzlich vom Taumel ergriffen worden!...

Gleich bei dem ersten Erwachen betrachtete er seinen Zustand mit entsetzten Augen. Er wollte den Bann mit Gewalt brechen, die Verwirrung in seinem Innern beseitigen und seinem Herzen, das plötzlich so wild auftrat, seinen früheren ruhigen Lauf wieder anweisen. Er hatte so oft im Leben Selbstbeherrschung nöthig gehabt, hatte dieselbe auch besessen und immer, wenn er wollte, gefunden. In Folge dieser Erfahrung traute er dem Willen eine allen Kämpfen und Versuchungen gewachsene Kraft zu und hielt es für Mangel an Ernst und Entschlossenheit, ja für heimliche Nachgiebigkeit, wenn eine unzulässige Regung die Oberhand behielt.

Aber siehe da, er lag jetzt selbst in einer Krise, die er nicht zur Entscheidung zu bringen vermochte, und kämpfte gegen eine Macht an, gegen welche sein Wille wie von einem Felsen abprallte!... Er kehrte seinen ganzen Zorn gegen sich und wollte mit Strenge etwas ausrichten; aber seine Leidenschaft spottete über diese moralischen Ausbrüche, wie über eitle Drohungen. Es blieb ihm nichts übrig, als auf die Zeit, die so Vieles langsam zerbröckelt, zu vertrauen, und beschloß, sich dem Gegenstande seiner Qualen nicht wieder zu nähern...

Alles das fand bereits in Karlsbad statt. Von da an kam er auf Umwegen zum Kurbrunnen, trank sein Glas und schlüpfte in den nahen Wald. Es war daher kein Zufall, wenn Marie den Büreaukraten, wie sie ihn anfangs nannte, eine Zeitlang nirgends mehr erblicken konnte. Er floh sie, er mied sie, er versteckte sich vor ihr.

Sonderbar war das Spiel des Schicksals, daß der Mann, der bisher an allen Damen gleichgültig vorübergekommen, gerade vor einer stehen blieb, bei einer die Freiheit einbüßte, welche am wenigsten unter allen für ihn geschaffen schien und die entgegengesetztesten Grundsätze und Weltansichten hatte! Wenn er vermocht hätte, sie zu durchblicken, und ein besserer Menschenkenner gewesen wäre, so würde er, wenn er ja Feuer gefangen, mit seinen Kämpfen bald glücklich zu Ende gekommen sein. Wie es aber war, konnte man ihm nicht einmal eine besondere Blindheit zum Vorwurf machen. Er sah das Mädchen ja immer nur von der vortheilhaftesten Seite, abgesehen davon, daß die Zaubermacht der Jugend und Schönheit ihn allein schon fesselten. Drei- oder viermal hatte sie ihn auf seinen Fluchtversuchen erhascht, und jedesmal hatte er einen neuen, für sie günstig sprechenden Eindruck mit nach Hause genommen.

Bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihr hatte er sie als eine warme Verehrerin der Kunst kennen zu lernen geglaubt und konnte ohne nähere Anhaltspunkte schwer errathen, daß das von ihr angeschlagene Gesprächsthema ein Seitenangriff auf die beiden neben ihm sitzenden Fremdlinge war. Das zweite Mal traf er sie im Walde, als er vom Hirschsprung herabstieg, und mußte glauben, daß sie sich dorthin

begeben, um das wüste Menschengedränge mit der Stille der schönen Natur zu vertauschen. Wer konnte errathen, daß sie nur von ihrem Aerger über den Mangel an allem Umgange hinausgetrieben worden war? Als er ihr noch später begegnete, redete sie ihn stets munter und fröhlich an, so daß er sich jedesmal von einem frischen Hauch angeweht fühlte und seinen finstern Entschluß, einem so holden Wesen ausweichen zu wollen, hinterher jedesmal bereute. Er hielt für Wärme, Leutseligkeit und Theilnahme, was eigentlich Langeweile, Herablassung und stolzes Mitleid war! Da er Marie von einem so trügerischen Standpunkt aus betrachtete, mußten diese Begegnungen seine noch immer fortdauernden Kämpfe erschweren und wilder anfachen...

Die Eitelkeit pflegt in solchen Momenten mildernd und versöhnend einzuwirken, aber Solm ging dies erleichternde Mittel ganz ab, da er Damen gegenüber das Gegentheil der Eitelkeit, ein Mißtrauen gegen sich hatte, das fast an Geringschätzung grenzte. Statt von Mariens Freundlichkeit und Vertraulichkeit aufgemuntert zu werden, wurde er auf's Tiefste entmuthigt, indem er daraus den Beweis zog, daß er fortan und vielleicht schon lange einen väterlichen Eindruck hervorbringe, welcher das Mädchen so unbefangen an ihn herankommen lasse. Dies schien ihm in seinen Manieren, in seinem Ernst und seinen Jahren unabänderlich begründet.

Auf diese Weise hatte seine Liebe etwas Peinliches, Niederdrückendes und Verzweifeltes, und hing ihm trotz seiner klaren Selbstkritik und aller Willensenergie, wie es im vorgerückten Alter oft geschieht, mit der Naturgewalt eines Krankheitszustandes an. Nach Mariens Abreise von Karlsbad trat zwar eine Besserung ein, und als er nach Prag zurückgekommen, glaubte er schon auf dem Wege der Genesung zu sein. Hier aber gab er das Mittel, das ihm augenscheinlich geholfen, nicht wieder auf und vermied es, Marie zu sehen, um sich vor jedem Rückfall zu sichern.

Nach ein paar Wochen sah er endlich auf die Tage von Karlsbad mit Ruhe zurück und freute sich, seine thörichte Schwäche überstanden zu haben. Unter den Kämpfen hatte natürlich sein Aussehen stark gelitten, und seine Stimmung,

die sich immer zum Düstern neigte, war, ohne daß er es wußte, mit dem Nebel einer öden Schwermuth bedeckt geblieben.

Eines Nachmittags saß er mit Horsky zusammen und unterhielt sich mit ihm, wie gewöhnlich, über Politik und Geschäftsangelegenheiten, während der Kaffee auf der Spiritusflamme brodelte.

„Ich finde Sie seit einiger Zeit so eigenthümlich gestimmt, so wunderlich,“ sagte Solm plötzlich. „Was ist Ihnen?“

„Diese Frage,“ erwiderte Horsky, „haben Sie schon mehrmals an mich gestellt. Ich zweifle nicht, daß Sie einen Grund dazu haben, aber ich bin unfähig, eine Antwort darauf zu geben. Es steigen eben im menschlichen Kopfe zuweilen Wolken auf, ohne daß man sagen kann, woher sie kommen. Als Sie von Karlsbad kamen, schienen Sie mir ebenfalls etwas von Ihrem gewöhnlichen Aussehen Abweichendes an sich zu haben, worüber Sie gewiß auch so wenig wie ich Rechenschaft abzulegen vermocht hätten.“

„Ich war in der That damals nicht in meinem normalen Zustande,“ entgegnete Solm und schlug die Augen nieder. „Es steckte auch etwas dahinter.“

„Hätten Sie mir aber auf meine Bemerkung hin Auskunft darüber geben können?“

„Schwerlich,“ meinte Solm, indem sich sein ganzes Gesicht nachdenklich faltete.

„So geht es auch mir!“ sagte Horsky lebhaft. „Es reift Manches in unseren Stimmungen, was uns selber erst später klar wird, und ist es gereift, verschweigt man es nicht immer aus bloßem Mangel an Vertrauen.“

„Ich weiß genug,“ sagte Solm, „Sie haben beiläufig angegeben, wohin ich Ihren Zustand einzureihen habe…“

„Weil ich nie nach der Ursache gefragt,“ versetzte Horsky, „dürfen Sie nicht glauben, daß mir alle Beobachtungsgabe abgeht. Sie waren in der That, wie ich Sie früher nie gesehen. Sie stockten oft mitten in der Rede und brachen ab. Oft fielen Sie in ein seltsames Brüten, murmelten etwas undeutlich vor sich hin, und wenn Sie das Gespräch wieder aufnahmen, waren Sie bei einem ganz neuen Gegenstande, der meistens mit dem vorigen gar nicht zusammenhing.“

„Wirklich?“ rief Solm. „Aeußerte es sich so stark? Es ist wahr, ich war in großer Aufregung. Aber es ist jetzt gänzlich vorüber? Nicht wahr?“

„Seit einiger Zeit vollkommen,“ gab Horsky zur Antwort.

„In ein paar Jahren,“ versetzte Solm, „wollen wir darüber weiter sprechen.“

Bertha, die von einem Ausgange zurückgekommen war, trat ungestüm ein. Nach einem flüchtigen Gruße setzte sie sich, ohne Hut und Mantille abgelegt zu haben, an den Tisch und sagte, während sie sich zugleich eine Tasse Kaffee einschenkte:

„Was das für ein hochmüthiges Wesen ist, diese Marie von Rosenstern! Ich bin ihr soeben begegnet. Sie hätte mich nicht gegrüßt, wenn ich nicht den Anfang gemacht hätte, und selbst dann nickte sie so unmerklich und vornehm, wie wenn ein Stubenmädchen vorübergegangen wäre. Ein anderes Mal kenne ich sie nicht!“

„Seid Ihr Mädchen ein aufgeregtes Völkchen!“ rief Solm mit einigem Unwillen. „Den unbedeutendsten Mienenzug versteht Ihr zu deuten und legt in die kleinste Falte ohne alles Bedenken alle Gehässigkeit der Welt hinein!“

„Ich könnte vielleicht Unrecht haben,“ versetzte Bertha, „wenn Marie nicht als hochmüthig bekannt wäre!“

„Geschwätz!“ rief Solm. „Wie liebenswürdig hat sie Dich erst neulich im Baumgarten angesprochen!“

„Ja,“ sagte Bertha, „weil Herren bei mir standen!“

„Desto leichter,“ erwiderte Solm, „konnte sie Dich ignoriren!“

„Allerdings,“ sagte Bertha, „wenn sie es nicht darauf anlegte, sich in Gegenwart von Herren im schönsten Lichte zu zeigen!“

„Das ist abscheulich von Dir,“ versetzte Solm, beinahe aufgebracht. „Du wirst doch nicht zu Denjenigen gezählt werden wollen, denen man nachsagt, daß sie Jede blind angreifen, die ein bischen schöner ist!“

„Marie beneide ich nicht um ihr blasirtes Gesicht!“ versetzte Bertha.

„Da haben wir es!“ rief Solm, zu Horsky sich wendend. „Eins hat sie noch nicht bewiesen, schon springt sie auf einen neuen Angriffspunkt los. Diese Seite,“ fuhr er gegen Bertha gekehrt fort, „hab' ich noch nicht an Dir gekannt! Am allerwenigsten gefällt es mir, daß Du Deinen Ausfall gegen eine Person richtest, mit welcher wir bis zur jetzigen Stunde in der freundlichsten Berührung gestanden.“

„Aber, lieber Onkel,“ rief Bertha, „welche Beweggründe kann ich haben, ihr übel nachzureden? Sie steht mir nicht im Wege. Kann ich dafür, daß ich dasselbe fühle, was die ganze Stadt über sie sagt?“

„Die Stadt! Die Stadt!“ rief Solm. „Verwechsle nicht einige Coterieen mit der ganzen Stadt!“

„Ich verwechsle nichts,“ sprach Bertha mit größerer Lebhaftigkeit. „Frage alle Mädchen und Frauen der Reihe nach und sage mir, wie es kommt, daß sie keine einzige Freundin hat und niemals eine gehabt hat? Sehr einfach, weil sie alle theils durch ihr Benehmen abstößt, theils mit Vorsatz verletzt. Unter den Herren hat sie freilich eine starke Partei, und um diese zu gewinnen, ist sie in der Wahl ihrer Mittel auch gar nicht bedenklich!“

„Was Du heute für eine böse Zunge hast!“ rief Solm, „ich kenne Dich gar nicht wieder! Solche Bemerkungen passen wenig für ein Mädchen, das ohnehin keine Welterfahrung hat und das Gerede Anderer für baare Münze nehmen muß!“

„Damit Du siehst,“ erwiderte Bertha mit einem ironischen Lächeln, „daß ich auch ihre Tugenden erkenne, gebe ich gern zu, daß sie eine ungewöhnliche Virtuosität haben muß, Männer zu behandeln, denn es ist ihr sogar gelungen, Dich, trotz Deiner strengen Grundsätze, zu ihrem warmen Vertheidiger zu machen.“

„Hören wir auf,“ rief Solm, über die plötzliche Wendung, die das Gespräch genommen, betroffen, und sprang auf. „Du bist parteiisch, verblendet, voreingenommen! Was kann ihr an mir gelegen sein!“

„Was?“ erwiderte Bertha, indem sie den Hut abwarf, der ihr in der Hitze des Gefechts unerträglich geworden war. „Du bist ein Mann, unverheirathet, reich!“

„Es lohnt sich kaum der Mühe," gab Solm zur Antwort, „auf Dein albernes Geplauder einzugehen; dennoch muß ich Dir sagen, daß Marie Rosenstern zu einer Zeit höchst freundlich gegen mich war, als sie mich vermuthlich für einen armen Magistratsschreiber hielt."

„Wenn man es ihr glauben darf!" warf Bertha mit unverbesserlicher Skepsis hin.

„Es ist erwiesen," rief Solm, „daß sie nicht wußte, wer ich war. Uebrigens ist es gar zu verrückt, anzunehmen, daß ein Mädchen von ihrem Vermögen, ihrer Schönheit, von Verehrern verfolgt, einem Graukopf wie mir besondere Beachtung schenken sollte, der nichts als sein Geld hat."

„Geld," versetzte Bertha, „ist der größte Vorzug in ihren Augen!"

„Bringe mich nicht auf!" rief Solm, hastig auf- und abgehend. „Wird mich ein kaum dem Ei entschlüpftes Huhn lehrmeistern wollen?"

„Behüte mich der Himmel!" erwiderte Bertha, „sprich mir nur nicht allen Verstand ab! Du kümmerst Dich eben um solche Kleinigkeiten gar nicht, sonst wüßte ich nicht, wie Du solche, aller Welt entgegengesetzte Ansichten äußern könntest. Betrachten wir einmal den Grafen Wellenburg, der jetzt ihr unzertrennlicher Begleiter geworden —"

„Ist er das?" fragte Solm mit spärlich verhehltem Interesse.

„Alle Welt spricht davon," gab Bertha ermuthigt zur Antwort. „Er ist mit ihr im Theater, auf den Promenaden, im Wagen, zu Hause! Welches ausschließliche Interesse kann sein Aussehen und sein Geist in Anspruch nehmen, wenn man sein Vermögen und seinen Grafentitel abrechnet?"

„Dein Geschmack," versetzte Solm, „ist nicht der maßgebende!"

„Sie ist gescheidt," fuhr Bertha, ohne sich unterbrechen zu lassen, fort, „man kann sagen zu geistreich, um ihn für etwas Anderes, als eine Partie zu halten. Einer solchen Partie jagt sie schon seit ihrem ersten Balle nach. Glaubst Du, sie würde es sonst wochenlang an der Seite eines Mannes aushalten, der nur über Küche und Tafel spricht?"

„Du bist boshaft," sagte Solm, ein Lächeln verbeißend. „Horsky besucht uns alle Tage; was würdest Du sagen, wenn irgend Jemand über Euch Zwei etwas Aehnliches zusammen=combinirte?"

„O," rief Bertha, „alle Welt weiß, daß Horsky Dein Advocat ist und zu Dir, nicht zu mir kommt!..."

Diese Worte versetzten Horsky einen tiefen Stich durch's Herz. Aus seiner zusammengezogenen und verfinsterten Stirn schien sich ein Blitz entladen zu wollen.

„Ich blieb," sagte er ruhig und fest, „ein stiller Zeuge Ihres Gesprächs. Da ich Fräulein von Rosenstern zu wenig kenne, konnte ich weder ihre Partei ergreifen, noch vermitteln wollen. Was aber die Besuche betrifft, die Graf Wellenburg ihr abstattet, so finde ich nichts Auffälliges und Anstößiges darin, wie Fräulein Bertha. Geht sie mit ihm auf der Straße, so ist sie nicht die Einzige, die ein Herr begleitet, sitzt er neben ihr in der Loge, so läßt sie tausend Augen ihr Thun offen sehen, erscheint sie mit ihm an öffentlichen Orten, so zeigt sie, sie habe der Welt nichts zu verbergen. Anders wäre es freilich, wenn man ihr nachsagte, sie *habe eine heimliche Liebe hinter dem Rücken ihres Vaters*!"

Diese betonten Worte, von einem scharfen Blick begleitet, brachten Bertha in Verwirrung.

„Mit Euch komme ich nicht auf!" rief sie aufspringend und eilte zur Thüre hinaus.

„Sie fühlt sich getroffen," sagte Horsky zu sich. „Ihre Verstellungskunst ist wahrlich noch sehr gering!"

Neuntes Kapitel.

Drei Freunde zusammen.

Die alte Botin, welche von Kral unmittelbar nach dem Besuche Eschburg's fortgeschickt worden war, hatte weder Horsky noch Wildengrün zu Hause gefunden. Es vergingen mehrere Tage, ehe die Zusammenkunft stattfinden konnte.

Kral hatte die größten Anstrengungen gemacht, um seine alten Clubfreunde würdig zu empfangen. Bei der beschränkten Räumlichkeit seines Hauses mußte das große, öde Zimmer, in welchem er seinen Patienten Audienz zu ertheilen pflegte, in den Soupersalon verwandelt werden und war schon zu diesem Zwecke Tags zuvor von der alten Dienerin nach langer Vernachlässigung wieder einmal ausgefegt und gescheuert worden. In die Mitte der Stube war ein mittelgroßer Tisch gerückt, drei Lehnstühle waren für den Abend eigens ausgeliehen worden. Sie waren bequem, sehr altväterisch, konnten aber bei ihrem hohen Greisenalter gut conservirt genannt werden. Auf dem Tische standen zahlreiche Schüsseln mit kalten Speisen und Salaten, ein paar Flaschen und vier massive Silberleuchter. Diese Leuchter stellten vier halbnackte, morgenländische Könige vor, deren Arme über die Brust verschränkt waren und die auf dem Kopfe einen reichen Federschmuck trugen, in welchem die dicken Stearinkerzen aufgepflanzt waren. Unweit vom Fenster war noch ein gedecktes Tischchen aufgestellt, das alle Apparate und Stoffe zu einer Bowle trug. Auch hier prangten zwei, jedoch nur bronzene, Leuchter von demselben Kaliber und strahlten ein festliches Licht aus. Diese verschwenderische Beleuchtung gab dem Ganzen einen heitern Charakter, nur die vier Wände sahen unendlich traurig aus, denn sie mußten diesmal ihre verwaschene Malerei und alle Scharten und Striche bis in's Kleinste offenbaren, während sie sonst beim Schein der Studirlampe in ein schonendes Dunkel gehüllt blieben. Dem Haupttische nahe stand noch ein Gestell mit einer Anzahl von Pfeifen, kurzen und langen Weichselröhren.

An diesem Arrangement war sicher nichts auszustellen, auch Kral betrachtete es mit Zufriedenheit. Die Sonne hatte sich längst schon hinter dem Prager Schlosse versteckt; er stand im Schlafrock am offenen Fenster, durch welches ein angenehmes Lüftchen hereinwehte, und erwartete seine Freunde.

Als sie endlich gekommen waren, ging er ihnen freundlich entgegen und man schüttelte einander die Hände.

„Sagt," rief Kral, „was soll man von Jugendbekanntschaften halten? Habt Ihr für Alles Zeit, nur nicht für den

einsamen Kral? Um Euch einmal zu sehen, muß ich Euch amtsmäßig vorladen, und wenn es so fortgeht, arretiren lassen."

„Halte einem Geschäftsmenschen etwas zu Gute," sagte Horsky. „Wir gedenken so oft Deiner —"

„Und bleiben zu Hause."

„Nein, wir kommen, sobald Du uns rufst, und sobald wir wissen, daß wir Dir gelegen kommen."

Nun erst betrachtete der junge Advocat das festlich hergerichtete Zimmer mit einem gewissen Erstaunen. „Wildengrün, was sagst Du? Sind wir denn wirklich bei unserem alten Giftdoctor? Oder haben wir uns zu einem Bankier verirrt?"

„Es ist großartig!" rief Wildengrün lachend. „Er hat als Wirth stupende Fortschritte gemacht. Denke nur, welche feine Aufmerksamkeit! Welche Rücksicht auf unsere Nerven! Nirgends ein Skelet, nirgends eine Leiche!"

„Es ist wahr!" sagte Horsky. „Nicht die kleinste! Auch die Spucknäpfe sind fort, die alten mit Sand gefüllten Hüte! Ich sagte oft: wirft man einen um, rollt gewiß ein Kinderschädel hervor! Wahrlich, ich bin ihm dankbar! Wir haben das wohlthuende Gefühl, daß alle Schauder des Grabes in der Nachbarstube verschlossen sind!"

„Laßt die schlechten Witze!" sprach Kral, ohne die Miene zu verziehen, gutmüthig. „An den Tisch, eßt und trinkt, die Hausmutter servirt den Bouillon!"

Auf diesen Aufruf eilten Alle an den Tisch, wie wenn Gefahr vorhanden gewesen wäre, keinen Platz zu bekommen, wenn man sich einen Moment verspätete.

Während der kalte Braten umherging, sagte Horsky:

„Welche prächtigen Leuchter: vier morgenländische Könige mit Federkronen auf dem Kopfe und Ketten um die Handgelenke! Leuchter, die Tafel eines Eroberers zu erhellen! Wenn sie Kunosch gehörten, würde ich sie für Ueberbleibsel aus dem salomonischen Tempel halten."

„Die hat Kral gewiß nicht gekauft!" meinte Wildengrün.

„Da reute mich wahrlich das Geld!" rief Kral. „Sie sind ein Geschenk von einem Unbekannten!"

„Aus Erkenntlichkeit,“ versetzte Horsky, „daß Du ihn unsecirt aus Deinen Händen entlassen?“

„Nochmals, um Himmels willen, nicht die alten, schlechten Späße! Macht mich nicht so mit Gewalt zum Todtenvogel, zum Leichenhuhn!“ rief Kral. „Doch Wildengrün sprach vorhin von Kunosch. Wißt Ihr etwas von ihm? Was ist aus ihm geworden? Wo treibt er sich umher?“

„Ich hörte zuletzt, er sei Director einer herumziehenden Schauspielertruppe geworden,“ gab Horsky zur Antwort. „Weiß Gott, unser verlorener Sohn!“

„Den wir vermuthlich nicht früher bei uns sehen,“ bemerkte Wildengrün, „als bis er keinen ganzen Stiefel mehr hat!“

„Leider sind wir jetzt in der Lage, sie ihm besohlen zu lassen!“ rief Horsky.

„Eine gute, aber ganz haltlose Natur!“ sagte Kral. „Es ist am traurigsten für ihn selbst! Ich verdamme ihn nicht. Jeder treibt's, wie er ist. Wundern wir uns nicht, daß ein Lahmer nicht allein laufen kann!“

„Sie waren doch schön, unsere Fünfbundabende von ehemals!“rief Wildengrün. „Welche Freude hat uns ofteder alte Haydn mit seinen Quartetten bereitet! Wenn es manchmal leidlich zusammenging, welcher Jubel! Mit welcher Weihe spielte Kunosch sein Violoncell! Und das stürmische Entzücken des alten Raths! Sein ernsthaftes Lauschen in der Ecke des Kanapees und, wenn die Sache gut ging, dieser mächtige Applaus seiner Hände! Wenn es den hingeschiedenen Geistern vergönnt ist, die Erde zu besuchen, war der alte Haydn sicher einmal bei uns!“

„Auch unser Grog, der jetzt aus der Mode gekommen und heute durch vornehmeres Getränk verdrängt ist, war nicht zu verachten! Kral, Du hättest uns wieder Grog geben sollen!“ rief Horsky.

„Ihr könnt ihn haben,“ erwiderte Kral, „wenn Ihr mit den Flaschen da zu Ende seid. Wasser ist leicht heiß gemacht.“

„Erinnert Ihr Euch,“ fragte Wildengrün, „der Abende, da der Alte als Koch auftrat? Wie er uns die Maccaroni auf italienische Weise bereitete und das Stufato? Und dann“

— er mußte lachen — „wißt Ihr noch, wie er den Seefisch mit jener wundersamen Sauce auftrug? Unser Geschmack empörte sich, er aber sagte: Was wollt Ihr, Kinder? Ich habe Euch diesen Fisch genau nach den Vorschriften des großen römischen Feinschmeckers Cölius Apicius bereitet: wollt Ihr die Autorität des Cölius Apicius leugnen, des edlen Cölius Apicius, der sich umbrachte, weil ihm nur drei Millionen geblieben waren und er somit nicht mehr anständig leben konnte! Eßt, eßt! Cölius Apicius hat es besser verstanden als Ihr, was gut ist!"

„Ach, die alte Zeit, die alte Zeit soll leben!" rief Horsky. „Wir machen Carrière, man nennt uns Glückskinder, und wir denken doch noch Alle sehnsüchtig an die alte Zeit zurück, da wir nichts, da wir arme Schlucker waren! Die alte Zeit, die alte Zeit!"

Die Gläser klangen an.

Inzwischen war das Essen beendigt. Die ersten Rauchwolken fingen schon sich zu erheben an.

„Ach!" sagte Kral, „etwas habe ich doch vergessen!"

Er verschwand auf einen Augenblick im nächsten Zimmer und kam mit einer Art beinerner Schale von bleicher Kalkfarbe zurück, die er auf den Tisch zwischen die Beiden hinstellte.

„O weh!" rief Wildengrün.

„Was giebt's?" fragte Kral mit großem Ernst, während Horsky nach der Ursache von Wildengrün's Ausruf forschte.

„Sieh einmal," sagte der junge Maler, „ist das nicht das Hinterhauptbein eines Menschenkopfes?"

„Bei Gott!" rief Horsky. „Kral bleibt doch immer Kral!"

„Ihr Narren!" meinte Kral, „wo sollen wir denn die Asche hinthun?"

„Also einen Aschenbecher stellt dies vor!" rief Horsky lachend. „So wird wenigstens nichts darauf servirt?"

„Dann bin ich zufrieden," sagte Wildengrün, indem er seine Cigarre abstreifte. „Mensch und Cigarre sind ja Asche!"

Die Bowle wurde aufgetischt und steigerte die behagliche Stimmung. Andere Erinnerungen aus den vergangenen Tagen wurden ausgetauscht und der Contrast zwischen Sonst

und Jetzt, doch zu Gunsten der schönen Gegenwart hervorgehoben. Bei diesen Rückblicken war es natürlich, daß das Gespräch immer wieder auf den verstorbenen Rath gerieth, der den Grundstein zu der plötzlichen Veränderung gelegt. Nun ergriff Kral die Gelegenheit, seinen Freunden die Mittheilung zu machen, was ihn eigentlich bewogen habe, die Freunde für heute zusammenzuberufen. Nachdem er die wilde Scene mit Zadera und den durch denselben gewissermaßen angekündigten Besuch Eschburg's getreu und ausführlich, ohne jede persönliche Nebenbemerkung, wie ein unparteiischer Berichterstatter erzählt hatte, wandte er einen fragenden Blick an seine Freunde. „Dieser Vorfall," sagte er, „hat mir zu denken gegeben und den Wunsch doppelt erregt, Euch bei mir zu sehen. Der Besuch des jungen Menschen ist mir nicht zu Theil geworden, weil ich Kral heiße und des alten Mannes Doctor war, sondern weil ich Miterbe bin. Somit geht Euch der Besuch ebenso viel an als mich. Es war meine Pflicht, Euch von Allem genau in Kenntniß zu setzen, und ich will nun Eure Meinung hören!"

Die Erzählung, bei welcher sich die Aufmerksamkeit der beiden Zuhörer fortwährend gesteigert, hatte eine große Sensation hervorgebracht. Besonders auf Horsky war der Eindruck unverkennbar ein sehr tiefer.

„Die Sache," sprach er, „ist in mancher Beziehung wichtig und, wie mir scheint, noch immer nicht abgewickelt und abgespielt, wiewohl es der freundliche, ja freundschaftliche Abschied, den der junge Anverwandte von Kral genommen, dies vermuthen lassen sollte. Seitdem ich von Tag zu Tage im Geschäftsleben meine Erfahrungen mache, schwindet das bischen Optimismus, das ich früher hatte, mit reißender Geschwindigkeit, so zwar, daß bald nichts mehr davon da sein wird. Nichts ist klarer, als daß dieser Eschburg mit Mißtrauen erfüllt, vielleicht gar ein Verbrechen witternd, bei Dir erschienen ist; man weiß nicht, wie sehr dabei sein verletztes Rechtsgefühl von der Habgier in's Schlepptau genommen worden. Kral's offene und freimüthige Haltung hat ihn offenbar in seinen Ansprüchen entmuthigt. Die Erinnerung an den einsamen, armen, alten Mann stürmte auf ihn ein, er sah die Gypsbüste

von Immortellen umkränzt; das Alles ist nicht ohne wirklichen Einfluß auf sein junges Gemüth geblieben. Aber laßt nur seinen Gefühlssturm vorübergehen, Freunde! Wie dieser sich legt, sollt Ihr sehen, daß er auf praktischere Gedanken kommen und ein so bedeutendes Erbe nicht ohne vorhergehende Anstrengungen wird fahren lassen wollen! Seitenverwandte verschmerzen so etwas gerade am schwersten. Glaubt an meine Prophezeiung und seid auf einen hartnäckigen Sturm gefaßt!"

„Ei, ei! Du siehst die Sache schwarz an!" rief Kral.

„Nicht zu schwarz!" rief Horsky.

„Läßt sich denn das Testament irgendwie angreifen?" fragte Wildengrün überrascht.

„Dasselbe will ich von Horsky hören!" sagte Kral. „Wiewohl ich das Geld eingestrichen, habe ich von den Urkunden nur die oberflächlichste Kenntniß."

„Das Testament," gab Horsky in seiner ruhigen und klaren Art zur Antwort, „ist vom Rath Eschburg einige Wochen vor seinem Tode bei vollster Zurechnungsfähigkeit und mit Beachtung aller gesetzlichen Formen eigenhändig geschrieben und dem Advocaten und Notar Eisenstamm zur Aufbewahrung und Vollstreckung übergeben worden. An demselben Tage hat er eine identische Abschrift bei dem Kaufmann Tauffers, dem Chef eines unserer solidesten Häuser, wo sein ganzes Vermögen placirt war, hinterlegt. Kein Document kann rechtskräftiger sein als dieses, und der Gedanke an Fälschung oder Erbschleicherei kann nur in dem Kopfe eines verrückten Rabulisten oder eines erblustigen Phantasten aufkommen."

„Ein weiser Daniel! Wohlgesprochen, junger Richter!" rief Wildengrün.

„Welche Gefahr also," fragte Kral, „welcher Strauß kann uns bevorstehen? Fängt er Streit an, in Gottes Namen! Er bezahlt ihn ganz allein!"

„Ganz meine Meinung!" sagte Wildengrün.

„In solchen Fällen," gab Horsky mit gerunzelter Stirne zur Antwort, „fängt das Unangenehme nicht erst mit der möglichen Gefahr einer gerichtlichen Niederlage an. Es ist

allerdings unbestreitbar, daß uns kein Proceß gemacht werden kann, außer einer, der für den Urheber einen kläglichen Ausgang nimmt. Die Sache hat aber auch noch andere Seiten, wo der Verdruß steckt, den ich wenigstens gerne mit einem Geldopfer aufwiegen würde. Mit und ohne Proceß giebt es ein öffentliches Gerede, die Welt nimmt sich aus verstecktem Neide der zu kurz gekommenen Erben, wenn sie nahe Verwandte, gern an, es entsteht eine Partei, die von uns das Schlimmste glaubt und nur vom gesetzlichen Mantel für gedeckt und geschützt hält — kurz, ich sehe Skandal an allen Ecken und Enden! An der Handvoll Einsichtiger und Vernünftiger hat man gar keinen Halt, gar keinen Schutz, denn diese Leute kümmern sich in der Regel nicht um Dinge, welche sie nichts angehen. Sie schweigen und der tolle Lärm wird von ihnen nicht gedämpft. Die Reputation, Freunde, ist ein eigenes Ding! Wenn man vollends eine Stellung einnimmt, wie ich, welche durch so viele Fäden mit der Welt zusammenhängt, kommt man in die Gefahr, undankbar zu werden und schämt sich, eingestehen zu müssen, daß man einst nichts war und die Creatur eines wohlthätigen Vermächtnisses ist!"

„Wenn weiter nichts ist," — rief Kral, wie wenn man eine Bagatelle abfertigt.

„Ich begreife solche Scrupel auch nicht," sagte Wildengrün. „Wäre es Dir lieber, die Welt sagte: Horsky ist ein armer Teufel, der noch immer nicht sein Rigorosum machen kann?"

„Ich habe es in meiner Natur, Niemand etwas schulden zu wollen," versetzte Horsky. „Haltet es nicht blos für eine aristokratische Empfindelei! Ihr Beide habt beinahe noch nicht mit der Welt verkehrt, um das, was ich sage, im Voraus zu würdigen. Es ist schon etwas an meinen Scrupeln — aber —" er hielt inne und schien einen stillen Kampf gekämpft zu haben, ehe er wieder fortfuhr, „aber ich habe für meine Person noch Gründe, die schwerer in's Gewicht fallen und greifbar vortreten. Mit Euch will ich ganz offen sein —"

„So recht" — rief Wildengrün, „sage Alles, verhehle nichts!"

„Und leere zuerst,“ sagte Kral, „dies gefüllte Glas, damit Dir nicht auf halbem Wege der Muth versagt!“

„Ich kenne nämlich,“ begann Horsky, nachdem er das dargebotene Glas geleert, „diesen Eschburg, von dem die Rede ist, bereits seit mehreren Monaten. Er hat den Posten des ersten Buchhalters beim Großhändler Solm — Firma Adlerswald und Comp. — inne. Ohne daß ich ihn eben vermieden hätte, habe ich bis zum heutigen Tage noch kein Wort mit ihm gesprochen, da ich bei der Ausübung meiner Geschäfte mit dem Principal direct verkehre. Als ich das erste Mal seinen Namen hörte, schoß mir die Erinnerung an jenen räthselhaften jungen Mann, der bei dem Begräbniß des Raths anwesend war, wie ein Blitz empor. Ich wußte lange Zeit nicht, was mich in meinem Innersten von ihm entfernte, als ich plötzlich eine Entdeckung machte, welche mein bisheriges Vorurtheil in eine wohlmotivirte Gegnerschaft verwandelte. Ein Mädchen, das ich von Herzen liebe und das mir, wenn mich nicht Alles täuscht, von maßgebender Seite bestimmt war, ist mir von ihm in aller Heimlichkeit und Stille abgelockt worden. Wir sind Rivalen. Da ich auf das Mädchen nicht verzichten kann und seine Bewerbung ohnehin über kurz oder lang ein trauriges Ende nimmt, bin ich entschlossen, ihm den Krieg zu erklären! Jetzt begreift Ihr, warum die Nachricht von seinem Besuch eine so peinliche Sensation in mir hervorbringt; jetzt begreift Ihr, wie ich zittern muß, daß er mich am Ende in den Augen des Mädchens als den Räuber seines Erbes darstellen und sich aus dem Verluste einen romantischen Schleier um seine kahle Existenz weben könne! Ist dies Zusammentreffen nicht verhängnißvoll?“

„Ominös!“ rief Wildengrün.

„Ein böser Conflict steht in Aussicht,“ sagte Kral. „Für was für einen Charakter hältst Du ihn?“

„Er war beim Begräbniß,“ antwortete Horsky, „lebhaft, bis zum Leidenschaftlichen, sprach mit mir und hat sich nicht demaskirt. Er thut, als ob das Comptoir sein ganzes Dichten und Trachten einschlösse, um die schwache Seite seines Chefs zu fassen, während er Liebesepisteln schreibt und beantwortet. Er hat, sage ich Euch, die Umstürzung des Testaments

im Kopfe, und kommt, um uns für die Krankenpflege zu danken, nachdem der Patient bereits zwei Jahre todt und im Grabe ist. Daran erkennt mir einen berechnenden, heimtückischen, auf Vortheil lauernden Menschen! Auf seine Sentimentalität und seine Thränen gebe ich gar nichts! Zählt an den Fingern ab, welche Belästigungen und Chikanen wir noch von ihm zu erwarten haben!"

„So kriegt die Sache ein anderes Aussehen!" rief Wildengrün, von Horsky's Ueberredungsgabe gefangen genommen.

„Doch schließlich, was kann er uns thun?" fragte Kral.

„Euch kann er nicht an den Leib," sprach Horsky, „wohl aber mir! Ich lasse ihn aber nicht so weit kommen. Eine Lawine ballt sich über ihm zusammen und erwartet von meiner Hand das Zeichen, herabzueilen. Mein besonderes und unser gemeinsames Interesse fordert es. Er wird und muß über die Klinge springen!"

„Soll ich ihm," fragte Wildengrün, zu Horsky's Partei übergehend, „unter so bewandten Verhältnissen die Büste anfertigen, die er wünscht? Ich glaube nicht."

„Thue es immerhin!" rief Horsky. „Bringe sie ihm selbst und suche irgend etwas von ihm zu erfahren. Mit seinem Benehmen gegen Dich wollen wir dann seinen Besuch bei Kral vergleichen und unsere Schlüsse ziehen. Meinen Namen laß ganz aus dem Spiele, obgleich es recht gut möglich ist, daß er mich kennt und sich nur stellt, als ob er mich nicht kenne... Es ist aber hohe Zeit, daß wir unserer Conferenz ein Ende machen. Die Nacht ist mit unmerklichen Schritten weit vorgerückt!"

Er und Wildengrün erhoben sich zum Aufbruch.

„Laßt uns," rief Kral, sein Glas erhebend, „trotz alledem und alledem auf das Gedächtniß des guten Rathes anstoßen!"

„Unseres guten, armen, unglücklichen Lear!" rief Wildengrün.

Die Gläser klangen an und wurden geleert. Kral ergriff einen der silbernen Leuchter, um seine Gäste über die verfallene Treppe mit gesunden Knochen hinunterzubringen.

Zehntes Kapitel.

Nixenhausen.

Es giebt Leute, die das, was sie nicht haben, mit lauter Begierde verlangen, und Andere, die es gänzlich zu verachten scheinen. Die Letzteren sind nicht immer die pfiffigen Füchse, denen die Trauben zu hoch hängen, sondern sehr oft hochmüthige Phantasten. Zu dieser Klasse gehörte auch Graf Wellenburg. Ihm hatte stets im Leben eine Million zur vollständigen Zufriedenheit gefehlt; dennoch blickte er mit vornehmer Verachtung auf Jene, die sie sich erworben. Er ließ sich von den Geldmännern gern bewirthen, aber ihm fiel der demüthigende Gedanke nie ein, daß er sich mit einem ähnlichen Gastmahl nicht revanchiren könne. Wenn er je reich werden sollte, so durfte es nicht auf dem Wege geschehen, auf welchem man es allein werden kann, auf dem Wege der Anstrengung, des Erwerbs. Als ein Verächter der industriellen Zeittendenzen lehnte er mit gekreuzten Armen an seinem verwitterten Stammbaum, und suchte seinen Glücksstern in mittelalterlicher Nacht oder wartete, bis die Nixe unter den Ruinen der verfallen Wellenburg aus den Wogen hervorgeplätschert käme, um sein Geschlecht noch einmal zu dotiren. Es fiel ihm nicht ein, daß sogar sein erlauchter Vorfahr nur als Lohn für seine Entbehrungen und seinen Muth den Zauberring erhalten, oder wenn es ihm eingefallen wäre, schien er anzunehmen, daß durch Lothar's Anstrengungen seine ganze Nachkommenschaft von aller Arbeit auf immer dispensirt worden sei. Er hielt sich von jedem Erwerbszweig frei, aber sein Urahne sollte noch in der Gruft keine Ruhe haben und den erbeuteten Vorrath von Lebensmitteln, der inzwischen ganz aufgezehrt worden war, immer wieder herbeischaffen ...

Die Phantasten müssen alle in gewissen Stunden Concessionen an die Wirklichkeit machen, sie sind sich dessen aber ge-

wöhnlich nicht bewußt, oder wühlen sich nach kurzem Erwachen schnell wieder in ihren romantischem Tröbel hinein. Möglich war's, daß die Liebe die aristokratische Gesinnung des Grafen überwunden und daß er seinem Herzen allein folgte, als er um die Tochter eines Rentiers anhielt; aber unzweifelhaft ist es doch nicht, so lange man nicht weiß, was er gethan haben würde, wenn er nebst seinem Adel auch Vermögen gehabt, oder Marie für arm gehalten hätte.

An einem Nachmittage — es war ein Sonntag — war der Graf mit Herrn von Rosenstern und dessen Tochter auf der Sophieninsel. Der schöne, aber heiße Tag hatte eine große Menschenmasse unter die schattigen Bäume des wasserumgebenen Platzes gelockt. Ein Theil der Gesellschaft wogte beim Schall der Militairmusik um das Ballsaalgebäude im Kreise herum; darunter gehörte der Graf und seine Begleitung. Er schritt in seiner ganzen Grandezza einher, seine Blicke begegneten den Vorübergehenden, meist dem Bürgerstande gehörig, mit gänzlicher Verachtung, er schien sich zu freuen, daß er Niemand aus diesem Pack kenne. Nahten aber ein paar adelige Lieutenants, so wurden sie mit einem Gruße beehrt, welcher bald traulich, bald herzlich, bald unverschämt steif, jedoch immer ihrem Stammbaum angemessen ausfiel.

Als er nach längerem Auf- und Abgehen mit seiner Gesellschaft an die Vorderseite der Insel, auf welcher die Badeanstalt liegt, gekommen war, äußerte Marie den Wunsch, sich ein wenig auf einer Bank unter einem der mächtigen Kastanienbäume niederzulassen. Der Vater war inzwischen von einigen Bekannten, die ihm in den Wurf gekommen, angehalten und in ein sehr lebhaftes Gespäch hineingerissen worden. Marie und der Graf ließen sich, seine Rückkehr erwartend, auf eine Bank nieder.

„Wie angenehm es hier ist!" rief Marie. „Die Aussicht ist freier und schöner. Es zieht ein liebliches Lüftchen, und ich höre so gern das Wasser murmeln und rauschen!"

„Das Murmeln des Wassers," versetzte der Graf, „erzeugt Schlummer. Vielleicht wird es, wenn wir lange hier bleiben, Ihre endlosen Herzensbedenken einschläfern."

„Glauben Sie?“ warf Marie zerstreut hin, während ihr Blick sich gegen die Bäder hin richtete. „Da kommt Solm!“

Eben sah der Graf, verdrießlich über seine unberücksichtigte Bemerkung, nach dem Genannten, als auch er, sowie Marie, von Solm gesehen wurden.

Wie Einer, der plötzlich auf ein Hinderniß stößt, blieb der Großhändler mitten auf der kleinen, schmalen Brücke stehen, und wandte den Kopf nach rechts und links, als suche er einen Ausweg, um nicht an den Beiden vorbeikommen zu müssen. Er mußte aber vorwärts. Mit einer grenzenlosen Verwirrung, die sich aber nur wie ein unbehülfliches Benehmen ausnahm, verbeugte er sich vor Marie, die ihm freundlich entgegenlächelte. Sie sah heute schöner aus als je. Ein zartes ätherisches Sommerkleid zeigte weit hinab den edlen marmorweißen Hals und die blendenden Arme. Ihr Gesicht und ihre Augen hatten das glühende Colorit, das in früheren Jahren ihr täglicher Schmuck gewesen, jetzt aber nur da war, wenn sie ihren beau jour hatte. Die heißen Sonnenstrahlen hatten ihr Blut leicht aufgeregt.

„Wie ich sehe, kommen Sie aus dem Wasser,“ redete Marie den Kaufmann lächelnd an.

Solm bejahte es mit einer Bemerkung über die Hitze des Tages und fragte gleich darauf, nicht ohne Reue, als ihm das erste Wort entschlüpft war:

„Wie befindet sich Ihr Vater?“

„Dort steht er,“ erwiderte Marie ruhig, indem sie auf die in der Nähe stehende Herrengruppe zeigte.

„Ich habe ihn lange nicht gesehen,“ erwiderte Solm.

„Das ist jedenfalls Ihre Schuld!“ versetzte Marie mit sanftem Vorwurf.

„Ich hatte immer vor, ihn zu besuchen,“ sagte Solm. „Ich wollte ihn fragen,“ fügte er hinzu, denn ihm war in seiner Befangenheit der erste beste Gegenstand zur Fortführung des Gesprächs recht, „ob er sich entschlossen habe, Tiboretz zu kaufen?“

„Er hat sich die Herrschaft angesehen,“ gab Marie zur Antwort, „und findet sie preiswürdig, überhaupt herrlich! Das Schloß, den Park, die Glashäuser, den Wintergarten,

die angrenzenden Waldhügel hat er mir wie ein Paradies geschildert. Leider kauft er sie nicht! Er meint, er habe sich seit Jahren zur Ruhe gesetzt und wolle sich nicht in seinen alten Tagen in neue Sorgen stürzen."

„Er denkt ganz so wie ich," sagte Solm lebhaft. „Die pünktliche Bewirthschaftung erfordert persönliche Aufsicht, ewige Wachsamkeit, Kenntniß der Oekonomie, wenn man sich nicht fremden Leuten blindlings anvertrauen will. Auch ich habe flüchtig an den Kauf gedacht, aber mein Geschäft duldet überhaupt keine Nebenbuhler."

„Schade, daß ich meinen Vater nicht überreden kann!" sagte Marie. „Sie können nicht glauben, wie ich für das Landleben eingenommen bin! Ach!" rief sie mit ekstatischen Augen, „so ein Gut, fern von der Stadt, am liebsten im Gebirge, an irgend einem schönen, melancholischen See — ich kann mir nichts Lieblicheres denken!"

„Und doch kann ich Ihren Vater nicht grausam nennen," gab Solm zur Antwort, „wenn er seinem lieben Kinde diesen Wunsch versagt. Als ehemaliger Geschäftsmann sieht er nicht allein die Romantik, die so ein Besitz hat, sondern auch alle prosaischen Schattenseiten desselben. Zum Landwirth muß man geboren sein. Für Sie, Herr Graf, wäre das allenfalls eine Acquisition! Sie besitzen gewiß die Talente, so eine Besitzung zu überwachen, und haben die Zeit, sich einer solchen Thätigkeit zu weihen."

„Ich habe," versetzte der Graf, vor Verlegenheit und Aerger die Worte mühsam herauspressend, „zur Zeit solch ein Capital nicht flüssig!"

„Nach unseren Verhältnissen," fuhr Solm, der den Grafen für sehr reich hielt, ermuthigend fort, „ist es eine mittelgroße Herrschaft, die nicht viel kostet. In wenig Tagen findet der Zwangsverkauf statt, und ich bin gewiß, daß sie weit unter dem Schätzungspreise erstanden werden wird. Man wird ein vortreffliches Geschäft machen. Mein Fräulein, guten Abend, empfehlen Sie mich Ihrem Vater!"

Er schoß mit einer Verbeugung plötzlich davon.

„Diese Kaufleute," sprach der Graf mit sehr finsterer Stirne und zusammengezogenen Brauen in einem bittern,

verächtlichen Tone, „sind doch merkwürdige Menschen! Jedes zweite Wort ist Geschäft, Geld, Kaufen, Verdienen! Geschäft! Geschäft! Ich kann das nicht leiden! Da macht Ihr Papa wirklich eine liebenswürdige Ausnahme. Von ihm hört man nie, wenn es nicht am Platze ist, von Geschäften, von Kaufen, Verdienen! Geschäftsleute sind doch schrecklich monoton! Immer kaufen, kaufen! Wie wenn das Leben nichts wäre, als ein Jahrmarkt!"

Der edle Graf war ordentlich in Hitze gerathen. Er allerdings konnte das Wort Kaufen aus seinem Lexikon streichen, da er seit langer Zeit ebenso wenig Geld dazu hatte, wie in der letzten Zeit Herr von Rosenstern.

„Sie haben nicht ganz Unrecht!" antwortete Marie, die aber in Gedanken versunken das Ganze nur halb und halb gehört hatte.

Ein herankommender Herr weckte wieder ihre ganze Aufmerksamkeit.

„Sehen Sie," lispelte sie dem Grafen zu, „diesen Mann im braunen Reitfrack, mit dem Augenglase? Interessant, nicht wahr? Er wird uns anreden, da er mich schon lange kennt."

„Wer ist er?" fragte Wellenburg, nur um zu wissen, wie er ihn zu behandeln habe.

„Ein Graf Tillshof," antwortete Marie. „Ich habe oft mit ihm getanzt, er kam zu uns." —

Graf Tillshof kam näher. Er fixirte Marie mit ziemlich frechen Blicken und wandte das Gesicht, ohne einmal den Hut zu rücken. Marie fühlte sich in Wellenburg's Augen furchtbar blamirt. Ein heftiger Zorn stieg ihr in's Gesicht, so daß sie über und über roth wurde.

„Dieser Flegel!" fuhr es ihr durch die Zähne. „Was sich so ein armer Graf einbildet!"

„Das klingt herrlich!" rief Wellenburg unter schallendem Lachen, das ihm gewiß nicht ganz aus dem Herzen kam. „Ein armer Graf! Eine so bizarre Verbindung zweier Worte habe ich noch selten gehört! Originell!"

„Sie lachen, Graf," sagte Marie, der die Heiterkeit ihres Begleiters auf dieser Stelle recht unpassend schien, „während

ich mich ärgere? Was ich sagte, war nicht zart, aber das Benehmen dieses Menschen war doch gar zu herausfordernd!"

„Kein Ausdruck wäre stark genug, es zu kennzeichnen," versetzte der Graf, noch immer lachend. „Ich fühle die Ungezogenheit mit Ihnen. Von Ihrem Affect aber hätte ich eher die wildeste Redensart erwartet, als das Wort: armer Graf als Spottname! Armer Graf, das ist mir ganz neu!"

„Ich begreife Ihre Heiterkeit noch immer nicht und sehe in meinem Ausdruck gar nichts Paradoxes," erwiderte Marie, die noch nicht ahnen konnte, daß sich ihr Begleiter persönlich mitangegriffen fühle, in einem ziemlich entschiedenen Tone.

„Bei so viel Geist, wie Sie besitzen," versetzte der Graf, „wäre es Eigensinn, das nicht einsehen zu wollen! Graf ist Graf, ob arm ob reich! Ein Kaufmann steigt in der Bedeutung mit seinem Vermögen, aber man kann schlechterdings nicht sagen: ein armer Graf! Ebenso wenig: ein reicher Graf! Man kann allenfalls sagen: ein alter Graf, um den Gegensatz mit einem neugebackenen Grafen schroff hervorzuheben, der gar keine Ahnen hat! Wenn Sie sagen: ein reicher Bankier — à la bonne heure! Das hat Sinn. Sie können aber nicht sagen: ein armer Bankier, denn wenn er arm ist, ist er keiner mehr!"

Marie ließ sich von der Macht dieser logischen Kettenschlüsse nicht einschüchtern und blieb vollkommen unbekehrt.

„Ich gebe gern zu," sagte sie, „daß der Adel durch Reichthum nicht älter wird, dennoch muß er ihn zur Grundlage haben. Deshalb dürfen Sie nicht glauben, daß ich auf den Besitz des Geldes jeden und allen Werth lege."

„Sie geben schon langsam nach," versetzte der Graf triumphirend, indem er ihre Hand an einem Finger ergriff, um ihr mit einem halb scherzhaften, halb liebenswürdigen Zwange einen förmlichen Widerruf abzupressen. „Gestehen Sie nur, daß Ihnen das Wort entschlüpft ist, daß Sie sich übereilt haben, mein schönes, mein geistreiches Fräulein!"

„Abbringen laß ich mir nichts," erwiderte Marie fest, indem sie ihre Hand zurückzog.

„Das ist nicht meine Absicht," fuhr der Graf, nicht im

geringsten entmuthigt, fort. „Aber Ihr Irrthum könnte Folgen haben, die sich gar leicht bis auf mich ausdehnen könnten, obwohl Ihr ganzes Benehmen, wie Sie es gegen mich bis zu dieser Stunde beobachtet haben, diese Besorgnisse kaum aufkommen läßt. Die Schicksale unseres Grafenhauses sind weltbekannt und selbst dem minder gebildeten Publikum geläufig. Da Sie, mein Fräulein, so viel geschichtliche Studien gemacht haben, durfte ich von allem Anfang an die Kenntniß derselben bei Ihnen voraussetzen."

Marie war unendlich betroffen, nicht über ihre Unwissenheit, sondern über die neue Entdeckung, die sie zu machen im Begriffe stand. Die Blicke, die sie auf den Grafen heftete, drückten ein unbehagliches Erstaunen aus.

„Was?" rief der Graf entsetzt, „Sie hätten meine Familie mit der Seitenlinie Tannenhofen verwechselt, die sich den Namen Wellenburg widerrechtlich anmaßt? Mit jenem Usurpator, der sich zur Zeit der Invasion des corsischen Krämersohnes unter dessen Schutze unserer Herrschaften bemächtigte? Ich hätte nicht ruhig schlafen können, wenn ich gewußt hätte, daß Sie mich mit einer so unebenbürtigen Person identificiren! Es ist mir sehr lieb, daß uns der Zufall des Gesprächs auf diesen Punkt geführt, um mich vor einer so degradirenden Verwechselung zu wahren! Er ist nichts, so reich er auch ist; ich bin der legitime Besitzer aller seiner Standesherrschaften, die er nur vorübergehend besitzt, denn auf die Legitimität wird die Welt immer wieder zurückkommen!"

„Ich gestehe, so unwissend gewesen zu sein," sagte Marie, unter dem Drucke der Enttäuschung unfähig, auf die Sache näher einzugehen.

„Ei! ei!" rief der Graf mit vorwurfsvoll erhobenem Finger. „Erinnern Sie sich denn nicht, daß ich Ihnen bei unserer ersten Begegnung die Sage von meinem Vorfahren Lothar und der Nixe erzählt habe?"

„Wie soll ich das vergessen haben!" sagte Marie.

„Und doch der Irrthum?" sprach der Graf hoch erstaunt. „Es geschah von meiner Seite nicht ganz ohne Absicht, daß ich die Erzählung zum Besten gab. Es war nicht Großthuerei mit meinem Adel, die mir ganz fern liegt, es war nicht Re-

nommage, als ich mich als den eigentlichen Erben des Nixenringes zu erkennen gab. Der Ring ist seit einigen Jahrzehnten durch Verrätherei aus unseren Händen in die Hände der andern Linie gekommen. Ich hatte hauptsächlich das Interesse dabei, jeder Verwechselung vorzubeugen und anzudeuten, daß ich nicht der sogenannte Wellenburg-Tannenhofen, sondern der wirkliche Wellenburg-Nixenhausen bin!"

„Darüber können Sie sich beruhigen," sagte Marie, die wieder ihre vorige Sicherheit erlangt hatte. „Ich habe ja nie gewußt, daß zwei Linien existiren, sonach konnte es mir gar nicht einfallen, Sie für einen Tannenhofen zu halten!"

„Das ist stark!" meinte der Graf. „Sie sind doch in der Geschichte unserer Adelsgeschlechter nicht genugsam bewandert! Ich sage Ihnen, es giebt kein interessanteres Studium! Aber jetzt sind wir hoffentlich ganz im Klaren?"

„Ganz im Klaren."

Marie nickte mit freundlicher Zustimmung und wollte etwas hinzufügen, als eben der Vater herankam.

„Du bist aber recht unartig, uns so lange allein zu lassen!" rief ihm Marie entgegen.

„Entschuldigung!" sagte Herr von Rosenstern, zum Grafen gewandt. „Jene Herren haben mir eine nicht unwichtige geschäftliche Mittheilung gemacht. Die ganze Zeit haben wir darüber debattirt und mit unserem Gespräch den heitern Vergnügungsort in ein Börsencouloir verwandelt."

Er sagte es gut aufgeräumt und jugendlich beweglich, aber Marie glaubte Spuren einer versteckten Aufregung, die nicht heiterer Natur war, an ihm zu entdecken.

„Wir haben indeß Herrn Solm gesprochen," sagte Wellenburg.

„Ich habe ihn bemerkt, aber lange hielt er sich nicht auf."

„Wie gewöhnlich!" sagte Marie, „einige Secunden!"

„Ein merkwürdiger Mann!" rief der Vater. „So weltscheu! Ein Fanatiker der Zurückgezogenheit!"

„Ja wohl! Du hast Recht, Papa!"

„Wollen wir noch einmal um die Insel kreisen?" fragte der Graf.

„Der Abend wird kühl," sagte Marie.

„Ich merke das wahrhaftig noch nicht!" erwiderte der Graf lachend und trocknete die Schweißtropfen von seinem Gesichte.

„Sie haben sich heiß gesprochen," versetzte Marie. „Ich aber bin leicht gekleidet."

„Mir ist's recht," sagte der Vater, „wenn Du aufbrechen willst!"

„Ich stehe zu Diensten!" sprach der Graf, dem noch für den heutigen Abend eine Einladung bevorstand.

Sie verließen die Insel und gingen den Kai entlang, über den Altstädter Ring nach Hause.

Unweit vom Graben trennten sie sich mit unveränderter Liebenswürdigkeit.

Es schlug eben neun Uhr.

Elftes Kapitel.

Der Angeber.

Einige Tage später kam Horsky schon früh Morgens zu Solm, um sich dessen Unterschrift zu irgend einem Actenstücke zu holen. Er kam überhaupt seit einiger Zeit häufiger als sonst, oft zwei-, ja dreimal des Tages, ohne daß die Ursachen, die er anführte, eben so dringend gewesen wären. Solm hatte schon oft bemerkt, daß Horsky die ehemalige Freiheit und Unbefangenheit abging und an deren Stelle ein finsteres Brüten und seltsame Rastlosigkeit getreten sei, aber er hatte nicht erkannt, daß Horsky bei seinen häufigen Besuchen irgend ein Anliegen auf dem Herzen habe, mit dem er jedesmal hervortreten wollte, mit dem er sich aber, wahrscheinlich aus Ungewißheit, wie es aufgenommen werden würde, doch niemals hervorwagte. Augenscheinlich belastete ihn die Angelegenheit von Tag zu Tag mehr.

Solm war sehr guter Laune, als Horsky diesmal bei ihm vortrat. Er empfing ihn mit Scherzen, die aber bei seinem ernsten Wesen nie lange Stand hielten, sondern bald wieder einem praktischen Gespräche weichen mußten. Das war auch heute der Fall. So kam er auf manche Einzelheiten, welche in das Gebiet von Geschäftsgeheimnissen gehörten.

Horsky sah in diesen Mittheilungen einen neuen Beweis des unbedingten Vertrauens, das Solm in ihn setzte. Er fühlte sich ermuthigt, sein schwer getragenes Schweigen endlich zu brechen. Noch einen Anlauf nahm er und sagte dann:

„Herr Solm, Sie beschränken Ihr Vertrauen nicht blos auf die Gegenstände, die ich als Ihr Anwalt wissen muß, Sie dehnen es auch weit über diese Grenze aus. Ich fühle dankbar und geehrt, daß Sie mich als Freund behandeln. Diese Stellung erweitert auch naturgemäß alle meine Pflichten gegen Sie. Da, wo mir früher Zurückhaltung und Nichteinmischung geziemt hätten, als die einzige meiner würdige Rolle, muß ich jetzt fürchten, in Gleichgültigkeit gegen Ihr Interesse zu verfallen, wenn ich fern bleibe und schweige. Sie werden meine Mittheilung von diesem Gesichtspunkt aus zu würdigen wissen."

„Gott, welche Vorrede!" rief Solm. „Man sieht den Juristen, der sich von allen Seiten deckt! Offen gesprochen, lieber Freund, und von der Leber weg! So lieb ich's, so bin ich's gewohnt!"

„Ist nicht Fräulein Bertha im Nebenzimmer?" fragte Horsky, die Hand nach der Thüre gewendet.

„Sie ist gar nicht zu Hause! Welche Staatsgeheimnisse!"

„Ich muß aber noch voranschicken —"

„Ei, ei! das sind wichtige Sachen! —"

„Es ist eine der Sachen," gab Horsky zur Antwort, „die im Anfang Bagatellen scheinen, aber unbeachtet groß wachsen. Fräulein Bertha hat uns sehr getäuscht. Ich bin dahinter gekommen, daß sie eine, wie ich glaube, sehr ernste Liebe hat."

„Haha!" lachte Solm. „Bertha! Ich glaube, daß das Mädchen noch an gar keinen Mann gedacht hat. Woraus wollen Sie das schließen?"

„Ich kann Ihnen," sprach Horsky bedeutsam, „mit gutem Gewissen wiederholen, daß die Sache sich so verhält, wie ich Ihnen sage. Ihr Liebesverhältniß ist nicht von heute oder gestern, es mag schon einige Monate bestehen!"

„Sie werden so ernst," antwortete Solm, sich empor richtend, „daß ich nicht mehr lachen darf, ohne Sie zu beleidigen. Haben Sie auch eine Vermuthung, wer der Mann sein könnte?"

„Eine Vermuthung? Ich kenne ihn genau!" gab Horsky zur Antwort.

„Was Sie sagen!" rief Solm, von dem Ernst der Sache plötzlich gepackt, wiewohl er sich noch auf das Aeußerste dagegen sträubte. „Es ist unglaublich, daß ich nichts bemerkt haben sollte. Wen meinen Sie?"

„Eschburg!" antwortete Horsky lakonisch.

„Possen!" rief Solm, in die vorige Ungläubigkeit zurückfallend. „Eschburg? Er kommt nicht aus dem Comptoir, so lange Bertha ausgeht, und ist er des Abends frei, kommt sie, wenigstens ohne Begleitung, nicht aus dem Hause. Ein Liebesverhältniß kann doch, sollte ich glauben, ohne Zusammenkünfte nicht angeknüpft und nicht unterhalten werden!"

„Dennoch können Zusammenkünfte stattfinden," erwiderte Horsky, „wenn ich auch nicht im Stande bin, darüber Aufschluß zu geben."

„Worauf gründen Sie Ihre Vermuthungen?" fragte Solm.

„Meine Ueberzeugung," versetzte Horsky, „ist auf Beweise gebaut, welche —" er hielt inne, wie Einer, der nicht ganz entschieden ist, wie weit er gehen soll. —

„Liefern Sie mir die Beweise!" rief Solm dringend.

„Es ist mir sehr unlieb," gab Horsky zur Antwort, „daß mir diese Pflicht zugefallen ist, jedoch ich kann nicht ausweichen. Seit Sie aus Karlsbad zurückgekommen sind, liege ich in einem immerwährenden Kampfe mit mir und frage mich, ob ich reden, ob ich schweigen soll. Es ist mir peinlich, wie ein Angeber vor Ihnen dazustehen, aber mich tröstet der Gedanke, daß ich Sie, als Bertha's Vormund, in den Stand setze, Ihre Pflichten gegen Ihr Mündel in ihrem ganzen Umfange zu üben."

„Welche Umstände Sie machen!“ rief Solm ungeduldig. „Hier ist nichts übel zu nehmen, als daß Sie das Geheimniß so lange bei sich tragen, obwohl Sie, wie Sie sagen, Beweise besitzen. Worin bestehen diese?“

„In einem Briefe Eschburg's an Fräulein Bertha,“ gab Horsky zur Antwort.

„Sie correspondiren!“ rief Solm überrascht, während ihm die Röthe in's Gesicht stieg. „Aus einem Hause in's andere?

„Das ist mir nicht bekannt,“ sagte Horsky, „wenn es auch angenommen werden muß. Der Brief, welcher mir in die Hände fiel, war nach Karlsbad geschrieben. Hören Sie, durch welchen Zufall er in meine Hand gekommen! Am Abend vor meiner Abreise von Karlsbad wollte ich eben in's Haus treten, als der Briefträger kam und mir Briefe brachte. Es war in der Hausflur. Er zog noch einen hervor, der an Fräulein Bertha adressirt war, mein Blick fiel zufällig auf ihn und ich erkannte die Schriftzüge Eschburg's, die ich so oft gesehen. Es ging mir wie ein Stich durchs Herz, aber ich sagte nichts, der Brief wurde hinaufgetragen und ich selbst that mein Möglichstes, mir das auszureden, was ich doch gesehen. Am andern Morgen — ich sollte in einer Stunde abreisen — sitzen wir in der Gartenlaube, Bertha, wie so oft, ganz still, in ihren Gedanken abwesend. Ich grübelte wieder nach: was mag er geschrieben haben? Da zeigen Sie sich in der Entfernung, Bertha springt auf, um Ihnen entgegenzueilen, auf dem Wege dahin zieht sie ihr Tuch aus der Tasche und ein Papier flatiert heraus. Ich gestehe halb beschämt — ich hab' es aufgehoben und zu mir gesteckt, — es ward er Brief Eschburg's!“

„Und was war sein Inhalt?“ fragte Solm.

„Er bewegte sich in der Gefühlssphäre, der echte Brief eines Liebenden, voll Seufzer, Klagen über Hindernisse, die sich wie jähe Bergwände zwischen Beiden aufthürmten! Auch ein Gedicht war dabei: ziemlich schöne Verse, wie ich sie einem Commis, der den Tag über an seinem Pulte hockt, gar nicht zugetraut hätte und die sicherlich dazu angethan waren, das leicht erregbare Gemüth eines jungen Mädchens in Sturm zu versetzen. Er sagte darin, daß es nur eines Worts bedürfe

und er würde fliehen, sich selbst verbannen! Es sei ja seine Pflicht, zu gehen und sie zu meiden, so lange er noch dazu die Kraft habe, denn jeder neue Tag schlage ihn in neue Fesseln. Er sprach von seiner gebundenen, hoffnungslosen Lage — er wünsche sich fort! Eine Sehnsucht sprach sich aus nach einem Lande, wo nur Manneswerth und Mannesmuth gelte, wo der kühnere Geist nicht allenthalben Hemmnisse finde, wo man noch erobern, noch siegen könne! Wo er dies Land zu finden gedenkt, weiß ich nicht, im Ganzen war der Schluß recht revolutionär." —

„So! so!" sagte Solm. „Nun, das traue ich ihm schon zu! Er ist ein revolutionärer Kopf. Er ist gewohnt die Welt und die Dinge von einem größeren Standpunkt aus anzusehen, und ist zu viel herumgekommen, als daß ihm Alles, wie es ringsum ist, behagen könne."

„Wo ist er denn gewesen? Wo ist er herumgekommen?" fragte Horsky neugierig.

„Genau weiß ich das nicht zu sagen," erwiderte Solm. „Er hüllt das Alles in einen geheimnißvollen Schleier und läßt nur zufällig, immer nur wie aus Versehen, ein Wort über seine Vergangenheit fallen. Da sieht man denn, daß ihm nichts fremd ist, der Orient, wie der Occident. Er ist wirklich mehr, als er scheint! Ein seltsamer Mensch! Haben Sie seinen Brief noch bei sich?"

„Ich hätte ihn Fräulein Bertha gewiß heimlich zurückgestellt, wenn ich länger in Karlsbad geblieben wäre," erwiderte Horsky mit einiger Verlegenheit. „So unentschlossen wie ich war, blieb er bei mir. Gleich nach meiner Ankunft in Prag vernichtete ich ihn, denn er gab mir zu viel zu denken, quälte mich Tag und Nacht. Ich warf ihn in's Feuer. In einem Anfall von übler Laune war ich plötzlich in's Schwanken gerathen, ob ich Ihnen jemals etwas davon mittheilen sollte. Ich habe es seither bereut, daß ich so rasch gehandelt, doch an dem Blatt Papier ist kaum etwas gelegen."

„Ich erinnere mich," sagte Solm, „daß Bertha an jenem Vormittag gleich nach Ihrer Abreise außerordentlich unruhig ward und fortwährend im Garten etwas suchte. Sie behauptete ihren goldenen Fingerhut verloren zu haben. Ein Verhältniß

mit Eschburg ist fast zur Evidenz bewiesen. Wie man sich in einem Mädchen täuschen kann! Eschburg muß mein Haus verlassen!"

„Uebereilen Sie nichts!" sprach Horsky. „Ist es auch rathsam, ihn zu entfernen, so sollte diese Entfernung unter günstigen Umständen ausgeführt werden. Eine plötzliche Kündigung würde auf einen Verrath seiner Liebe hinweisen nnd ihn gegen Ihre Umgebung mißtrauisch machen. Es könnte sich auch der Verdacht gegen mich richten und ich würde fortan für Fräulein Bertha ein Gegenstand unüberwindlicher Antipathie werden. Das wollen Sie doch nicht, nicht wahr?"

„Gewiß nicht!" rief Solm, Horsky's Hände ergreifend. „Das will ich gewiß nicht, lieber Freund!"

Horsky warf sich auf's Sopha und blieb eine Weile nachdenklich. Es fiel ihm eine Aeußerung ein, die er letzthin von seiner Leidenschaft hingerissen gethan, als er von Marie von Rosenstern sagte, daß ihr kein Feind eine heimliche Liebschaft nachweisen könne. Diese Aeußerung wurde damals nicht von Solm, desto besser aber von Bertha verstanden. Ueberdies hatte sich Horsky schon früher, gleich nach seinem Eintreffen in Prag eine heimliche List gegen Bertha und Eschburg erlaubt, die sogar ein gewaltsames Einschreiten war. Dieser List hatte er seine feste Ueberzeugung von dem Bestehen eines Liebesverhältnisses zu verdanken, und nicht allein seiner Combiuation, wie er Solm erzählte, weil er sich bei dessen geradem Charakter mit dem Geständniß einer angewandten Intrigue bloßzustellen fürchtete.

„Was rathen Sie mir nun?" fragte Solm, sich mit verdrießlichem Gesicht an Horsky wendend.

„Ich hätte wohl Rathschäge," erwiderte dieser, „doch die praktische Anwendung derselben ist von günstigen Umständen abhängig. Diese fehlen uns jetzt. Vor der Hand ist Alles, was ich rathen kann, einige Tage zu warten und die Gelegenheit herankommen zu lassen. Ich beschwöre Sie aber, Fräulein Bertha ja nichts merken zu lassen!"

„Mir ist Verstellung nicht gegeben —" gab Solm zur Antwort. „Ich hätte das von Bertha nie geglaubt!"

„Schweigen bis zu gelegener Zeit," versetzte Horsky, „kann

man schwerlich Verstellung nennen! Ein Aehnliches ist Ihnen gewiß im Laufe eines so langen Geschäftslebens oft vorgekommen."

„Der Fall ist ein anderer!" sagte Solm. „Hier gilt es mit Jemandem freundlich zu sein, gegen den man es immer war, den Blicken, die man für aufrichtig hielt, hundertmal des Tages zu begegnen. Ich kann nichts versprechen." —

„Mein Vertrauen auf Ihre Ueberlegung," sprach Horsky, „ist so groß, daß ich auch dann noch unbesorgt bin, wenn Sie einen Weg, welchen ich nicht wählen würde, zur Regelung der Angelegenheit einschlagen sollten."

Er griff nach seinem Hute.

„Ich danke Ihnen, lieber Freund," sagte Solm, ihm die Hand reichend. „Lassen Sie sich bald wieder sehen!"

Nicht ohne große Unruhe über den Ausgang der Dinge verließ Horsky das Zimmer.

„Ich weiß wirklich nicht," sagte Solm, als er allein war, zu sich, „was da zu thun ist! Es ist überhaupt nicht gerathen, unter der Gewalt des ersten Eindrucks zu handeln, auch muß ich mich genauer vom Stand der Dinge zu unterrichten suchen. Ist es Tändelei von Bertha's Seite, dann ist es kaum des Aufhebens werth, das Horsky macht. Ist es Speculation von seiner Seite, dann kann man nicht rasch genug einschreiten. Ist es Beiden Ernst, jener überwältigende Ernst, dem die Jugend erliegt und vor welchem sich oft der gereifte, kalt gewordene, ergraute Mann nicht erwehrt? Warum nicht! Beide sind von der Natur so ausgestattet, daß sie Liebe einflößen können. Ist es der Fall, so muß ich Eschburg dennoch zürnen! Haben ihn die Beweise meines Wohlwollens und Vertrauens so wenig gerührt, daß er alle Verstellungskunst anwendet, um mich über seine Empfindungen zu täuschen? Wäre es auch nicht klüger, sich an meine Großmuth zu wenden, so wäre es doch edler! Nun reizt er mich nur durch sein verstecktes Spiel und fordert meine Gewalt heraus. Ich habe ihn mit Vollmachten ausgezeichnet, wie sie keiner seiner Vorgänger in meinen Diensten besessen, ich kann daher mit Recht verlangen, nicht als ein Vormund betrachtet zu werden, dem man ohne alle Bedenken eine Nase

dreht! Jetzt kann ich ihm rücksichtslos in's Gesicht sagen, daß er daran denken muß seine Stellung, welche noch in der Luft schwebt, zu befestigen, ehe er sich's einfallen läßt, ein Mädchen von einem sichern Herde wegzulocken, und daß ich niemals darein willigen werde, so lange ich für Bertha's Zukunft verantwortlich bin!"

Sein Unmuth hatte sich bis zur Erbitterung gesteigert. Er maß mit großen Schritten das Zimmer.

Zwölftes Kapitel.

Böse Nachricht.

Solm war nicht lange auf- und abgegangen, als plötzlich Derjenige eintrat, mit dem er eben im Geiste beschäftigt war — Victor Eschburg. Er ahnte nicht, daß er seinem Chef zu unrechter Zeit in den Wurf komme.

Als ihn Solm erblickte, blieb er mit gekreuzten Armen ruhig, aber kampffertig stehen.

„Ich fürchte, ungelegen zu kommen," sagte Eschburg, dem es auffiel, wie Solm ihm entgegentrat.

„Wie man es nimmt!" versetzte Solm kurz. „Doch reden Sie!"

„Herr Solm!" sprach Eschburg, der weit entfernt war, zu glauben, daß diese finstere Miene ihm gelte. „Während einer dreivierteljährigen Dienstzeit hat in mir eine so aufrichtige Zuneigung und Verehrung für Ihre Person Wurzel geschlagen, daß ich es als ein besonderes Opfer fühle, Ihr Haus zu verlassen. Aber unsere Sympathieen müssen sich leider allzuoft gebieterischen Umständen unterordnen und sie verschwinden deshalb nicht, wenn sie auch unterliegen. Ich melde Ihnen mit schmerzlichem Bedauern, daß ich laut unserem

Uebereinkommen von meiner monatlichen Kündigung Gebrauch machen und mit dem Ende des nächsten Monats aus Ihrem Geschäfte treten werde."

„Was!" rief Solm, von höchster Ueberraschung durchzuckt, indem seine gekreuzten Arme herabfielen. „Sie wollen gehen? Was haben Sie für Gründe?"

Eschburg starrte einen Augenblick zu Boden; dann erwiderte er:

„Die Gründe liegen nur in meiner individuellen Eigenthümlichkeit. Ich habe Ehrgeiz, ich habe Unternehmungsgeist, ich will emporkommen, ich will, ehe ich es versucht und nicht zurückgeschlagen worden bin, nicht sagen, daß ich kein Glück habe!"

„Welche Aussichten bieten sich Ihnen?" fragte Solm.

„Aussichten habe ich nicht," gab Eschburg zur Antwort. „Diese muß ich erst finden. Ich habe nur Beispiele vor Augen, welche mich nachreißen. Ich habe die Ueberzeugung, daß Thatkraft, von Kenntnissen geleitet, auch heutzutage noch ihr Ziel erreicht, wenn sie auf dem richtigen Terrain arbeitet. In unseren Ländern, wo sich alle Verhältnisse in alten, festen Geleisen bewegen, kann ein mittelloser Kaufmann nur ausnahmsweise durch wunderbare Zufälle zu einer ehrenvollen Selbstständigkeit kommen. Ich suche eine Gegend auf, welche noch ursprüngliche Zustände darbietet, welche für den Muth noch einen Lohn hat, welche sogar den Wagehals braucht, um ihre dringendsten Bedürfnisse zu decken. Diese Gegend existirt. Ich bin fest entschlossen, mit dem ersten Boote, das von Bremen abgeht, über das Weltmeer nach den Gestaden zu steuern, auf welchen schon Tausende ihr Glück gemacht."

„Sie wollen nach Nordamerika!" rief Solm. „Haben Sie auch über die Schattenseiten der Unternehmung nachgedacht, über die Gefahren?"

„Die Gefahr sehe ich nur hier," erwiderte Eschburg, „wo mir die Arbeit nur über den Tag hinweghilft, ohne meine Zukunft zu decken, während die beste Zeit unwiederbringlich dahingeht. Die Gefahr ist für mich nur hier, wo mich der Mangel eines Capitals von allen Ansprüchen ausschließt, nichts zu sein und vielleicht nichts zu werden verdammt. Ich

will lieber irgendwo in einer Wildniß mitten in meinem Streben zusammenbrechen, als hier eine kleine, abhängige Existenz auf dem bequemen Pfühl des Alltagslebens fortführen!“

Wie sicher und entschlossen auch Eschburg gesprochen, es entging Solm nicht, daß durch die Entschlossenheit der tiefschmerzliche Ton einer großen Gemüthsbewegung hindurchvibrirte. Zugleich war ihm zu Muthe, wie wenn Eschburg alle kurz zuvor gegen ihn gerichteten Vorwürfe vernommen habe, auf welche er jetzt treffend und edel antwortete. Da Solm ein warmes, mitfühlendes Herz hatte, sah er seinen Zorn plötzlich schmelzen und an dessen Stelle Theilnahme treten, die durch die Erinnerung an die sonst so schätzbaren Eigenschaften des Scheidenden verstärkt wurde. Wie geheimnißvoll die Motive dieses nicht gewöhnlichen Entschlusses von Eschburg's Seite auch waren, so viel ließ sich doch errathen, daß er auf die Zukunft seiner Liebe resignirt, wenn nicht an ihr verzweifelt habe.

Solm war wie entwaffnet, denn Derjenige, dessen Entfernung er kaum zu bewerkstelligen wußte, wich ihm freiwillig aus und schlug dazu einen höchst gefährlichen Pfad ein, auf welchem er über Hals und Kopf dahinjagen wollte.

„Setzen Sie sich!“ sagte Solm und wandte sich weg, um seine Bewegung nicht zu zeigen.

„Ich danke,“ erwiderte Eschburg. „Ich werde im Comptoir erwartet.“

„Werden Sie,“ fragte Solm, „von Ihrem Entschluß unter keiner Bedingung abgehen?“

„Ich kann mir keinen Umstand denken,“ versetzte Eschburg entschieden. „Mein Entschluß ist nicht über Nacht gekommen. Glauben Sie, daß ich ihn Monate lang still in mir ausgekämpft habe!“

Ein feuchter Glanz hatte bei diesen Worten seine Augen überzogen. Solm, der es bemerkt hatte, trat schnell an's Fenster, es drang ihm tief in's Herz, während er den Unbefangenen spielte und den Fensterflügel hin und her bewegte.

„Er ist kein Verräther!“ rief es ungestüm ihn ihm. „Welches Geständniß hatte er mir zu machen? Er bekämpfte seine

Leidenschaft, bis er ihrer Herr geworden. Dann hat er wie ein Mann zu mir geredet!"

„So gehen Sie!" sagte er, sich Eschburg zuwendend. „Der Himmel möge Sie beschützen. Ich kann Ihnen meine Anerkennung für die mir geleisteten Dienste nicht anders ausdrücken, als indem ich sage, daß Sie sich meiner in jeder bedenklichen Lage erinnern und meine Freundeshand nicht zuzurückweisen mögen!"

„Ich weiß Ihr Wort zu schätzen," antwortete Eschburg, sich verbeugend. „Ich danke Ihnen im Voraus von ganzem Herzen. Ehe ich aber das Zimmer verlasse, muß ich Sie aus allerhand Gründen bitten, unsere Unterredung bis auf Weiteres geheim zu halten."

„Ich will mich darnach richten," sagte Solm, indem er Eschburg zur Thüre hinaus begleitete.

„Warum will er seinen Abgang geheim halten?" fragte sich Solm, als er zurückgekommen war. „Doch was frage ich? Er muß offenbar Bertha's Einwendungen fürchten! Er will neuen Kämpfen ausweichen und seine Kräfte bis auf die letzte Stunde aufsparen. Das Herz thut mir weh, daß ein so braver Mensch geht und eigentlich gehen muß!"

Es war natürlich, daß diese Scene einen langen Nachklang in seinem Innern fand, Erinnerungen an seine eigenen schwachen Stunden in Karlsbad weckte und das Verständniß eines in ähnlicher Lage Ringenden erleichterte.

Als später Bertha nach Hause kam und mit ihrem Onkel in heiterer Unbefangenheit plauderte, wurde Solm wehmüthig. Unter anderen Umständen wäre er über ihre Verstellungskunst empört gewesen, so aber kam sie ihm wie ein Vogel vor, der sorglos auf seinem Aste tanzt, ohne Ahnung, daß sich gegen ihn aus dunklem Gebüsch das Schießgewehr richtet. Er war äußerst gütig gegen sie, weil er sich dachte, wie bald sie ihre heimliche Liebe mit Thränen büßen werde und eigentlich jetzt schon weinen solle. Wenn ihre Heiterkeit allzu sehr ausbrach, that es ihm um sie leid...

Kaum war Solm vom Mittagstisch aufgestanden und in sein Arbeitszimmer gegangen, als es schon an der Thüre

klopfte und Horsky eintrat. Er war voll Neugier, zu wissen, ob inzwischen seine Saat schon Früchte getragen.

Solm kam seiner Neugier unaufgefordert entgegen und vertraute ihm unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenseine ganze Unterredung mit Eschburg an.

Horsky war mit Eschburg's Auswanderungsplan innerlich ganz zufrieden, dagegen konnte ihm der Umschlag, der in Solm's Gemüth gegen den Rivalen stattgefunden, nicht recht munden. Gern hätte er einen neuen Versuch der Aufstachelung gemacht, aber seine Klugheit rieth ihm, denselben zu verschieben. Er kannte Solm's Wesen zu genau, um nicht zu wissen, daß alle frischen Eindrücke eine bestimmende Macht auf ihn übten und sich erst legen und zerstreuen mußten, ehe eine widersprechende Ansicht zur Geltung kommen könne. Er brach daher, scheinbar mit dem Ganzen zufrieden, ab, um Solm eine Neuigkeit mitzutheilen, in deren Besitz er eben gekommen war.

„Ich habe Sie eigentlich besucht,“ sprach er, „um Ihnen im Vorübergehen eine Neuigkeit in's Ohr zu flüstern, die in einigen Tagen in Prag Sensation erregen muß. Wie ich Ihre Ansichten über Herrn von Rosenstern kenne, werden Sie von dem nämlichen Erstaunen ergriffen werden wie ich.“

„Nun?“ rief Solm, sich mit großer Spannung emporrichtend, die Blicke fest und besorgt auf Horsky geheftet.

„Da sieht man so recht,“ sprach Horsky, „daß besonders in unserer heutigen Zeit nicht Alles Gold ist, was glänzt! Herr von Rosenstern ist am Vorabend eines jämmerlichen Bankrotts!“

„Heiliger Himmel!“ rief Solm in äußerster Ueberraschung, aber auch schmerzlich berührt. „Bei diesem Manne hatte ich das fürwahr nicht vermuthet!“

„Sie nicht allein, Sie nicht allein!“ sprach Horsky. „Alle Welt. Jetzt aber zeigt es sich, daß seine Verhältnisse, der ganze Grund, auf dem er steht, faul und morsch ist, und das nicht von heute oder gestern her, sondern wahrscheinlich seit langer Zeit.“

„Ich bin ganz starr!“ rief Solm. „Sollte das Alles nur eine glänzende Außenseite gewesen sein! Alles nur Façade,

nichts dahinter! Sein Auftreten, seine Diners, seine Loge, seine Equipage, sein Bedienter und seine fürstliche Wohnung nichts als Schein!"

„Nichts als schöner Schein!" sagte Horsky. „Vielleicht gar darauf berechnet, die Gläubiger zu blenden und den Credit zu erhalten!"

„Nein! nein!" rief Solm. „Da gehen Sie zu weit, den Eindruck macht er nicht! Er ist kein schlechter Mann. Ich habe mit Leuten gesprochen, die Rosenstern früher gekannt haben. Er war ein eifriger, tüchtiger Geschäftsmann. Erst als er nobilisirt wurde, ging eine Verwandlung mit ihm vor. Es wuchs der Hang in ihm, den Cavalier zu spielen. Die fixe Idee entwickelte sich in ihm, daß er seine ehrenwerthe Vergangenheit in Vergessenheit bringen müsse, als ob er sich ihrer zu schämen habe. Es ist nur der leidige Hang zur Großthuerei, die Gewohnheit den großen Herrn zu spielen, und falsche Scham, sich nicht einschränken zu wollen."

„Ich will, was ich vorhin aussprach, nicht eben behaupten," meinte Horsky. „Ich kenne ihn zu wenig dazu. Ich werde aber nach solchen Entdeckungen gegen Alles mißtrauisch!"

„Ist Ihre Entdeckung," sprach Solm, „wirklich vollkommen begründet, ist kein gewagter Schluß dabei?"

„Urtheilen Sie selbst!" antwortete Horsky. „Ich war heute nach dem Besuch, den ich Ihnen abgestattet, kaum in meine Kanzlei zurückgekommen, als der alte Seeligmann Karpl bei mir eintrat —"

„Was sagen Sie?" fiel ihm Solm in's Wort. „Der alte Seeligmann Karpl! Der Menschenschlächter?"

„Ja wohl," erwiderte Horsky lebhaft, „derselbe! Der berüchtigte Wucherer!"

„Jetzt glaub' ich Alles!" sagte Solm kleinlaut und tief niedergeschlagen. „Jetzt glaub' ich Alles! Wenn sich ein Mann, wie Rosenstern, mit solch einem Blutsauger einlassen muß, dann ist es auf's Aeußerste gekommen!"

„Der alte Seeligmann Karpl," fuhr Horsky fort, „übergab mir zwei am gestrigen Tage verfallene Wechsel im Gesammtbetrage von zwölftausend Gulden zur Protestation und trug mir auf, die Klage noch heute einzureichen und darin

um Verhängung der Auspfändung und eventuell des Wechselarrests über den Schuldner zu ersuchen."

„Gott! Gott! rief Solm, sich das Gesicht mit den Händen bedeckend. „Die arme, arme —"

Er verschluckte das Wort, das er folgen lassen wollte.

„Ich stimme von Herzen ein," rief Horsky, den abgebrochenen Satz Solm's ausführend, „die arme, arme Tochter!"

„Arme Marie!" rief Solm, durch Horky's Theilnahme ermuthigt. „An Glanz und Luxus gewöhnt — sie hat gewiß keine Ahnung —"

„Wohl sicher nicht!"

„Der ist wirklich ruinirt!" rief Solm. „Wenn er noch irgend ein Ressource übrig hätte, würde Seeligmann Karpl den Langmüthigen spielen, um noch diesen Rest zu verschlingen!"

„Sehr wahr," erwiderte Horsky. „Der alte Wucherer ersuchte mich noch, die Sache durchaus geheim zu halten. Das kann nur den Grund haben, daß er allen übrigen Gläubigern, die sich melden könnten, zuvorkommen will."

„Schrecklich!" rief Solm, indem er sich erhob.

„Auch ich muß aufstehen," sagte Horsky, sich erhebend, „um mit dem Auftrage des Alten fertig zu werden, bevor man heute das Protokoll des Wechselgerichts schließt."

„Ein traurig Metier, das Ihrige!" sagte Solm. „Man merkt es erst, wenn es Die trifft, mit denen wir befreundet sind. Ich bin von Ihrer Mittheilung wie auf den Kopf geschlagen!"

Er sank auf seinen Stuhl zurück und stützte das Haupt auf die Hand. Horsky war bereits lange zur Thüre hinaus.

— · - ——

Dreizehntes Kapi[illegible]

Seeligmann [illegible]

Herr von Rosenstern hatte [illegible] lebt. Die Krise, die ihm schon a[illegible] ihn jedoch von seinem Princip nic[illegible] über die gemeinsame Lage ohne [illegible] trug die ganze Last allein. Er h[illegible] gegeben, um am Verfalltage der [illegible] sein, doch alle Schritte, die er geth[illegible] letzte Hoffnung, daß das bedeuten[illegible] der Verlegenheit reißen werde, wa[illegible]

Rosenstern hatte nämlich bei [illegible] Leser von der Eichburg'schen Ange[illegible] steht, den ganzen Rest seines Ve[illegible] theil in einer gemeinschaftlichen U[illegible] dem er in die Alternative gekomme[illegible] auf einen bescheidenen Fuß zu se[illegible] ßeres Zinsenerträgniß seines Capita[illegible] Aus diesem Grunde konnte er si[illegible] halten, einen Beitrag, der ungefä[illegible] eingelegten Summe war, zu ein[illegible] langen.

Es war neulich auf der S[illegible] Marie und dem Grafen bekann[illegible] dort zufällig begegnet war, sei[illegible] Resultat des langen Gesprächs [illegible] Tauffers bedauerte, die gewün[illegible] Wochen nicht vorschießen zu [illegible] frieden sein, da die Realisir[illegible] fälligkeitssache war und vo[illegible] konnte, weil das Capital [illegible] steckte. Um aber noch [illegible]

Dir noch mehr gestehen," erwiderte Marie.
um mich angehalten."
" hauchte der Vater ängstlich hin.
ntschlossen," antwortete Marie, „auf zarte Weise
danken!"
der Schlag!" rief der Vater, sich in den
rfend. „Wo soll das hinaus? In einer Zeit,
äglich im Werthe fällt und ungünstige Com=
g dastehende Capitalien gewaltsam vermindern,
nzige, welche ihre Ansprüche in's Exorbitante
in einen vernünftigen Einklang mit der Welt
Verhältnissen zu setzen!"
e Vermögensfrage hervorhebst," antwortete
n lächelnd, „so will ich auch ein Wort darüber
n recht wohl, wie sehr Du es auch vor mir
hst, daß wir nicht mehr so reich sind wie vor
Eben deshalb kann ich einen Grafen nicht
ich zu seinem großen Namen die Einkünfte

n Wahn bist Du!" rief der Vater.
Du Dich besser!" versetzte Marie. „Die Li=
Tannenhofen ist die angesehene und reiche
ch jene Wellenburgs, die Aufsehen in der
Ich habe es aus des Grafen eigenem

osenstern ging vor Erstaunen der Athem aus.
l es sich," fuhr Marie fort, „und ich glaube,
n Du Alles erwogen, meinen Dünkel nicht
nißvoll finden, wie vorher."
ich also eine sehr unrichtige Meinung über
Vater, der seine Illusion mit Schmerz schei=
nfalls aber wird er eine Apanage haben,
n anständige Existenz ermöglicht — —"
he ich mir keine allzu glänzende Vorstellung,"

der Vater verzweiflungsvoll, „auf wen war=
ahre vergehen, die Zeiten werden immer
ter diesen Umständen betrachte

Sie hatte das Gespräch auf den Grafen Wellenburg, wie es schien nicht ohne Absicht, geleitet und war ihm damit auf halbem Wege entgegengekommen.

„Mir kommt es vor," sagte Marie, plötzlich klar und deutlich hervortretend, „als ob Wellenburg's Benehmen weit über die Grenzen gewöhnlicher Galanterie hinausginge. Glaubst Du nicht auch, Vater?"

„Ob ich es glaube!" rief der Vater, als würde ihm endlich eine schwere Last vom Herzen genommen. „Wie könnte man das bloße Galanterie nennen? — Du wirst von ihm innig und schwärmerisch geliebt!"

„Woraus entnimmst Du das?" fragte Marie und schlug die Augen nieder.

„Welche Frage!" rief der Vater. „Ich müßte mit Blindheit geschlagen sein, um das nicht zu erkennen! Eine kleine Ermuthigung von Deiner Seite, und Du kannst gewiß sein, einen Heirathsantrag zu erhalten."

„Solche Partieen," sagte Marie, „habe ich schon dutzendweise ausgeschlagen!"

„Ich bin ganz starr!" rief der Vater, der diese Aeußerung für ein Zeichen eines noch immer nicht herabgestimmten Hochmuths hielt, entsetzt aus.

„Ich rede im Ernst," sagte Marie, den Vater bedeutsam anblickend. „Sieh mich nicht so verwundert an! Solche Heirathsanträge werden mir noch lange zufliegen."

„So denkst Du seit Jahren!" brach der Vater muthig hervor. „Ohne Dich zu unterschätzen, ohne Dich kränken zu wollen, muß ich Dir doch sagen: das ist ein verhängnißvoller Dünkel! Ich muß glauben, daß Dir die Grafen nicht mehr genügen und daß jetzt ein Erzherzog kommen muß!"

„Das ist sehr bitter gesprochen," sagte Marie. „Im Grunde scheinst Du auf hochklingende Titel mehr zu geben, als ich."

„Auf Titel!" rief der Vater. „Was ist ein Titel? Hier ist aber nicht blos ein Titel, sondern auch der Kern dazu. Ein Mann wie Wellenburg, dem die Wahl unter Gräfinnen und Fürstentöchtern freisteht! Kind, ich muß an Deinem Verstand irre werden!"

„Ich kann Dir noch mehr gestehen," erwiderte Marie. „Er hat bereits um mich angehalten."

„Und Du?" hauchte der Vater ängstlich hin.

„Ich bin entschlossen," antwortete Marie, „auf zarte Weise für die Ehre zu danken!"

„Mich trifft der Schlag!" rief der Vater, sich in den Stuhl zurückwerfend. „Wo soll das hinaus? In einer Zeit, wo das Geld täglich im Werthe fällt und ungünstige Complicationen ruhig dastehende Capitalien gewaltsam vermindern, bist Du die Einzige, welche ihre Ansprüche in's Exorbitante steigert, statt sie in einen vernünftigen Einklang mit der Welt und mit unseren Verhältnissen zu setzen!"

„Da Du die Vermögensfrage hervorhebst," antwortete Marie, überlegen lächelnd, „so will ich auch ein Wort darüber sagen. Ich weiß recht wohl, wie sehr Du es auch vor mir zu verbergen suchst, daß wir nicht mehr so reich sind wie vor einigen Jahren. Eben deshalb kann ich einen Grafen nicht heirathen, dem ich zu seinem großen Namen die Einkünfte liefern muß."

„In welchem Wahn bist Du!" rief der Vater.

„Unterrichte Du Dich besser!" versetzte Marie. „Die Linie Wellenburg-Tannenhofen ist die angesehene und reiche Linie. Das sind jene Wellenburgs, die Aufsehen in der Welt machen. Ich habe es aus des Grafen eigenem Munde!"

Herrn von Rosenstern ging vor Erstaunen der Athem aus.

„So verhält es sich," fuhr Marie fort, „und ich glaube, Du wirst, wenn Du Alles erwogen, meinen Dünkel nicht mehr so verhängnißvoll finden, wie vorher."

„Da hatte ich also eine sehr unrichtige Meinung über ihn!" sprach der Vater, der seine Illusion mit Schmerz scheiden sah. „Jedenfalls aber wird er eine Apanage haben, welche eine höchst anständige Existenz ermöglicht — —"

„Davon mache ich mir keine allzu glänzende Vorstellung," sagte Marie.

„Kind!" rief der Vater verzweiflungsvoll, „auf wen wartest Du? Die Jahre vergehen, die Zeiten werden immer ernster! Selbst unter diesen Umständen betrachte ich den

Grafen als eine Partie, welche einem Mädchen Deines Standes nicht alle Tage in den Wurf kommt!"

„Dazu müßte ich ihn lieben!" bemerkte Marie.

„So steht es?" sagte der Vater seufzend, indem er sich erhob, um eine schwere Täuschung reicher. Der Gedanke an diese Heirath hatte ihn oft in seinen bitteren Prüfungsstunden emporgerichtet.

Da trat der kleine Groom ziemlich nonchalant ein und meldete in einem Tone, der von seiner gewöhnlichen Ehrerbietung sehr abstach:

„Der alte Jude ist schon wieder da und will Sie sprechen!"

„Unverschämter Junge!" rief Herr von Rosenstern, vor Marie beschämt, zornig, „wie kannst Du Dich unterstehen, Jemanden, der zu mir will, einen Juden zu nennen?"

„Er ist doch einer!" sagte der Knabe.

„Ein Mann, der Hunderttausende im Vermögen besitzt, wird nicht Jude genannt!" rief Herr von Rosenstern immer heftiger. „Das ist Herr Seeligmann Karpl! Verstehst Du mich? Herr Seeligmann Karpl!"

„Der Webermeister, bei dem mein Vater wohnt," gab der Junge mit frechem Trotz zur Antwort, „hat also den Herrn Seeligmann Karpl die Treppe hinuntergeworfen."

„Ist das eine Antwort?" rief Herr von Rosenstern entrüstet. „Du wirst unverschämter mit jedem Tage. Ich habe Dein naseweises Wesen satt! Gleich packst Du Deine sieben Sachen zusammen und scheerst Dich auf der Stelle aus meinem Hause!"

„Das wollt' ich längst!" brummte der Junge vor sich hin, indem er forteilte.

Herr von Rosenstern folgte ihm zu einer andern, im Grunde noch unangenehmeren Begegnung.

Im ersten Zimmer, hart an der Thüre, stand der Mann, der den poetischen Namen Seeligmann Karpl trug, ein abgelebter Greis, von hagerer, gebrechlicher Gestalt, in ärmlicher, schmutziger Kleidung. Er hatte einen rothbraunen Ueberrock an, der bis über die Kniee hinabreichte, sein Hals war mit einem dicken schwarzen Tuche umwickelt, dessen Knoten schief stand, und trug trotz des Sommers Pulswärmer aus rother

Wolle; hinter dem schmutzigen Hemd, das auf der Brust schlecht schloß, sah ein unheimliches gelbes Flanellleibchen hervor. Während er ruhig zu warten schien, ohne daß sein gelbes, ungewaschenes Gesicht mit einer Miene die geschäftsmännische Heimtücke verrieth, gingen die Augen im Zimmer umher und tarirten das Mobiliar, Stück für Stück, den großen Spiegel, die Wandleuchter, die Fauteuils, die Uhr von vergoldeter Bronze, die Bilder, das Sopha, den französischen Teppich, selbst die Glasvase auf der Console, in welcher die Goldfischlein schwammen. Seeligmann Karpl hatte bereits im Geiste den richterlichen Spruch gegen Rosenstern, der demnächst vom Gericht herabgelangen mußte, in seiner Tasche.

Der Rentier ging rasch auf ihn zu und sagte mit Cordialität, die ihm aber Schweißperlen kostete:

„Lieber Karpl, es ist mir recht angenehm, daß wir die Sache so rasch als möglich abmachen. Kommen Sie und setzen wir uns!"

Karpl schleppte sich langsam und keuchend zum Kanapee, fuhr mit der schmutzigen Hand über die Polster von himmelblauem Gros de Tours und setzte sich nieder.

Nach einer Pause, innerhalb welcher sich seine Athmungswerkzeuge erholt und er eine Prise offerirt und genommen hatte, sagte er plötzlich mit unendlicher Gelassenheit:

„Haben Sie das Geld?"

„Wir haben," gab Rosenstern betroffen zur Antwort, „ja halb und halb verabredet, daß die Prolongation —"

„Ich kann nicht prolongiren!" rief Karpl, mit üblem Humor dazwischenfahrend. „Ich habe nichts verabredet. Mein letztes Wort war: Schaffen Sie Geld!"

„Ist denn solche Gefahr im Verzuge?" fragte Rosenstern. „Uebrigens hätte ich doch Vorkehrungen getroffen, wenn ich gewußt hätte —"

„Was brauchen Sie zu wissen?" versetzte Seeligmann Karpl giftig. „Sind Sie ein Geschäftsmann oder nicht? Brauche ich Ihnen zu erklären, was ein Wechsel ist? Ich hab' Ihnen mein Geld nicht geliehen auf Handschlag, daß wir uns jetzt herumstreiten müssen, wann zu bezahlen ist!"

„Mein Gott!“ rief Herr von Rosenstern sehr verletzt, „Sie sind heute in einer Laune, die ich an Ihnen noch nicht kenne. Sie wissen genau, welches Capital ich bei Tauffers stehen habe; ich begreife nicht, welche Umstände Sie machen!“

„Was wollen wir reden von dem, was nicht gehört zur Sache!“ rief Seeligmann Karpl. „Ich will bezahlt sein. Deshalb bin ich hier!“

„Sie setzen mir wahrhaftig die Pistole auf die Brust!“ erwiderte Rosenstern. „In drei Tagen sollen Sie das Geld haben.“

Er erhob sich.

„Ich will nicht warten!“ gab Karpl trotzig zur Antwort. „Ich habe schon drei Tage gewartet. Sie haben so viel vornehme Bekannte, warum haben Sie sich nicht vorgesehen! Sie können nicht sagen, daß ich Ihnen nicht Zeit gelassen habe!“

„Auf der Stelle bezahlen kann ich nicht!“ versetzte Rosenstern höchst aufgeregt. „Um aber Ihre Angst zu beschwichtigen, will ich Ihnen sofort den Betrag von meinem Guthaben bei Tauffers zur Deckung cediren, was dasselbe ist. Kommen Sie gleich mit mir!“

„Was soll ich herumlaufen?“ erwiderte Seeligmann. „Was soll ich machen mit der Cession! Lassen Sie mir das Geld auszahlen von Tauffers, dann hat der Streit ein Ende und wir sind im Reinen!“

„Tauffers kann es mir vor vierzehn Tagen nicht schaffen, wie er mir bereits erklärt hat.“

„Da steckt der Hase im Pfeffer!“ rief Seeligmann Karpl. „In vierzehn Tagen sagt vielleicht Tauffers: Kommen Sie wieder in vierzehn Tagen!“

„Sie sprechen,“ erwiderte Rosenstern aufgebracht, „von einem Hause wie Tauffers mit einer Geringschätzung — Sie werden wirklich altersschwach!“

„Warum weigert sich also Tauffers zu zahlen?“ fragte Karpl höhnisch. „He? Warum? Ich sage Ihnen, mein bester Herr von Rosenstern, große Häuser können auch altersschwach werden, nicht blos der alte Seeligmann Karpl!“

„Darauf läßt sich nichts antworten,“ rief der Rentier

verächtlich. „Ich ersehe aus Allem, daß Sie entschlossen sind, mir an den Leib zu gehen!"

„Was für Redensarten!" rief Karpl, über solche Verkennung sich mit Entrüstung erhebend. „Ich habe Ihnen drei Tage Zeit gelassen und komme heute, um Sie zu warnen als Freund. Was kann ich mehr thun? Ich rathe Ihnen daher freundschaftlich, das Geld aufzutreiben bis morgen, denn als ein offener, ehrlicher Mann muß ich Ihnen sagen, daß die Klage auf dem Wege ist —"

„Was?" rief Herr von Rosenstern erbleichend. „Die Klage?"

„Bezahlen Sie mich morgen," fuhr Seeligmann Karpl fort, „so ziehe ich die Klage gleich zurück und erspare Ihnen die amtliche Citirung und das Schlimmste, was nachkommt. Denn, bei Gott, es wäre mir selbst unangenehm, wenn ich zur Auspfändung schreiten müßte!"

Auf's Tiefste gedemüthigt, vernichtet, stand Rosenstern da, die Stimme versagte ihm.

„Sie wissen jetzt, woran Sie sind," sagte der Alte, „und wissen auch, wo ich wohne. Gehorsamster Diener!"

Er schlich langsam zur Thüre hinaus, während Rosenstern wie erstarrt ihm nachsah und alle Gegenstände vor seinen Augen umherschwammen.

Da trat Marie herein. Sie war kreideweiß und trug ein zusammengelegtes Blatt Papier in der Hand. Es war eine Vorladung vor das Wechselgericht für den folgenden Tag, die der Amtsdiener soeben gebracht.

Marie war auf ein außerordentliches Ereigniß gefaßt, der Anblick ihres verstörten Vaters warf sie in die schrecklichste Bestürzung. Mechanisch knitterte sie das Blatt zusammen und schob es in die Tasche, als fürchte sie, damit den Zustand des schwer Betroffenen zu verschlimmern.

Der Vater sah sie einen Moment lang stumm an, stieß einen schweren, schweren Seufzer aus und warf sich auf das Sopha, wo er das Gesicht in die Kissen verbarg.

„Großer Gott!" rief Marie, hineilend und seine Hand fassend. „Steht es so schlimm? Fasse Dich, ich beschwöre Dich! Setze Dich, wenn ich es hier aushalten soll!"

Sie richtete ihren Vater mit Gewalt auf und sah mit Schrecken, daß sein Gesicht von Thränen bedeckt war.

„Mein Kind," flüsterte er, auf's Tiefste ergriffen, „ich bin ohne Schuld, daß solche Prüfungen über mich hereinbrechen! Ich habe es Dir oft angedeutet; aber daß es so kommen könne, habe ich nie geahnt! Alles, worauf ich zählen zu können glaubte, läßt mich seit einiger Zeit im Stich, und wohin ich, um mich zu retten, den Fuß setze, breche ich durch! Das Schicksal verfolgt mich — o liebste Marie, mein geliebtes Kind — ich bin ohne Schuld!"

Eine neue Flut von Thränen kam ihm in die Augen, er lehnte den Kopf an seiner Tochter Schulter, die ihn mit den Armen umschlang.

„Wenn Du Schuld wärest," sagte sie, die Thränen kaum zurückhaltend, „so wäre ich es ebenso sehr, vielleicht noch mehr als Du!"

„Wir müssen fort von hier," sagte der Vater. „Du mußt morgen Prag verlassen, ich werde Dir bald folgen."

„Gern, Vater, gern!" rief Marie mit der sanftesten Willigkeit, indem sie die Thränen noch immer am Rande der Augen mit der äußersten Anstrengung festhielt.

„Du weißt," sprach der Vater mit tiefbewegter Stimme, „daß ich immer zufrieden war, wenn Du es warst! Nur Deinetwillen fühle ich das gegenwärtige Unglück mit doppeltem Weh, mit zehnfacher Härte! Wenn Du nicht klagst, ist mir überall wohl!"

„Ich weiß es, ich weiß es!" erwiderte Marie, ihren Vater heftig an sich drückend. „Ich will Alles vergessen, eine Andere werden und mit Dir in das kleinste Dorf fortziehen. Ich will Alles, was Du willst. Fasse Dich, ich bitte Dich, weine nicht, ich kann Dich nicht weinen sehen, ich bitte Dich inständig darum! Ich will auch —" rief sie mit einem verzweiflungsvollen Anlauf, „den Grafen heirathen!"

Der furchtbare Thränenstrom, dem sie mit Gewalt so lange Halt geboten, war plötzlich, wie sie fühlte, so mächtig angeschwollen, daß er über alle Dämme hinauszuschießen drohte. Sie riß sich los und stürzte fort. Auf ihrem Zimmer angekommen, verriegelte sie hinter sich die Thüre.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Freund in der Noth.

Der Eindruck, den Horsky's Mittheilungen über Herrn von Rosenstern's Geschäftsverbindungen mit Seeligmann Karpl auf Solm hervorgebracht, war ein überaus ungünstiger. Der Geschäftsmann war nicht minder aufgebracht, als der Mensch. Rosenstern's prunkvolles Treiben erschien ihm plötzlich wie eine häßliche, endlose, zur Gewohnheit gewordene Lüge, welche vom moralischen, wie vom ökonomischen Standpunkt aus gleich verdammungswerth war. Sein ursprüngliches Mitleid mit einer solchen Lage drohte in Verachtung überzugehen und wurde nur durch die Erinnerung an die unglückliche Tochter, das schuldlose Opfer väterlichen Leichtsinns, in seinem Innern festgehalten.

„In welch sittlich verkehrter Welt leben wir doch!" rief er, als er Abends in seinem Cabinet saß und die Erinnerung an Rosenstern, die die Arbeiten des Tages ein wenig verdrängt hatten, wieder lebhafter vor ihn hintrat. „Niemand will mehr das scheinen, was er ist! Eine Welt eitler Emporkömmlinge drängt sich an die alte Aristokratie heran, copirt ihre Sitten, bringt es in der Copie nur zur Caricatur und geht darüber zu Grunde! Hier haben wir einen Menschen, der es sich Tausende hat kosten lassen, einige Exemplare des Adels in seinem Salon zu sehen, ein sonst vernünftiger Mann, dessen stetes Ringen dahin ging, seinen Ursprung vergessen zu machen. Welch' seltsame Verblendung! Ist es denn so wenig, ein Bürger zu sein, Einer jener Klasse, die bereits in allen entwickelten Staaten die Regierung angetreten hat und sie mit jedem Jahrzehnt definitiver festhält? Kann man sich wirklich in unserer Zeit noch so viel darauf einbilden, daß man müßig geht und in einer Welt, welche nur durch die Arbeit lebt und gedeiht, ein blos Genießender ist? Muß

diese Eitelkeit, diese Verblendung, dieses Sich selbst und Andere Belügen so tragische Folgen haben?"

Er versetzte sich in Rosenstern's Lage und malte sich's aus, wie schrecklich die Verlegenheiten hatten sein müssen, die den eitlen Mann gezwungen, zuletzt an die Thüre eines gemeinen Wucherers zu pochen — aber Rosenstern's Unglück war ja erst im Beginn.

Am folgenden Tage, demselben, an welchem Rosenstern seine Einrede vor dem Wechselgericht vorzubringen hatte, durchlief gleich Morgens eine schreckliche Neuigkeit die ganze Stadt, wo sie besonders die Handelskreise in die größte Erschütterung versetzte.

Ein allgemein geachteter Mann, der Vorstand eines, wie man geglaubt hatte, fest und sicher stehenden Handlungshauses, hatte seinem Leben mit einem Pistolenschuß ein Ende gemacht. Dieser war Tauffers. Nicht lange darauf circulirten bereits die Beträge seiner Passiva, die Details verunglückter Speculationen, die Namen Derjenigen, welche sein Fall am empfindlichsten mitgerissen. Unter den Verlusttragenden wurde Herr von Rosenstern obenan genannt. Viele unbetheiligte Kaufleute waren wie niedergedonnert, als sie sahen, wie leicht auch sie in die Katastrophe hätten verwickelt werden können. Niemand hatte bisher die Solidität des Hauses in Zweifel gezogen. Nur der alte Seeligmann Karpl machte eine Ausnahme; er hatte mit seiner Spürnase schon das Unglück gewittert, als er, wie man sich erinnert, Rosenstern's Cession an Tauffers geringschätzig behandelte, ja sogar mit einer Andeutung auf die Möglichkeit eines Sturzes anspielte... Aus diesem Vorblick erklärte sich auch die Härte, mit der er gegen Rosenstern verfuhr; der unglückliche Rentier hätte jetzt den Schlüssel zu Karpl's Benehmen haben können, wenn ihm der neue Schlag, der ihn getroffen, so viel Besinnung gelassen hätte, um darüber nachzudenken.

Gleich nach Empfang der Nachricht hatte sich Solm an Ort und Stelle begeben, um bei dem Geschäftspersonal Erkundigungen einzuziehen. Dort erfuhr er die betrübendsten Thatsachen. Die Sachlage war von der Art, daß die Gläu-

biger kaum auf den Rückempfang von zehn Procent rechnen durften.

Solm kam, von dem Ereignisse aufgeregt, nach Hause zurück, die innere Unruhe hielt ihn von aller Arbeit ab, und wenn er auch zehnmal nach der Feder griff, seine Aufmerksamkeit ließ sich nicht fesseln. In die Tagesfrage sich immer mehr vertiefend, ging er in seinem Zimmer stundenlang auf und ab, beim Mittagsessen schmeckte ihm kein Bissen. Gleich nach Tische zog er sich wieder zurück, doch ohne, wie gewöhnlich, seine Siesta zu halten. Erst gegen fünf Uhr kam er wieder zum Vorschein und gab seinem Diener den Befehl, augenblicklich Doctor Horsky zu rufen, welcher, von Geschäften überbürdet, schon gestern angezeigt hatte, daß er heute ausbleiben werde.

„Sie sind sehr beschäftigt?" sagte Solm, als Horsky bei ihm erschien.

„Es geht uns Juristen," erwiderte der junge Advocat, „manchmal wie den Chirurgen. Stürzt ein großes Gebäude ein, da werden wir von allen Seiten überlaufen, wir sollen zu gleicher Zeit allen Beschädigten helfen."

„Ich muß Ihnen doch, so beschäftigt Sie sind, mit einem wichtigen Auftrage zur Last fallen," sagte Solm.

„Befehlen Sie!" erwiderte Horsky, während sich Beide niederließen. „Doch ehe Sie anfangen, erlauben Sie mir eine Frage: was haben Sie zu Tauffers gesagt?"

„Dasselbe, was alle Welt spricht!" rief Solm. „Unerhört! Unerhört!"

„Man sagt," sprach Horsky, „daß auch unser armer Rosenstern dabei verliert."

„Sehr viel sogar!" erwiderte Solm. „Wie ich aus verläßlicher Quelle weiß, vierzigtausend Gulden."

„Das heißt Unglück haben!" rief Horsky. „Kaum hat er auf ein bedeutendes Capital bei Vorr, das so gut wie verloren ist, resignirt — da trifft ihn ein zweiter Verlust, der noch erheblicher ist! Ein Unglück kommt doch nie allein. Solche Schläge, besonders wenn sie in kurzen Zwischenräumen fallen, sind Todesstöße, oder können es doch leicht werden."

„Nicht wahr?“ rief Solm, über die Ansicht, die der seinigen entgegenkam, tief ergriffen.

Beide schwiegen eine Weile.

„In meinen Augen ist er nun reingewaschen,“ fuhr Solm fort. „Wenn die Dinge so gehen, ist's kein Wunder, daß er dem Seeligmann Karpl in die Hände fällt! Er ist ein Opfer seiner Ehrliebe. Er zog es vor, sich mit Wucherzinsen hinzuhalten, bis seine Mittel flott würden, als daß er einen seiner reichen Bekannten, deren er viele hat, um Hülfe angegangen wäre. Die Mittel wurden nicht flott. Er hat sich verrechnet, und die Fehlrechnung schlägt ihn furchtbar auf's Haupt. Wir dürfen nie voreilig und nach dem Anschein richten!“

„Er soll beinahe krank sein,“ sagte Horsky, „wie mir sein Bevollmächtigter beim heutigen Termin erzählt hat.“

„Die Sache mit Karpl,“ fragte Solm, „ist hoffentlich beigelegt worden?“

„Keineswegs,“ gab Horsky zur Antwort. „Wie es steht, wird vom Gericht auf alle Klagepunkte erkannt werden und Karpl kann nach Herzenslust auspfänden!“

„Großer Gott!“ rief Solm, die Hände zusammenschlagend. „Bricht doch Alles über dem Unglücklichen zusammen!“

„Verlieren Sie nichts bei Tauffers?“ fragte Horsky.

„Der Zufall hat mich davor bewahrt, nicht mein Kopf,“ gab Solm zur Antwort. „Ob ich indirect etwas verliere, das steht dahin. Es wird jedoch unbeträchtlich sein. Jetzt aber gehen wir an die Sache, um derentwillen ich Sie zu mir gebeten habe.“ Er hielt einen Moment inne und fuhr dann fort: „Ich habe mühsam einen Entschluß zu Wege gebracht, welcher Ihres Beifalls gewiß sein wird. Ich hätte aber zu fürchten, daß Sie mich wankelmüthig oder überstürzt nennen, wenn Sie nicht wüßten, daß sich alle Umstände geändert haben und meine Einwände dadurch beseitigt worden sind. Ich will die Herrschaft Tiboretz kaufen!“

„Herrlich! herrlich!“ rief Horsky, Solm freudig an sich drückend. „Ich wünsche Ihnen Glück! Es ist, abgesehen, von allen anderen Beweggründen, die dazu rathen, eine vortreffliche Speculation.“

„Seit ich diesen Entschluß gefaßt habe," sprach Solm, „hab' ich mich für ihn erwärmt. Man hätte heute ebenso viel Mühe, mich davon abzubringen, wie vor einigen Wochen mich dafür zu gewinnen. Kurz, Tiboretz wird gekauft!"

„Sie werden," rief Horsky lebhaft, „Ihre größte Freude daran haben! Sie hätten noch einen mächtigen Antrieb mehr zum Kaufe, wenn Sie das schöne Schloß gesehen und die reizende Umgebung durchwandert hätten. So nahe an Prag kenne ich nichts ähnlich Schönes. Da es nur eine halbe Tagereise entfernt ist und Sie ein Mann sind, der etwas für seine Erholung thun kann, wird es für Sie ein Ort sein, wohin Sie von Zeit zu Zeit Abstecher machen können, um die drückenden Sorgen des Geschäftslebens in frischer Berg- und Waldluft auszuathmen."

„Für meine Gesundheit," erwiderte Solm mit der ihm eigenen, unbezwinglichen Genügsamkeit, „ließe sich wohlfeiler sorgen, lieber Horsky! Wenn Sie mich von meiner Kauflust reden hören, so denken Sie nicht, ich sei plötzlich von Gesichtspunkten fortgerissen, die mir sonst fremd sind, und aus der Art geschlagen. Tiboretz ist und bleibt nur ein Mittel zum Zwecke!"

„Sie wären im Stande," rief Horsky unangenehm enttäuscht, „die Herrschaft am andern Morgen wieder loszuschlagen, wenn Ihnen der Kaufschilling, der Ihre Hypothek deckt, angeboten würde? Nun, diese catonische Gesinnung kann man Ihnen zutrauen! Was ist Ihnen Schloß und Herrensitz!"

„Und warum sollt' ich Tiboretz nicht wieder weggeben?" erwiderte Solm lachend. „Geschieht es nicht am andern Tage, geschieht es in ein, zwei Jahren!"

„Und wie wird es inzwischen mit der Bewirthschaftung," fragte Horsky neugierig, „welche in Karlsbad Ihr Hauptbedenken bildete?"

„Dieses Bedenken existirt nicht mehr," gab Solm rasch zur Antwort, „seit mir ein Einfall gekommen. Ich habe einen ebenso tüchtigen als redlichen Mann, über den Sie gewiß meine Meinung theilen. Es ist Schlaghammer."

„An den hab' ich nicht gedacht!" rief Horsky. „Sieh da, das Gute liegt so nahe! Eine Wahl, die ich ganz und gar billige. Aber wer ersetzt Schlaghammer auf seinem bisherigen Platze?"

„Ich habe," erwiderte Solm, „einen heimlichen Käufer für Bertha's Anwesen, dessen Anträge ich bisher unberücksichtigt gelassen habe, weil der Pächter gut war. Da sich der Stand ändert, schlage ich es los, und das ist das Beste!"

„Das ebnet sich prächtig!" versetzte Horsky mit Befriedigung.

„Ueber Alles," sagte Solm, „wollen wir bei gelegener Zeit plaudern. Heute ist Ihnen jede Minute kostbar wie mir. Die Hauptsache ist, daß Sie zur rechten Zeit in Tiboretz eintreffen und für mich licitiren."

„Der Termin ist, wie ich glaube, sehr nahe!" rief Horsky.

„Am siebenundzwanzigsten!" sprach Solm. „Am Abend vorher müßten Sie abreisen; ich werde alle Vollmachten bereit halten."

„Wie weit ungefähr kann ich über den Ausrufspreis hinaufgehen?" fragte Horsky, indem er aufstand.

„Keinen Schritt, keinen Gulden darüber hinaus!" rief Solm entschieden. „Da liegt die Grenze meiner Kauflust. Bietet Jemand mehr, in Gottes Namen! Der Zweck, den ich vor Augen habe, ist auch ohne den Besitz von Tiboretz erreicht!"

„Doch," versetzte Horsky, „wie jetzt der Geldmarkt steht, ist weniger als je an Käufer zu denken! Ich wollte wetten, daß wir die Herrschaft weit unter der Abschätzungssumme kaufen."

„Die Instruction," sprach Solm, „die ich Ihnen zu geben beabsichtige, habe ich mir zwar für den Augenblick Ihrer Abreise vorbehalten; da Sie jedoch den Punkt berühren, so kann ich Ihnen sogleich eine Erwiderung darauf geben. Ihr höchstes und niedrigstes Angebot wird der gerichtliche Ausrufspreis sein und bleiben, ob hundert Concurrenten im Saale dastehen, oder Sie der einzige sind!"

Horsky stutzte.

„Sie wissen," fuhr Solm erläuternd fort, „daß unter den

auf Tiboretz verbücherten Summen Rosenstern's Hypothek am äußersten Rande steht und bei einer rückgängigen Bewegung unter den Schätzungspreis hinab angegriffen wird, wenn nicht ganz verloren geht. Kann ich den Zehrpfennig eines von so viel Unglück heimgesuchten Mannes in meine Tasche stecken? Nein! nein! nein! Ich will den vollen Werth der Sache bezahlen und meine Hände mit einem so schändlichen Profit nicht beschmutzen! Es wäre ein Blutgeld! Es könnte seine Zinsen tragen, aber es würde auch mein Gewissen belasten."

„Diese Rücksicht ist so edel," gab Horsky beinahe beschämt zur Antwort, „daß ich meine Uebereilung bereuen muß! In einer Welt, wo man Jeden das packen sieht, was zu kriegen ist, kann ich allenfalls entschuldigt werden, Sie aber handeln als der edle Charakter, den ich so lange schon kenne, und der mich doch immer wieder durch neue Züge überrascht und beschämt!"

„Kommen Sie morgen?" fragte Solm ablenkend.

„Ich zweifle nicht, daß ich morgen Zeit finde," gab Horsky zur Antwort, indem er Solm's Hand mit aller Wärme schüttelte.

Er hatte aber kaum das Cabinet verlassen, als Solm ihm nacheilte. Er holte ihn noch im Vorzimmer ein.

„Ich hätte bald," sprach er, „ein dringendes Anliegen vorzubringen vergessen! Aus dem Gesagten werden Sie entnommen haben, daß Rosenstern's verloren geglaubte Hypothek flüssig werden wird. In dieser sichern Voraussicht wäre es Ihnen leicht, den Seeligmann Karpl zu einem gemäßigteren Vorschreiten zu veranlassen. Was meinen Sie?"

„Ich will den Versuch machen," gab Horsky nach einiger Ueberlegung zur Antwort. „Ich sollte glauben, daß er mürber werden und diesen Ausweg, den Ihr Name garantirt, vorziehen dürfte. Er will nur Geld haben, und so kommt er sicher dazu."

„Ich wünsche jedoch," bemerkte Solm, „daß Sie die Unterhandlung so leiten, daß ich weder vor Rosenstern und noch weniger vor Karpl als Urheber der erleichterten Krise dastehe."

„Meine Vermittelung wird ausreichen," beruhigte ihn Horsky, indem er zur Thüre hinaustrat.

„Glückauf! Glückauf!" rief Solm ihm nach.

Seine Mienen verkündigten eine tiefe, innerliche Bewegung. Seine Wangen glühten und seine Augen funkelten seltsam.

Fünfzehntes Kapitel.

Herabgekommen.

Nach dem Grafen Wellenburg war in den letzten Tagen ungeheure Nachfrage gewesen. Jedermann wollte ihn zu Tische haben. Der hochgeborene Gast mußte oft an einem und demselben Tage auf zwei, ja auf drei Orten resigniren. Er that es mit dem größten Bedauern, ja mit Schmerz. Um einem unfruchtbaren und zwecklosen Conflict, der seine Magennerven nur angegriffen hätte, zu entgehen, nahm er immer die erste Einladung, die ankam, an, ging dann aus und ließ sich nicht mehr zu Hause blicken. Wie oft klagte er: warum kann ich nicht zur selben Stunde hier und dort zu Mittag speisen! Die erforderliche Verdauungskraft hätte er besessen, aber die Allgegenwart fehlt den sterblichen Wesen! Keine der ihm angebotenen Tafeln war in der Regel seiner unwerth; man kannte den Grafen und leistete eben das Aeußerste — die gastfreundlichen Häuser aber, in denen er absagen ließ, betrachteten die Zurückweisung ihrer Einladung von verschiedenen Gesichtspunkten. Bei dem hohen gastronomischen Rufe des Grafen verfielen Manche leicht auf den Gedanken, daß ihre Küche auf einer niedrigeren Stufe stehe, als sie in dünkelhafter Selbstüberschätzung geträumt. Bei Einigen mochte dies wirklich der Fall gewesen sein. So kam es vor, daß Manche das Ausbleiben des vornehmen Gastes wie eine herbe

und ungerechte Kritik ihrer kostspieligen Anstrengungen ansahen und ihn nach einer solchen Beleidigung nicht wieder einluden. Andere, welche ein höherer Ehrgeiz und größerer Fortbildungstrieb beseelte, schrieben sich hingegen die Abweisung als Lehre hinter die Ohren, verzagten nicht, arbeiteten rastlos an der Vervollkommnung ihrer Tafel und riskirten bald eine neue Einladung. Sobald ein solches in die Höhe gehendes Streben von dem Grafen bemerkt wurde, konnte es immer seiner lautesten Aufmunterung versichert sein. Und seinem Kennerauge entging nichts! Er wußte ja schon mit dem ersten Blicke, den er auf eine gedeckte Tafel warf, errieth ja schon mit einem einzigen Blick auf Tischtuch, Teller und Anordnung der Gläser, in welche Kategorie das Diner, das ihn erwartete, zu stellen sei...

Nur solchen gastronomischen Abhaltungen war es zuzuschreiben, daß Graf Wellenburg mehrere Tage hindurch nicht in das Rosenstern'sche Haus gekommen war. Die Strömung zog ihn eben in die entfernteren Regionen der Kleinseite, in die aristokratischen Kreise, wo man die Vorgänge in der Kaufmannswelt als allzu niedrig und unbedeutend völlig ignorirt. So kam es, daß der Graf gar nichts von den traurigen Ereignissen erfuhr, welche ihn selbst so nahe angingen. Eben in diesen Tagen war im Rosenstern'schen Hause die große Katastrophe vor sich gegangen!

Wellenburg erschrak, als er nachrechnete, wie lange er schon ausgeblieben. Er selbst wußte sich nicht Rechnung zu geben, wie es gekommen. Er zog sich rasch an und eilte über die Straße, um bei seiner vermeintlichen Braut die grobe Vernachlässigung so schnell als möglich wieder gut zu machen.

In der Nähe des Rosenstern'schen Hauses sah der Graf schon von Weitem den kleinen Groom ihm entgegenkommen. Er hatte den Jungen wegen seines anstelligen Wesens und seiner besondern Aufmerksamkeit beim Serviren lieb gewonnen und auch dieser hatte oft eine warme Verehrung für den Grafen an den Tag gelegt. Diese Verehrung war weniger durch gute Trinkgelder geweckt worden, die der Graf schon aus pädagogischer Rücksicht einem so zarten Jüngling nicht

zugewendet hätte, vielmehr hatte sie ihren Grund in der freundschaftlichen Herablassung des Grafen. Und so kam es denn, daß der Jüngling sich, als er den edlen Gönner erblickte, schon in einer Entfernung von zehn Schritt auf die Seite stellte und bis zur Erde verbeugte.

Der Graf schmunzelte beifällig und nickte huldvoll: „Guten Morgen, Ferdinand!" Da bemerkte er, daß der kleine Groom seine Livree nicht anhabe. Diese Wahrnehmung gab ihm eine ernstliche Veranlassung, ihn einer ferneren Anrede zu würdigen. „Wie siehst Du heute aus?" sagte er, über diese Formverletzung ungehalten, mit zusammengezogenen Brauen. „Wie Du dastehst, kann man Dich nicht von einem Schuster- oder Schneiderlehrling unterscheiden!"

„Ich habe den Dienst verlassen," sagte Ferdinand, „und bin heute beim Rosenstern gewesen, um mir das Dienstbuch zu holen."

„Den Dienst verlassen? So plötzlich?" sagte der Graf verwundert. „Gewiß hast Du etwas angestellt!"

„Was hätte ich angestellt?" sagte der Junge verdrießlich. „Alles geht fort! Die große Dienstmagd ist gestern fort, das Stubenmädchen geht morgen und Fräulein Ferrère packt eben ein."

„Was Du da sagst?" rief der Graf. „Was hat es denn gegeben?"

„Was sollen die Dienstleute dort machen?" fragte der Kleine. „Der Herr ist bankrott!"

„Was sagst Du!" rief der Graf in äußerster Bestürzung.

„Sie wissen nichts davon?" sprach der Junge. „Das war schon lange zu merken! Die Juden sind schon lange Zeit aus- und eingegangen, und wer in Judenhände fällt, sagt der Webermeister, bei dem mein Vater wohnt, der kommt nicht mehr heraus!"

Ohne ein Wort vorbringen zu können, stand der Graf mit einem unendlich langen Gesicht da.

„Sie werden," fuhr der Junge fort, „wenn Sie hinkommen, selbst sehen, wie Alles im Hause drunter und drüber geht! Mein Lebtag geh' ich nicht wieder in einen solchen Dienst. Man muß sich, das hat auch der Webermeister

immer gesagt, an eine adelige Herrschaft halten, mit den Kaufleuten ist's nichts!"

Der Graf war von dieser Neuigkeit so tief betroffen, daß er stumm und starr zusah, wie der kleine Groom sich empfahl und weiter ging. Ebenso wenig war er fähig, eine Reflexion über das schreckliche Factum anzustellen und sich in den neuen Stand der Dinge zu finden. Ihm war zu Muthe wie Jemandem, der plötzlich auf der Gasse stehen bleibt und eine halbe Million Mitgift, die noch soeben in seiner Tasche war, vermißt!

Mechanisch drängte es ihn vorwärts; langsam, wie ein Schlafwandler schritt er weiter; erst als er an das Thor des Rosenstern'schen Hauses kam, versetzte er sich in einen raschen Trab, denn es war ihm, wie wenn Pestluft aus dem Thoreingang wehe... Er mäßigte seine Schritte nicht früher, als bis er in das nächste Straßenende eingebogen hatte.

Wie die Sachen standen, hatte Herr von Rosenstern nicht Ursache zu bedauern, durch die Begegnung des Groom der hohen Gegenwart des Grafen verlustig geworden zu sein. Wenn er ja den Besuch angenommen hätte, würde er sich nur eine überflüssige Verlegenheit auf den Hals geladen haben. Die Verzweiflung, welche ihn mit dem Eintreffen der Nachricht vom Selbstmorde Tauffers' gepackt hatte, war in dumpfe Resignation übergangen, und insofern hatte sich sein Zustand gebessert. Sein Haus war in voller Auflösung. Er hatte seine Hausleute bereits entlassen und bereitete sich vor, die Stadt, in welcher er eine Zeitlang geglänzt und ein nicht rühmliches Ende gefunden, zu räumen. Er war mit Marie übereingekommen, als künftigen Wohnsitz Brünn zu wählen, wo er ganz unbekannt war und Niemand Ansprüche auf ihn erheben konnte, die nicht mehr zu bestreiten waren. Marie hatte eine Fassung und Energie gezeigt, welche der Vater wieder zu ihren räthselhaften Zügen zählen mußte, aber er war ebenso fern zu ahnen, was die Fassung ihr kostete.

Seit mehreren Tagen hatte Rosenstern die Schwelle seines Hauses nicht überschritten. Es war ihm unmöglich, vor denselben Leuten als ein Gegenstand des Mitleids zu stehen,

welchen er jederzeit zu imponiren gestrebt... Er hatte einen Ueberschlag seiner übrig gebliebenen Mittel gemacht und gefunden, daß ihm bei bescheidenen Ausgaben ein unabhängiges Leben gesichert war; aber darüber war er noch nicht im Klaren, ob er nicht eines Tages nach langer und verderblicher Ruhe zu neuer Thätigkeit in irgend einem Geschäftszweig greifen werde? Mit Aufbietung aller Kräfte hatte er es ermöglicht, Seeligmann Karpl eine fast die Hälfte der Summe erreichende Abzahlung zu machen. Es geschah in dem Augenblicke, als der harte Gläubiger schon von Horsky zur Nachsicht überredet und schon halb und halb zur einstweiligen Sistirung seines Executionsrechts entschlossen war. Die in seinem Gemüth sich regende Milde gewann sogleich, als das Geld eintraf, unwiderstehlich die Oberhand.

Da Rosenstern die Stadt, in welcher er sich nicht mehr mit Ehren zeigen zu können glaubte, in den nächsten Tagen, gleich nach der Besorgung der nöthigsten Anstalten zu verlassen beabsichtigte, hatte er sich am Morgen von Allen, die ihm entweder nahe gestanden, oder an deren Achtung ihm gelegen, schriftlich verabschiedet. Solm, der zu den Letzteren gehörte, hatte auch ein Briefchen erhalten.

Es war fünf Uhr Abends. Marie war von ihren Gängen, die sie im Namen des Vaters im Fiaker besorgte, noch nicht zurückgekommen. Herr von Rosenstern saß vor seinem Büreau und war mit der Sichtung alter Papiere beschäftigt, als ihm die alte Köchin, die Einzige, die als Familienstück von der Entlassung ausgenommen war, Solm's Besuch anmeldete.

Rosenstern fuhr verlegen und unschlüssig empor und wußte zuerst nicht, welche Antwort zu geben, aber das schmeichelhafte Gefühl, von solch einem Manne, der sich in der Glanzepoche kaum sehen ließ, jetzt, zur Zeit der Erniedrigung besucht zu werden, drang mit Macht durch und er eilte dem Gaste entgegen.

„Wenn solche Leute noch kommen,“ rief er, „so kann ich nicht glauben, daß ich meine Ehre verloren habe!“

„Sie haben nichts verloren, als Geld!“ antwortete Solm, ihm die Hand drückend. „Diese Meinung höre ich allenthalben aussprechen und diese Meinung muß jeder Einsichtige theilen

Wenn Häuser wie Tauffers einstürzen, muß man glauben, es wanke die Erde!"

Rosenstern lud Solm ein, Platz zu nehmen, er rollte einen Fauteuil herbei und antwortete:

„Der Einsichtigen sind leider wenige und die große Gesammtheit entscheidet über den Ruf. Deshalb bin ich gesonnen diese Stadt zu verlassen, und nicht nur aus dieser Ursache allein. Ich muß fortan bescheiden leben und mich nach meiner Decke, die sehr kurz geworden ist, strecken. Ich will offen zu Ihnen reden und muß eingestehen, daß in der letzten Zeit manche Fehler in meinem Haushalt begangen worden sind. Es war nicht Leichtsinn. Ich hielt meine Mehrausgaben für gedeckt durch laufende Speculationen, ich handelte sanguinisch, wie wenn ich das Gehoffte schon einkassirt hätte! Das soll nicht mehr vorkommen. Es hängt sogar jetzt nur von der Gelegenheit ab, ob ich mich nicht im Kurzen wieder in's Geschäftsleben stürze... Das habe ich freilich nicht geträumt, daß ich in meinen alten Tagen halb und halb von vorn werde anfangen müssen. —"

Er ließ den Kopf tief hängen. Seine ganze passive, unruhige, ängstliche Haltung stach von seiner vormaligen, chevaleresken Sicherheit und der vornehmthuenden Gesprächigkeit gewaltig ab. Auch entging es Solm nicht, wie die Furchen in seinem Gesicht tiefer geworden und der Mann in wenig Tagen um ganze Jahre gealtert sei.

„Wie findet sich," fragte Solm schüchtern, „Fräulein Marie in diese Veränderungen?"

„Wundervoll!" rief Rosenstern, neubelebt emporfahrend, mit funkelnden Augen, indeß eine flüchtige Röthe über seine Wangen dahinfuhr. „Wundervoll! Wie eine Heldin! Wie ein Engel! Ich habe immer geglaubt, sie würde im Unglück zusammenbrechen. Nun sehe ich erst, daß sie den Vater an Muth übertrifft! Sie überrascht mich immer wieder, und ich danke dann mit gerührtem Herzen dem Himmel, daß er mir solch' eine Tochter gegeben! Welche Entbehrungen ich ihr auch in Aussicht stelle, sie nimmt jede hin und fügt noch eine neue freiwillig hinzu. Ich hätte es nie vorausgesetzt, nie voraussetzen können! Wie traurig, daß ein solches Unglück

kommen mußte, um mir zu zeigen, daß ich das vortreffliche Herz meiner Tochter stets zu gering geschätzt habe!"

Er hatte es mit steigender Bewegung gesprochen, die Thränen, die ihm in die Augen traten und über die Wangen langsam herabrollten, vermehrten den Eindruck, den diese begeisterte Schilderung auf Solm hervorbringen mußte.

Sein Herz, das von ihrer Schönheit voll war, sog diese Worte gierig ein. „Das ist schön!" rief er. „Ich fühle lebhaft den Trost, den Sie aus diesem Muthe schöpfen —"

„Hören Sie diesen Zug — diesen kleinen Zug!" fiel Herr von Rosenstern ihm mit neuerwachter Lebhaftigkeit in's Wort. „Heute Morgen trat sie eigenthümlich ernst und bleich bei mir ein, ohne ein Wort zu sprechen, und stellte jenes Ebenholzkästchen, das Sie dort auf der Etagère sehen, auf meinen Tisch. Ich wagte gar nicht sie zu fragen, was das zu bedeuten habe, als sie stumm, wie sie gekommen, das Zimmer wieder verlassen wollte. Erst auf der Schwelle blieb sie einen Moment stehen und sagte halb abgewendet: Beim Umzug habe ich meinen ganzen Kram zusammengelesen, da sind nun meist unbrauchbare, unmoderne Rococosachen, die sich nicht mehr tragen lassen... Suche doch, lieber Vater, den Plunder zu verwerthen... Damit war sie zur Thüre hinaus. Als ich das Kästchen öffnete, finde ich bis auf einige geringfügige Gegenstände ihren ganzen Schmuck darin. Gott, mein Gott! Sie war doch eine Evatochter und hing an ihrem Flitter! Wie muß ihr Herz geblutet haben, ehe sie es über sich vermocht, zu mir so ruhig zu sagen: Schaffe den Plunder weg! Verwerthe ihn! Gottlob, daß ihr stilles Opfer bis zur Stunde noch unnöthig ist!"

Seine Stimme war allmählich vor Rührung geschmolzen, so daß ihm die Worte gefehlt hätten, wenn er nicht zu Ende gewesen wäre.

Solm, der ohnehin die günstigste Meinung von Marie besaß, mußte von dem Zeugniß, das der Vater der Pietät seiner Tochter unter Thränen ausgestellt, in der tiefsten Tiefe gerührt und mit einer Art wehmüthiger Begeisterung erfüllt werden. Sein Herz war voll, wie ein bis an den Rand gefüllter Becher und es bangte ihm, auch nur ein Wort

zu sagen... Er meinte, da müßte der gefüllte Becher überfließen...

„Ich habe," sagte er nach einer langen, langen Pause, den Gegenstand verlassend, oder vielmehr ihm entfliehend, „Ihnen eine Neuigkeit mitgebracht, in deren Besitz ich, durch besondere Umstände der Erste, gekommen bin. Heute Morgen um acht Uhr —"

Herr von Rosenstern fuhr der Schrecken durch alle Glieder. Er wußte gar wohl, daß heute am 27. September die Versteigerung von Tiboretz stattgefunden habe, und daß Solm den Verlauf derselben zu berichten beabsichtige.

„Heut, um acht Uhr," fuhr Solm nach einer kleinen unwillkürlichen Unterbrechung fort, „ist Tiboretz versteigert worden."

„Es ist nichts zu hoffen!" rief Rosenstern, wie ein vom Unglück zu Boden Geschlagener, der den Blick zur Hoffnung kaum zu erheben wagt. „Ich habe auf Alles resignirt. Hat sich ein Käufer gefunden?"

„Acht bis zehn sogar!" antwortete Solm.

„Ja," versetzte Rosenstern im kläglichsten Tone. „Man wußte, daß es diesmal unter dem Preise weggeht."

„Sie haben nicht Unrecht," sprach Solm, „daß diese Annahme die Mehrzahl hingeführt. Darunter war eine Compagnie von Gaunern, die auf einen bedeutenden Fall unterhalb des Schätzungspreises speculirten. Ich habe ihnen aber durch meinen Bevollmächtigten, Doctor Horsky, einen Damm entgegengesetzt und kann mich jetzt Ihnen als Herrn von Tiboretz vorstellen!..."

„Ich gratulire!" sagte Rosenstern mit versagender Stimme.

„Sonach," fuhr Solm fort, um der Ungewißheit, in welcher Herr von Rosenstern noch immer schwebte, ein Ende zu machen, „bin ich plötzlich für den ganzen Betrag Ihrer Hypothek Ihr Schuldner geworden!"

„Ach!" entfuhr es qualvoll und befreiend aus Rosenstern's Brust. Er versuchte zu reden, brachte aber nur ein undeutliches Lallen hervor.

„Ich bin mit dem Kauf sehr zufrieden," sprach Solm, um ihm Zeit zu lassen, sich zu sammeln. „Ich freue mich

ungemein, daß ich das Gut habe, während ich früher wie in einen sauren Apfel hineinbeißen zu müssen glaubte. Bei der Licitation hat es sich übrigens wider Erwarten gezeigt, daß auch ohne meine Betheiligung kaum unter den Schätzungspreis heruntergegangen worden wäre. Ich hatte Horsky aufgetragen, auf diesem stehen zu bleiben. Die Angebote gingen jedoch rasch in die Höhe. Horsky, der in die Besitzung ganz vernarrt ist, ging über meine Vollmacht hinaus. Der überschrittene Betrag ist jedoch so gering, daß ich ihm nur zum Schein geschmollt habe."

Diese Worte äußerten bald ihre volle magische Wirkung auf Rosenstern. Seine Augen belebten sich, seine schwere Zunge wurde wieder beweglich und ein ganzer Lichthorizont umschimmerte das dunkle Wolkenlager seiner bisherigen Gedanken.

„Ich wünsche Ihnen aufrichtig Glück zum Kaufe!" sprach er, sich erhebend und Solm's Hand schüttelnd. „Ich habe mir Tiboretz mit eigenen Augen angesehen und es schmerzlich empfunden, daß mir die nöthigen Mittel nicht zu Gebote standen. Ich muß Ihnen aber auch für diese Nachricht danken! Ohne Sie wäre ich noch stundenlang, vielleicht bis zum nächsten Tage in einer keineswegs angenehmen Ungewißheit dagesessen. Im Uebrigen bin ich gewiß, daß Sie ein gutes Geschäft gemacht haben, da Ihnen die erforderlichen Betriebsgelder zur Verfügung stehen."

„Ich glaube es auch," erwiderte Solm, sich erhebend. „Verehrtester Freund, mit zehnfachem Bedauern sehe ich Sie aus unserer Mitte scheiden, da wir einander eben näher zu rücken beginnen!"

„Es ist nicht meine Schuld," gab Rosenstern zur Antwort, „daß unsere Bekanntschaft so langsame Fortschritte gemacht hat, ebenso wenig, daß sie binnen wenig Tagen vielleicht für lange Zeit abgebrochen wird. Ich habe so oft —"

„Wollen Sie denn," unterbrach ihn Solm, „gar so rasch fort?"

„Ich denke," erwiderte Rosenstern, „nächsten Dienstag auf zubrechen."

„Bis dahin," sprach Solm, „muß ich Sie noch einmal besuchen."

„Sie sind mir bei Tag und Nacht willkommen!“ rief Rosenstern.

„Halten Sie mich nicht für zudringlich,“ sagte Solm unter Rosenstern's stummen Protestationen. „Sie sehen, daß ich heute — zum zweiten Mal — das Unglück habe, Ihr Fräulein Tochter nicht zu Hause zu finden, wenn ich bei Ihnen erscheine. Es wäre mir schmerzlich, das edle Kind“ — er wählte das Wort absichtlich — „ohne ein Wort des Abschieds in die Ferne ziehen zu lassen. Sagen Sie ihr ausdrücklich, daß mein nächster Besuch ihr allein gelte.“

„Sie wissen nicht,“ gab Rosenstern, von solcher Freundlichkeit gerührt, zur Antwort, „wie wohl so aufrichtige Theilnahme thut und wie sie den gesunkenen Muth aufrichtet. Wohl Ihnen, daß Sie das noch nicht wissen, glücklicher Mann!“

„Ei, wer ist glücklich!“ warf Solm mit saurer Miene hin.

„Wie denn,“ rief Rosenstern, freudig aufgeregt, „wenn Sie uns an irgend einem Tage die Ehre gäben, bei uns zu Tische zu essen?“

„Ich glaube —“ sagte Solm bedenklich und brach in Gedanken versinkend sogleich wieder ab.

Rosenstern, der auf freudige Zustimmung gezählt hatte, konnte die Ursache dieser Bedenklichkeit nicht begreifen. So ruinirt war er denn doch nicht, daß man sich ein Gewissen hätte machen müssen, sein Gast zu sein. Er wurde verstimmt und erwartete ungeduldig Solm's nähere Erklärung.

„Mir kam eine Idee!“ sprach Solm. „Ich beabsichtige Tiboretz, von dem ich, trotzdem daß ich der Besitzer bin, gar keine Vorstellung habe, nächsten Sonntag in Augenschein zu nehmen. Ich erlaube mir, Sie und Fräulein Marie einzuladen, die Partie mit mir zu machen.“

„Noch besser!“ rief Rosenstern, angenehm überrascht. „Das hat das Gute, daß wir uns länger Ihrer Gesellschaft erfreuen!“

„Sontag früh,“ fuhr Solm fort, „wird mein Wagen bei Ihnen vorfahren. Meine Pferde sind gut, mein Wagen ist leicht, wir kommen noch vor zwölf Uhr hin, wenn wir früh ausfahren. Ist das Wetter ungünstig, so treffen wir ein

anderes Abkommen. In diesem Falle würde ich von Ihrer Einladung Gebrauch machen und Ihr Gast sein."

„Vortrefflich! vortrefflich!" rief Rosenstern. Mit den wärmsten Freundschaftsversicherungen schieden sie von einander.

Solm hatte das Haus kaum verlassen, als Marie zurückkam.

„Marie, Marie!" flog ihr der Vater entgegen, „mein Herzenskind! Das Glück hat sich unser doch auf einer Seite erbarmt!"

Er fiel ihr um den Hals und küßte sie. Marie, die gleich beim Eintreten die freudige Exaltation ihres Vaters bemerkt hatte, blieb vor Erwartung und Bewegung ganz sprachlos.

Nachdem der Vater dem Sturm seiner Freude freien Lauf gelassen hatte, erzählte er die Nachricht, die er Solm's Besuch zu danken hatte. Er klagte sich dabei an, seiner Tochter die seinem auf Tiboretz haftenden Schuldposten drohende Gefahr aus übertriebener Zärtlichkeit verschwiegen zu haben.

„Und Solm hat die Herrschaft gekauft?" sprach Marie sinnend, nachdem sie den drängenden Gefühlen freudiger Ueberraschung durch Ausrufe Luft gemacht hatte. „Seltsam! seltsam!"

„Warum seltsam?" sagte der Vater. „Es war das Beste, was er in seinem eigenen Interesse thun konnte. Jetzt verstehst Du auch den Zweck, den meine Reise nach Tiboretz hatte. Ich war zwar nicht in der Lage, das Gut zu kaufen, ich wollte mich aber von dessen Werth mit eigenen Augen überzeugen, damit ich überschlagen könne, welche Summe im günstigsten Falle beim Verkauf zu erzielen wäre. Nun muß ich Dir noch etwas sagen: Solm ist wirklich ein edler, ausgezeichneter Mensch. Die Fatalität, in der wir schweben, ist gewiß vielen Leuten zu Ohren gekommen und hat in mancher Gesellschaft als Gesprächsstoff gedient. Ich frage Dich, wer von Allen, die wir seit Jahren in unserem Hause gesehen und gastfreundlich aufgenommen, ist bei uns erschienen, ich will gar nicht sagen um zu helfen, sondern auch nur um sich nach unserem Befinden nach solchem Schlage zu erkundigen? So sind die Menschen!"

„O, ich kenne die Menschen! Mit meinem Urtheil über sie bin ich längst fertig,“ sagte Marie bitter. „Und Wellenburg!“

„Von ihm ist es unverschämt!“ rief Herr von Rosenstern. „Ich hätte es von ihm nie geglaubt, daß er uns so Abe sagen würde!“

„Müssen wir zuletzt,“ sagte Marie, „die Entdeckung machen, daß er ein erbärmlicher Schmarotzer ist!“

„Um wieder auf Solm zu kommen,“ sprach der Vater, „so muß ich Dir in seinem Auftrag sagen, daß er uns vor unserer Abreise noch einmal besuchen will, damit er auch Dich einmal zu Hause treffe. Ich bat ihn darauf, zu Tische zu kommen, er machte jedoch einen Gegenvorschlag. Wir sollen nächsten Sonntag mit ihm nach Tiboretz fahren —“

„Hast Du es angenommen?“ fragte Marie rasch.

„Ich nahm keinen Anstand“ — erwiderte der Vater, „wäre es Dir unlieb?“

„Keineswegs,“ antworte Marie, „mir ist es recht.“ Den Finger an die Lippen legend, verfiel sie in Nachdenken.

„Was sinnst Du, liebes Kind?“ fragte der Vater zärtlich.

„Nichts, nichts,“ murmelte Marie vor sich hin, indem sie den Hut ablegte, ohne daß jedoch die nachdenkliche Miene ihr Gesicht verließ.

„Welcher Wechsel!“ sagte sie nach einer Pause. „Bald freuen wir uns, bald müssen wir das Aergste fürchten!“ Sie lächelte bitter. „Eine verrückte Welt, über welche man endlich nur lachen sollte! Hätte sich für Tiboretz kein Käufer gefunden, wären wir jetzt im traurigsten Zustande! Wo liegt Tiboretz? Was weiß ich davon! Ist's bergig, ist's eben? Wovon man abhängt! Und was kommt morgen und übermorgen? Ach, ich könnte weinen, wenn ich denke — —“

Sie rannte zum Zimmer hinaus.

Der Vater blieb bei dieser unvermutheten Wendung vor Verwunderung starr. Endlich sagte er:

„Ich will ihr nicht nachgehen! Sie wird sich im Stillen ausweinen, und das wird sie erleichtern. Die Fassung, die sie in den letzten Tagen bewiesen, die Kaltblütigkeit, die sie an den Tag legte, war nicht natürlich. O, der herunterge-

würgte Schmerz muß mit Gewalt hinaus! O, meine gute Marie, mein geliebtes, einziges Kind, ich habe Alles gethan, um den Kummer von Dir auf mich allein abzuleiten!“

Sechzehntes Kapitel.

In Tiboretz.

Solm, welcher seine Leidenschaft für Marie Rosenstern für überwunden gehalten und über seine Thorheit, wie er dieselbe selbst genannt, bereits mit Ueberlegenheit gelächelt hatte, fühlte sich plötzlich in einen Strudel von Unruhe zurückgeworfen. Er war aber noch weit entfernt, diesen aufgeregten Zustand einen Rückfall zu nennen. Die Leidenschaft, welche sein Wille mit aller Energie unterdrückt zu haben glaubte, begann aber wirklich über seine Willenskraft hinauszugehen. Der tückisch lauernde Dämon, der es auf ihn abgesehen, hatte eine neue Verkleidung angenommen und entging unter dieser seinem Auge, um den widerstandlosen Mann ganz in seine Schlingen zu locken. Eben die Güte und der Edelmuth, welche Solm angeboren waren, hatten sich gegen ihn verschworen und waren die Verräther seines Herzens geworden. Die Sirenenklänge der Liebe waren durch die Mauern seines Hauses nicht zu ihm gedrungen, aber der Hülferuf der Leidenden hatte in seiner Verschanzung den stärksten Wiederhall gefunden. Er konnte es nicht ertragen, daß die Geliebte leide. Sobald ihre Klage an sein Ohr gedrungen, war er hinausgeeilt, um zu helfen und die Feuersbrunst, die im Nachbarhause ausgebrochen, zu löschen. Als die Löscharbeit, der er sich uneigennützig unterzogen, gethan war, meinte er in dem beruhigenden Gefühle, eine edle Nächstenpflicht vollbracht zu haben, ausruhen zu können. Wenn ja noch eine Sorge sein Gemüth belagern konnte, so war es die zurückbleibende Vorstellung, welchen

Umfang das Unglück ohne seinen Beistand angenommen hätte! Er war aber unruhiger, aufgeregter, schmerzbeklommener, von Theilnahme zerrissener wiedergekommen, als er ausgegangen war. Seine Selbsttäuschung redete ihm ein, daß diese Zustände die unausbleiblichen Nachklänge der vorausgegangenen Gemüthsbewegungen wären und allmählich verschwinden würden. Aber sie waren mehr als das und sollten nicht verschwinden.

Ihm waren die Gerüchte nicht unbekannt, welche über die Besuche des Grafen Wellenburg im Rosenstern'schen Hause bald stärker, bald schwächer umliefen, in der letzen Zeit aber eine bevorstehende Heirath mit apodiktischer Gewißheit in Aussicht stellten. Nach den Beobachtungen, die er gemacht, hatten diese Gerüchte alle Wahrscheinlichkeit für ihn und er hatte sich bemüht, diese sich nähernde Thatsache so ruhig aufzufassen, wie wenn sie ihm fremd wäre und ihn nichts anginge. Ich werde, sagte er zu sich, in die Kirche gehen am Tage, da sie getraut werden, aus einer Ecke zusehen und von da ab gewiß ganz ruhig werden! Erst, als ihm die drangvolle Lage Rosenstern's zu Ohren gekommen, fing er sich um diese Angelegenheit plötzlich mehr zu kümmern an. Sollte der Graf, dachte er, den er irrthümlicherweise für reich hielt, seinen Schwiegervater so gleichgültig fallen sehen? Es war ihm nicht denkbar und er nahm als ausgemacht an, daß die aufgetauchten Gerüchte keinen Grund und Boden haben könnten. Darum aber hielt er den Grafen noch keineswegs für frei von aller Verbindlichkeit — war er nicht der Bräutigam der Tochter, so war er doch der Freund des Vaters gewesen, und Solm forderte — mit welchem Rechte sei dahingestellt — von dem Hausfreunde dieselbe Aufopferung, welche dem Schwiegersohne zugekommen wäre. Als er sich aber selbst in's Mittel gelegt hatte und als der Retter dastand, schwankte er in der Beurtheilung des Grafen nicht lange und warf ihn unter den Haufen stumpfsinniger Egoisten, welche sich nur für sich selbst erwärmen können und die Freundschaft als Deckmantel ihrer eigenen Interessen gebrauchen. Seine Entrüstung ging so weit, daß er nur mit einem wilden Gefühl des Hasses des Grafen gedachte und ihn fortan für einen des Grußes unwürdigen Menschen hielt.

Diese Auffassung war unstreitbar eine höchst leidenschaftliche und bei einer so milden und humanen Natur wie Solm nur durch das dunkle Gefühl der Rivalität zu erklären. Sie zeigte, wie ihn die Besuche des Grafen im Rosenstern'schen Hause ehedem geängstigt haben mußten. In so bedenklicher Weise äußerte sich erst nachträglich seine Eifersucht.

In einem gleich trügerischen Gewande trat auch sein Schmerz auf, daß Marie in wenig Tagen vielleicht für immer entschwinden werde. Er malte sich ihre Abreise wie eine unbarmherzige Ausweisung in den grassesten Farben aus. Dieser Schmerz wurde die Grundstimmung seines Gemüthes, als der zur Fahrt nach Tiboretz bestimmte Tag herankam. Er beklagte die Dahinziehende, wie wenn sie sich auf eine lange und gefährliche Seereise begeben sollte, statt sich es einzugestehen, daß ihre Anwesenheit ein Bedürfniß seines Herzens geworden war.

Als der Wagen, mit welchem Solm die Familie Rosenstern abholen wollte, am frühen Morgen vorfuhr, war er noch immer nicht im Klaren mit sich, ob er Bertha, die, wie man weiß, der Rentierstochter nicht eben am freundlichsten gesinnt war, mitnehmen solle. Er hatte am Abend zuvor Horsky zur Fahrt eingeladen, dieser hatte zugesagt, nichts war natürlicher, als daß Bertha mitkomme. Hier aber ergriff ihn eine unerklärliche Verlegenheit. Es war ein Liebessymptom, welches die Fortschritte seiner Leidenschaft bezeichnete. Ihm bangte vor dem scharf beobachtenden weiblichen Auge um so mehr, da er seit seinem Gespräche mit Bertha wußte, daß sie in ihrer Antipathie gegen Marie Rosenstern dieser sogar einen Plan auf des Onkels Herz zutraue. So entschloß er sich denn Bertha glauben zu lassen, daß es sich nur um eine Geschäftstour handelte. Wie aber wenn Bertha erführe, daß er bei dem ersten Besuch seines Gutes Fremden den Vorzug vor seiner Verwandten gegeben? Gleichviel! Bertha durfte nicht mitkommen, heute am wenigsten, wo ihn Mariens bevorstehende Abreise so verstörte, beunruhigte, so schwach erscheinen ließ! Zum ersten Mal griff der bis in's Kleinste gerade gehende Mann zur Verheimlichung, die wie eine Nothlüge aussah.

So früh auch die zur Abfahrt angesetzte Stunde war,

man fand die Rosensterns schon zum Einsteigen bereit. Kaum hatte der Wagen vor der Einfahrt Halt gemacht, als Vater und Tochter schon auf der Treppe erschienen. Man schüttelte sich die Hände, Horsky ward vorgestellt, man nahm Platz; Herr Rosenstern und seine Tochter im Fond des Wagens, Horsky und Solm auf dem Vordersitze.

Der Herbsttag war schön, mild und klar. Man fuhr über die Kettenbrücke zwischen den lachenden grünen Inseln dahin, zum Thore hinaus, die Straße, die nach Königsaal führt. In blauen Duft gehüllt, grüßte vom andren Ufer der Wisehrad herüber. Nun bog der Wagen in eine sanft hinansteigende Thalsenkung ein.

Marie Rosenstern saß Solm gegenüber und plauderte heiter, liebenswürdig, scheinbar unbefangen. Sie hatte ein Kleid von roher Seide an, dessen offene Aermel hinter einer Wolke von Mousselin ihre schönen Arme zeigten. Ihr Schleier wehte im frischen Morgenhauch, ihre gestern noch so blassen Wangen waren von der Luft und der Bewegung der Fahrt sanft geröthet.

Herrn von Rosenstern's Stimmung hatte sich sehr gehoben, seit sich seine Lage besser gestaltet hatte, er war nicht mehr der gebeugte, unglückliche Mann, den Solm neulich gefunden. Seine sanguinische Natur raffte sich immer wieder auf. Heute, am schönen Tage, im Wagen, an der Seite seiner Tochter, von raschen Rossen gezogen, waren alle etwa noch vorhandenen Sorgen für den Augenblick tief in den Hintergrund gedrängt.

Auch Marie, welche mehr gelitten, als ihr Vater verrathen, war munter; aber die Rückwirkung der ausgestandenen Leiden war für den Beobachter mit großen Zügen auf ihrem ganzen Wesen geschrieben. Ein milder Ernst und eine sanfte Schmiegsamkeit, zwei Eigenschaften, welche man mit ihrer Natur für unverträglich gehalten hätte, wehten aus ihrer Haltung, aus jedem Worte hervor. Sogar ihre Stimme, die so weich klang, schien sich unter dem Einfluß der Lage verändert zu haben. Man hätte ein anderes Geschöpf vor sich zu sehen geglaubt, wenn man zurückdachte, daß ihr immer der Sarkasmus näher als das Gefühl, und die herrische Launenhaftigkeit näher als Gleichmüthigkeit und Vernunft gewesen.

Diese vortheilhafte Verwandlung hatte das Unglück bewirkt. Ernst war ihr nach und nach vollkommen fremd geworden, da ihre Umgebung jeden ihrer Einfälle wie ein Gesetz hinnahm und sich vor allen ihren Launen huldigend beugte. Niemand hatte je den Muth und die Energie gehabt, sie vor der unausbleiblichen Verhätschelung und Charakterverbildung zu schützen. Da trat ein hartes Schicksal auf und hob die Ruthe, die weder Gouvernante, noch Vater, noch Mutter gebraucht, als schrecklicher Lehrmeister. Und siehe, das wilde Kind, das ehemals bei der kleinsten Einwendung gegen seinen Willen sich wild geberdet und zornig aufgestampft hatte, ließ schnell den Trotz fahren und gelobte mit gefalteten Händen Gehorsam. Von dieser Seite betrachtet, mußte das hereingebrochene Unglück als eine sittliche Kur angesehen werden.

Marie war in der That ernstlich in sich gegangen. Ihre ganze Weltanschauung begann sich umzudrehen, und ihr unleugbar scharfer Verstand, einmal richtig angewendet, zeigte ihr plötzlich mit der Macht der Eingebung den wahren Gehalt unter dem Flitter ihrer bisherigen Vorstellungen.

Solm, der bis zum heutigen Tage nur in die flüchtigste Berührung mit ihr gekommen und erst heute auf einer langen Fahrt Gelegenheit, sie zu beobachten fand, sah sie im günstigsten Lichte und war von ihrer edlen Haltung und vernünftigen Anschauungsweise so entzückt, daß er manches, trotz seiner Verehrung vom Hörensagen aufgenommene Vorurtheil gegen sie fallen ließ und heimliche Abbitte leistete. Horsky theilte diese beifällige Meinung und gab sie im Verlauf des Tages häufig mit ein paar zugeflüsterten Worten kund.

Es war ungefähr Mittagszeit, als die Gesellschaft nach einer mehrstündigen Fahrt in die fruchtbare, waldumgebene Thalebene von Tiboretz einfuhr. Kaum hatte der Wagen in's Thal eingebogen, als das an einen dunkeln Waldhügel angelehnte Schloß eben so stolz als anmuthig zum Vorschein kam. Es war zweistöckig, ganz aus Sandsteinquadern in Nachahmung gothischen Styls gebaut und hatte rechts und links an den Seiten vorspringende Söller. Bis zu diesen hinauf rankten sich Epheu und wilde Rebe und bildeten einen lebendigen Teppich. Eine breite Treppe mit steinernem Geländer führte

seitwärts zum Garten hinab. Ueber diesem neuen und luxuriösen Herrensitze blickte ein schwarzgraues Gemäuer aus den Baumwipfeln altehrwürdig hervor und vermischte den Eindruck, den der Neubau und die lebendige Natur hervorbringt, mit einer poetischen Erinnerung an irdische Vergänglichkeit. Es war die Ruine einer in den Hussitenkriegen zerstörten Klosterkirche, deren mächtige Pfeiler und hohe Spitzbogenfenster noch von stolzer Prachtliebe eines gläubigen Jahrhunderts erzählten. Auf der gegenüber liegenden Seite, vom Schlosse einige Büchsenschüsse weit entfernt, stand ein Conglomerat von Bauernhöfen, das Dorf Tiboretz mit einem für einen so kleinen Ort auffallend hohen und schönen Kirchthurme. Er war von den Nachkommen der Männer, die an jenes Kloster die kirchenräuberische Hand gelegt, zur Buße erbaut.

Hart am Eintritt in das Gutsgebiet von Tiboretz stand eine Schneidemühle, ihr Klappern scholl den Reisenden wie ein munterer Gruß entgegen.

Als der Wagen die Brücke über das Flüßchen, die Tiborka genannt, deren Lauf das Thal in der Mitte theilt, passirt hatte, zog es die Gesellschaft vor, auszusteigen und die etwas steile, mit uralten Ahornbäumen umsäumte Auffahrt zum Schlosse zu Fuße hinaufzugehen.

Solm ging mit Rosenstern dicht hinter dem Wagen, während Marie mit Horsky in einiger Entfernung folgte. Sie war bemüht, den jungen Mann, der in ihrer Nähe sehr gesprächig geworden war, über den Verlauf der Licitation und alle dieselbe begleitenden Nebenumstände auszuforschen. Indessen, ehe sie noch auf der Höhe der Allee angelangt waren, trat den beiden vorangehenden Herren ein Mensch aus einem Tannengebüsche entgegen. Er war halb wie ein Bauer, halb wie ein Städter angezogen. Wenn man seine kriechende, schwanzwedelnde Unterthänigkeit betrachtete, mußte man ihn für einen Supplikanten, wenn man aber sein unheimliches wachsgelbes Gesicht in's Auge faßte, für einen Wegelagerer halten. Es war Zadera.

Er hatte den beiden Herren, ehe sie sich dessen versahen, die Hände abgeschmatzt. Sie zogen die Börsen, um eine Gabe

hervorzuholen. Da aber warf sich der vermeintliche Bettler in die Brust.

„Ich bin kein Bettler," sagte er. „Ich sehe, daß Sie ein gutes Herz haben! Lassen Sie das, was Sie mir bestimmt haben, ärmeren Leuten zukommen, die nicht arbeiten können. Ich bin erst vierzig Jahr und rüstig. Ich kann arbeiten und 'was verdienen. Ich bin gekommen und warte hier, um unsern neuen Gutsherrn zu begrüßen, von dem ich so viel Gutes und Schönes gehört habe!"

„Das ist dieser Herr," sprach Herr von Rosenstern, auf Solm zeigend, um nicht länger als die stattlichere Erscheinung für denselben in Zadera's Augen zu gelten.

„Gnädigster Herr!" wandte sich Zadera an Solm, „ich habe die allerbesten Zeugnisse und bin auch im Hauswesen wie in der Wirthschaft bewandert. Bei der neuen Einrichtung werden viele Stellen neu besetzt werden, und ich bitte allerunterthänigst, mich nicht zu vergessen. Ich heiße Franz Zadera und habe ein kleines Haus in Tiboretz!"

„Ich will mir Euren Namen merken," erwiderte Solm, „jedoch jetzt kann ich nichts versprechen. Meldet Euch in einigen Tagen. Ich werde allerdings Leute brauchen."

„Ich küss' die Hand, Ew. Gnaden!" rief Zadera, gierig nach Solm's Hand langend. „Sie werden mit mir zufrieden sein. Alle Herrschaften haben es bedauert, wenn ich aus ihren Diensten getreten bin. Ihr Herr Schloßverwalter, Straub, von dem ich erfahren habe, daß Sie heute eintreffen, hat mir zwar gesagt, daß Sie keine Leute mehr brauchen werden, daß Alles vergeben ist. Ich nehme ihm diese Lüge nicht übel. Er weiß, daß ich tüchtig und erfahren bin und meinen Mann stelle, und hat vermuthlich gefürchtet, daß er als ein alter, gebrechlicher und vergeßlicher Mensch von mir leicht ersetzt werden könne. Ich nehm' es ihm nicht übel! Jedermann sucht sein Brod mit Händen und Zähnen zu halten." —

Er hatte diese seiner würdige, auf Kosten eines Zweiten gebaute Selbstempfehlung kaum zu Ende gebracht, als Horsky mit Marie ankam. Die wie durch Zauber vor Zadera hingestellte Gestalt des Mannes, den er noch jüngst als Testaments-

fälscher bezeichnet, brachte eine entsetzliche Wirkung auf ihn hervor. Wie vor den Kopf geschlagen, glotzte er den vor ihm Stehenden an, und als er an Horsky's lebendiger Gegenwart nicht mehr zweifeln konnte, stieg ihm eine wilde Wuth bis in die Haare hinauf. Hätte er sich gehen lassen können, so würde er unter Fluchen auf den Verhaßten losgeschlagen haben; die Heuchelei kam ihm aber zu Statten.

„Herr Horsky!" rief er rasch, freundlich grinsend. „Grüß' Sie Gott! Kennen Sie noch Ihren alten Diener und Hausmeister, der Ihnen tausendmal die Hausthüre aufgesperrt hat? Sie sind aber immer der Erste zu Hause gewesen, ein pünktlicher, ordentlicher Herr!"

Horsky war diese Begegnung sehr unangenehm, da er, wie man weiß, ungern jener Tage der Armuth gedachte.

„Wohnen Sie hier?" fragte er ziemlich kalt.

„Ja, liebster Herr Horsky," sprach Zadera. „Mein Weib hat hier ein Haus geerbt, oder vielmehr ein Häuschen. Das freut mich, das freut mich, daß ich so unverhofft an Ihnen einen Fürsprecher bei unserem gnädigen Herrn gefunden habe. Sie kennen mich ja!"

„Ich kenne Sie!" versetzte Horsky ernst mit einem Blicke, den Zadera wohl verstand.

„Ist das Ihre Frau?" fragte Zadera. „Wie ein Engel! wie ein Engel!"

„Erkundigen Sie sich," fuhr Solm dazwischen, um dem Gespräch ein Ende zu machen, „in den nächsten Tagen! Adieu!"

Die Gesellschaft ging ihres Wegs, während Zadera, die Mütze in der Hand, dastand und unter Verbeugungen seine innigsten Segenswünsche nachrief.

„Welch ein unheimlicher Mensch war das!" sagte Marie zu Horsky. „Daß uns gerade dieser, der Erste, ansprechen mußte! Es wird doch keine böse Vorbedeutung sein?"

„Wären Sie so abergläubisch?" erwiderte Horsky, sich jeder Bemerkung über Zadera vorsätzlich enthaltend.

„Wie können Sie das für Ernst halten?" sprach Marie lachend.

Man war indessen an das Schloß gekommen wo die Diener-

schaft die Ankunft der Herrschaft ehrfurchtsvoll erwartete. Der Schloßverwalter Straub, ein ergrauter, aber noch lebhafter Mann, Typus eines biedern Oberösterreichers, stand an der Spitze. Solm hatte sich aus Rücksicht für Bertha alle besonderen Empfangsfeierlichkeiten, welche man hatte veranstalten wollen, verbeten. Das hatte aber die Leute nicht gehindert, die Einfahrt und die Treppe des Schlosses mit Guirlanden zu schmücken.

Nach der Begrüßung schritt Straub mit einem großen Schlüsselbunde voran, um die Herrschaften in die oberen Gemächer zu führen. Man durchschritt einen langen Corridor, der mit Geweihen von Hirschen und Rehen verziert war. Die Zimmereinrichtung war durchgehends wohl erhalten, fast jedes Gemach mit großen Spiegeln, Uhren, Bildern geschmückt, — zum Theil kostbare Bestandtheile des Inventars, welches mit unter den Sequester gefallen war. Nach Besichtigung alles dessen begab man sich in den Park hinab, um auch diesen in Augenschein zu nehmen.

Der Park war eigentlich ein großes Stück Wald von einer Mauer eingeschlossen, welche auch die Klosterruine auf der Anhöhe umfaßte. Nadelhölzer mit tiefdunklem Grün wechselten mit Partieen hellgrüner Buchen und uralter Linden. Eine vieljährige Verwilderung hatte die zierlich geformten Rasenplätze in Waldwiesen verwandelt, ohne daß aber ein naturliebendes Auge die Einförmigkeit der früher gepflegten Anlagen vermißt hätte. Die uralten Baumgruppen, zum Theil hundertjährige Eichen mit Riesenkronen, und die zahlreichen Boskets mit labyrinthischen Pfaden, die den Grundcharakter des Parks bildeten, konnten durch die Zeit nichts an Schönheit verlieren. Sie werden den Umbau des neuen Schlosses auch noch erleben und viele Generationen unter ihrem Schatten versammeln.

Im Hintergrunde des Parks erhob sich mitten im Walde auf einem das ganze Thal beherrschenden Hügel ein luftiges, mehrstöckiges, in Form eines breiten Thurms gebautes Sommerhaus, zu welchem ein im Kreise herumgehender Weg führte. Dort hatte die Gäste ein einfaches Mittagsmahl erwartet, dort verweilte die ganze Gesellschaft abermals nach dem Kaffee,

bis zur Rückkehr nach Prag. Jeder war in anderer, aber Alle waren in ungewöhnlicher Stimmung.

Herr Rosenstern war so heiter, wie in seinen besten Tagen. Wenn ja manchmal eine Wolke auf seiner Stirne auftauchte, so war es der Gedanke der Reue, daß er sein Comptoir einige Jahre zu früh verlassen habe.

„Ich hätte dann Tiboretz kaufen können!“ war der Refrain dieser reuigen Betrachtungen.

Solm war ebenfalls in vortrefflicher Laune. Seine Munterkeit hatte jedoch etwas Aufgeregtes und Gezwungenes. Auffallend war es, daß er direct an Marie nie das Wort richtete, außer wenn er eine ihrer Fragen beantworten mußte. Seine Blicke schienen das Mädchen zu scheuen und doch zu suchen. Sowohl Rosenstern als Horsky hatten es oft bemerkt, Beide waren jedoch von der richtigen Deutung ihrer Beobachtungen weit entfernt. Sie glaubten nur einen Mann vor sich zu sehen, den der Umgang mit Damen, den er nie gepflogen, genirte, oder der das Gefühl habe, zu schwerfällig und ernst zu sein, um eine weibliche Phantasie mit seiner Unterhaltung fesseln zu können.

Marie verhielt sich sehr passiv. Sie merkte auf Alles scharf, sammelte alle Eindrücke und gab keinen wieder. Es war, als ob sie alle ehemaligen geistigen Waffen verloren und nicht wieder zurückerhalten habe. Wenn sie aber auch nicht so viel wie gewöhnlich redete, so dachte sie desto tiefer, so sah sie desto mehr. Was dem Verstande der Männer entgangen, witterte ihr weiblicher Instinct. Sie hatte am heutigen Tage Solm's Inneres enträthselt. Erst stutzte sie vor ihrer Entdeckung, verwarf sie, wie einen kecken, absurden Einfall und suchte die Richtigkeit derselben mit Solm's vom Tage seiner Bekanntschaft an zurückhaltendem Benehmen und seiner beinahe geflissentlichen Zurückgezogenheit zu widerlegen. Das Resultat dieser Rückblicke war ihrer Absicht entgegengesetzt. Sie hatte ihre Entdeckung zu zerstören gesucht, und Alles bekräftigte sie darin. Sie mußte sich endlich fragen, wie es möglich war, daß ihr das Licht so spät aufging! Von diesem Augenblicke an entfloh aber auch jeder Zweifel. Solm stand jetzt vor ihr, er zeigte sich, sie sah, sie fixirte, sie beobachtete

ihn, sie ertappte ihn bei jedem Worte, in jeder seiner Mienen gleichsam auf frischer That...

War es Zufall oder ein geheimnißvoller Rapport, daß Solm von nun an unruhiger, unstäter, ja verlegener wurde? Fühlte er dunkel, daß er durchschaut werde? Oder fürchtete er, daß es um ihn schon geschehen sei, wenn ihn die schönen, dämonischen Augen seiner Gegnerin trafen? Man sah deutlich, daß er sein Gegenüber nicht aushalten konnte, daß ihm das kleine Gemach, in dem sie saßen, zu eng wurde...

„Wir müssen aufbrechen!“ rief er plötzlich, auf seine Uhr sehend. „Es wird Nacht werden, ehe wir in die Stadt kommen!“

Alle waren bereit.

„Einen kleinen Verzug,“ wendete Horsky unmittelbar darauf ein, „muß ich mir noch erbitten. Herr von Rosenstern und ich haben noch eine Urkunde beim hiesigen Ortsgerichte in aller Eile beglaubigen zu lassen.“

„Richtig!“ rief Herr von Rosenstern. „Das hätte ich vergessen! Wir werden gleich wieder da sein!“

„Ich will Sie,“ sprach Solm hastig, „mit Fräulein Marie wenigstens ein Stück Wegs begleiten!“

Am Ausgange des Parks blieben Marie und Solm zurück. Sie schlug einen schmalen Pfad durch das Strauchwerk ein, er folgte ihr langsam, verwirrt, ängstlich. Er hätte unendlich gern ein Gespräch angeknüpft, ja nur eine Redensart vorgebracht, um das seltsame Schweigen zu brechen, welches, je länger es dauerte, immer drückender wurde.

„Was muß sie von mir denken!“ sagte er zu sich, den Hut vom Kopfe reißend und sich die Stirne reibend. „Ich mache mich zuletzt noch lächerlich!“

Er wollte sie um jeden Preis anreden, sie hatte aber ihre Schritte beschleunigt und war ihm weit vorgekommen.

„Sie merkt's,“ sagte er zu sich in größter Verlegenheit. „Wie wird sie es auslegen, daß mein Mund so verschlossen ist? O, hätte ich lieber Bertha mitgenommen, um einer solchen Situation zu entgehen!“

Marie war indessen auf einem großen runden Platze, der von hohen Linden umschlossen war, angekommen und hatte

sich dort auf einen Sitz niedergelassen. Scheinbar ruhig sah sie mit scharfen Blicken über ihren Sonnenschirm nach Solm hin, der langsam auf sie zukam.

Solm blieb einige Schritte weit vor ihr stehen und sagte mit allen Spuren größter Verwirrung, mit leiser, unsicherer Stimme:

„Ich bin in ein melancholisches Nachdenken hineingekommen, mein Fräulein! Wie unbeständig, wie wechselvoll ist Alles — ehe einige Tage vergehen —"

„Sind wir über alle Berge!" fiel Marie ihm in die Rede. Sie hatte ihm den Nachsatz abgeschnitten, aus welchem sie erfahren hätte, daß er nur die schöne Jahreszeit, nicht ihre Abreise gemeint.

„Leider, leider!" erwiderte Solm, von dem Mißverständniß überrascht, ohne jedoch eine Berichtigung für passend zu halten.

„Ich bin," sprach Marie, „in einer vollkommen gefaßten Stimmung, so zwar, daß ich meinen Vater zwingen würde, von Prag fortzuziehen, falls er zu bleiben Lust hätte. Ich bin auf einem Wendepunkte. Ich habe die vergangenen Jahre im Geiste vor mir Revue passiren lassen und gefunden, daß sie eigentlich öde und unfruchtbar waren. Ich habe zu viel von den Menschen und der Außenwelt verlangt, und sehe erst jetzt, wie wenig sie uns zu bieten haben. Meine Jugend trägt die Schuld an dieser späten Erkenntniß, und zum Theil die Gesellschaft, in welcher wir gelebt. Mir wurde gehuldigt, und ich bin von Huldigungen übermüthig geworden, jetzt widern sie mich an. Ich habe meine Bewunderung an Eigenschaften verschwendet, welche wirklicher Männer unwürdig sind. Wie ist es möglich, daß der Verstand so lange von der Eitelkeit überdeckt bleiben kann! Ich würde eine Andere, die so gehandelt, unbarmherzig richten, wenn ich nicht von meinem eigenen Vorbilde geschlagen wäre! Ich habe gute Tänzer für Männer gehalten, geckenhafte Lustigmacher geistreich gefunden, Modehelden als Ideale angesehen! Ich muß harte Dinge über mich selbst sagen, nicht wahr? Aber meine Einsicht wäre oberflächlich, sie wäre nichts werth, wenn mir der Freimuth fehlte, meinen ganzen Abscheu über jene Zeit auszudrücken! Nach dem, was Sie jetzt von mir gehört, ermessen Sie, was

seit einigen Tagen in meinem Innern vorgegangen, und Sie werden begreifen, daß ich den Schauplatz meiner Verirrungen so entschlossen verlasse!"

Sie hatte mit jener eindringlichen Beredsamkeit, welche die unmittelbar gefühlte Ueberzeugung eingiebt, gesprochen.

Solm war von ihrer Selbstanklage zugleich ergriffen und ermuthigt.

„Ich bewundere Ihre Kraft," sprach er, „selbst da, wo Sie dieselbe auf unverhältnißmäßig kleine Schwächen anwenden, denn sie stammt aus einem starken und reinen Gemüthe, welches aus einem Fehler mit edler Uebertreibung ein Verbrechen schafft, um zu zeigen, daß es den kleinsten Schatten nicht dulde! Was mich betrifft, so habe ich an Ihnen nur eine Reihe von leuchtenden Zügen wahrgenommen, welche eine unauslöschliche Verehrung für Sie in mir begründet haben."

Besorgt, sich zu weit vorgewagt zu haben, trat er Marien, die ihn mit niedergeschlagenen Augen angehört, etwas näher und glaubte sein Eingeständniß dämpfen zu müssen. Er fügte rasch hinzu:

„Schlagen Sie die Augen nicht nieder! Ein Mann in meinen Jahren hat das Vorrecht, Ihre Tugenden preisen zu dürfen, ohne daß Sie zu erröthen brauchen."

„Ihre Ansicht," erwiderte Marie, „ist allzu günstig und drückt meine Bescheidenheit, denn ich kann die Worte, die ein Mann, wie Sie, zu mir spricht, nicht zu den Complimenten zählen, welche ich ehemals dutzendweise lachend annahm —"

„Sie sind äußert hart gegen sich," murmelte Solm, indem er sich verwirrt auf die andere Seite der Bank setzte, um den gefährlichen Augen des Mädchens auszuweichen.

Eine kleine Pause trat ein. Solm scharrte mit dem Stocke im Sande, während auf Mariens Lippen eine Aeußerung unentschieden hin- und herschwebte.

„In ein paar Tagen," begann sie endlich, „gehen wir auseinander, und es ist die Frage, ob wir uns jemals wieder treffen. In solchen Momenten ist die ganze Offenheit am Platze — vor der Trennung muß Eins mit dem Andern abschließen."

Solm zuckte zusammen und Marie hielt einen Augenblick

inne, um eine passende Einkleidung ihres Gedankens zu finden, ehe sie folgendermaßen wieder fortfuhr:

„Es scheint mir — ja es steht für mich als gewiß, als felsenfest gewiß da, daß wir Ihnen zu großem Danke verpflichtet sind —“

„Mir?“ rief Solm außerordentlich überrascht.

„Ja, Ihnen,“ versetzte Marie bestimmt. „Sie bemühen sich umsonst, Ihre hochherzige Handlung in's Dunkel zu hüllen —“

„Aber mein Fräulein —“ rief Solm, in größter Spannung sich aufrichtend.

„Als ich bei unserer Ankunft,“ sprach Marie, „mit Horsky den steilen Berg zum Schlosse hinanging, benutzte ich den Augenblick, um mich über die näheren Umstände, unter welchen die Versteigerung von Tiboretz stattgefunden, unterrichten zu lassen. Sie haben ein Opfer gebracht, Sie wollten uns unsichtbar eine rettende Hand reichen!“

„Ah!“ rief Solm, wie vom Blitze getroffen, „Horky ist ein Verräther!“

„Nein,“ antwortete Marie, sanft lächelnd, „Sie sind es selbst, da Sie so auffahren! Horsky ist unschuldig. Da sehen Sie aber, daß die That spricht, wenn auch der Urheber schweigt! Nehmen Sie meinen Dank und den meines Vaters! Ich sollte gedemüthigt und zerschmettert sein, aber ich bin von Herzen froh, die Gelegenheit zu finden, einen edeln Mann kennen zu lernen. Zeitlebens wird mich die Erinnerung an ihn mit Begeisterung erfüllen!“

Solm wollte mehrmals dazwischenreden und protestiren, aber Marie ließ ihn nicht zu Worte kommen und fuhr fort:

„Sie leugnen umsonst! Lange bevor Sie sich vor mir selbst verrathen haben, ist mir der Gedanke in den Sinn gefahren. Was stille Großmuth gethan, bleibt nur Undankbaren verborgen; das dankbare Gemüth findet es heraus! Sie haben unser Haus nie gesucht, eigentlich es gemieden, erst als es einzustürzen drohte, sind Sie gekommen, es zu stützen, während die Anderen alle selbstsüchtig das Weite suchten!... Sie sind gekommen, uns zu sagen, daß wir nicht mehr klagen, sondern uns freuen sollen! Wie ließe sich Ihr Besuch sonst deuten? Ihre edle That, die jetzt durch hundert

Umstände aufgedeckt ist, war mir schon damals wie in einer Vision klar geworden!"

„Mein Fräulein," antwortete Solm, „ich halte es nicht mehr für möglich, mit meinen Protesten gegen Ihre Ueberzeugung etwas auszurichten! Wenn ich gewußt hätte, daß Ihr Scharfblick so weit geht, hätte ich es klüger angefaßt! Doch überschätzen Sie nichts! Mein Interesse war mit im Spiel — mein — und tausend andere Beweggründe! Lassen Sie mich schweigen!"

Er legte die Hände gedankenvoll auf seine Stirne und schloß die Augen. Ein furchtbarer Kampf ging in ihm vor. Röthe und Blässe flogen über sein Gesicht. Plötzlich, mit einem Rucke wandte er sich Marie zu und sagte auf's Heftigste bewegt:

„Sie schulden mir nichts! Nehmen Sie den Dank wieder zurück! Gott weiß, ob ich nicht mit den Händen in den Taschen dagestanden wäre, als es galt, Ihnen zu helfen, wenn ich ruhig gewesen wäre, wie in früheren Zeiten, und nicht die Sinne verloren hätte! Offenheit um Offenheit! Ich hätte vielleicht gar nicht an Sie gedacht, wenn mich nicht mein eigener Jammer zu Ihnen hingezogen hätte! Ich habe Ihnen weit eher ein Seil zugeworfen, an welchem Sie mich aus meiner Tiefe heraufziehen sollten, als daß ich Sie herausgezogen hätte! Seit ich lebe, habe ich nichts geliebt und fühle erst jetzt Liebe, da sie eine Narrheit ist!... Gehen Sie! Gehen Sie in Gottes Namen in die Welt und bedauern Sie manchmal den armen alten Solm!"

Thränen drangen ihm in die Augen, als er die letzten Worte vorbrachte. Er bedeckte mit der Linken die Augen, während die Rechte starr ausgestreckt war und sich gleichsam vor Mariens Nähe wehrte.

Als Solm den Blick wieder nach ihr geworfen und sie sah, rief er:

„Mein Fräulein! Aus mir hat der Wahnsinn gesprochen! Ich bereue, daß es mir entschlüpft ist! Ich prüfe Sie und scheine die Gefühle Ihrer vermeintlichen Verbindlichkeit zu mißbrauchen! Gott weiß, daß ich geschwiegen hätte, wenn es nicht über meine Kräfte gegangen wäre!"

Marie starrte unbeweglich vor sich hin.

„Mein Gott!“ rief Solm. „Sie zürnen — Sie —“

„O Solm!“ rief Marie, die Augen zum Himmel erhebend, und stürzte ihm in die Arme.

Solm taumelte und hielt es für einen Traum, dem er nicht trauen dürfe.

In diesem Augenblicke hörte man Rosenstern's leicht kenntliche Stimme aus der Entfernung.

„Marie! Marie!“ rief es zu wiederholten Malen.

Er war vor einer Weile zurückgekehrt und suchte die Zurückgebliebenen mit Horsky, als er sie weder im Schlosse, noch im Sommerhause gefunden hatte.

Bald darauf stieg man ein und war mit einbrechender Nacht wieder in den Mauern Prags.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Jung und Alt.

Kaum war Solm Herr von Tiboretz geworden, als er schon die neue Verwaltungsorganisation der Herrschaft in Angriff nahm. Gleich in den nächsten Tagen hatte Schlaghammer die ihm übertragene ökonomische Oberleitung angetreten und Victor Eschburg den Auftrag erhalten, eine geschäftsmäßige Buch- und Cassaführung anzulegen. Die Wahl des Letzteren zu diesem Amte hatte Horsky durchgesetzt, und zwar nicht ohne Widerstand, da Eschburg im Comptoir nothwendig war. Solm ahnte nicht, als er endlich die Zustimmung gab, daß Horsky die besondere Qualification des jungen Mannes zu dieser Stellung nur darum rühmte, um einen unliebsamen Rivalen schon vor dessen in nächster Aussicht stehendem Austritt aus dem Geschäfte und aus Bertha's Augen zu entfernen.

Horsky's Einfluß war überhaupt in neuester Zeit ungemein gestiegen. Seitdem er die Vermittlerrolle zwischen Solm und Marie übernommen, war er der erklärte Protegé Beider. Zu allen Berathungen wurde er herbeigezogen, man that keinen Schritt ohne ihn, Rosenstern und seine Tochter erschöpften sich in Aufmerksamkeiten, und Solm nannte ihn seinen einzig wahren und einzig aufrichtigen Freund. War er dies in der That? Waren bei seinem Handeln keine Nebengedanken im Spiel? Hatte er die feststehende Ueberzeugung,

daß er durch seine Betheiligung und durch das Betreiben der Heirath das Lebensglück der Beiden beförderе? Nicht eben. Er war mit sich nicht klar, ob es eine glückliche Ehe geben könne. Aber sein Egoismus rieth ihm, sich Solm's zu bemächtigen, um dessen Gegendienste bei seiner Bewerbung um Bertha zu erlangen, und so trieb er den Zögernden Schritt für Schritt vorwärts. Nicht weniger zählte er darauf, daß Marie ihm verpflichtet werde, und wußte den allmächtigen Einfluß der Fürsprache, der von dem Gegenstand unserer Leidenschaft ausgeht, auf Solm's Gemüth richtig zu schätzen. Außer der Unterstützung, die er aus der Erkenntlichkeit ableitete, durfte er auch erwarten, daß ihm Marie aus eigenem Interesse bei der Verfolgung seines Planes förderlich sein werde. Bei der ihm wohlbekannten Antipathie der beiden Mädchen gegen einander war der Schluß kein gewagter, daß es der künftigen Frau Solm erwünscht sein müsse, Bertha bei dieser Gelegenheit so schnell als möglich aus dem Hause zu entfernen. Horsky's gebrochene Zuversicht, Bertha, die er wirklich liebte, zu erobern, fing bei diesen Aussichten an sich wieder emporzuraffen.

Was Solm betrifft, so war eine große Revolution in ihm vorgegangen, eine Revolution, welche noch immer fortdauerte. Jene Stürme, welche ihn in Karlsbad heimgesucht, waren vertobt: die Pein der Ungewißheit, das niederdrückende Gefühl des Alters, die ganze Hoffnungslosigkeit; dagegen waren andere Gewitter in seine Brust gezogen, unter denen er, an nüchterne und ruhevolle Stabilität des Gemüths gewöhnt, beinahe physisch zu leiden hatte. Während jener heimlichen Unterredung in Tiboretz hatte er einen Sieg gefeiert, aber einen solchen, an welchem er sich wie Pyrrhus verblutete. Wie sehr ihn auch die Leidenschaft emporhob und die aufgeflackerte Eigenliebe ihn aufzumuntern strebte, es konnte ihm doch nicht ausgeredet werden, daß nicht Liebe ihm Marie in die Arme geworfen sondern nur begeisterte Dankbarkeit, welche das Mädchen selbst momentan über ihre eigenen Gefühle täuschte. Seiner Bescheidenheit und edeln Anspruchslosigkeit erschien Mariens Liebe wie ein Menschenopfer, vor welchem er sich scheute. Er hatte Momente, in welchen er Tiboretz

dafür hingegeben hätte, wenn sein Geheimniß bei ihm geblieben wäre! Zu diesem Conflict, der wesentlich innerer Natur war, gesellte sich noch ein anderer, der von Außen kam und einen starken Druck ausübte. Er hatte eine prüde Scheu vor seiner nächsten Umgebung, vor dem öffentlichen Gerede, vor der Verwunderung der Menschen. Er hatte lange nicht den Muth, das Rosenstern'sche Haus wieder zu betreten, und doch zitterte er bei dem Gedanken, daß Marie mit ihrem Vater Prag verlassen könne, während er so unentschlossen dastand.

Als endlich Herr von Rosenstern bei ihm eintrat, um ihm, wie er glaubte, Adieu zu sagen, stand er ihm verwirrt und sprachlos gegenüber. Da erfuhr er, daß der Rentier gekommen sei, ihn von einem mehrtägigen Reiseaufschub in Kenntniß zu setzen. Da athmete er neu auf. Er konnte diese Verzögerung nur Mariens Einflusse zuschreiben. Aber wieder fürchtete er das Ziel, welchem sie zuzusteuern schien, und verfiel in einen Zustand, der nicht weniger peinlich war. Er nahm an, daß sie ihn sehen wolle und erwarte, während er feige zurücktrat und an Abfall dachte. In diese Gedankenrichtung sich vertiefend, vermochte er kaum die offenen Blicke Herrn von Rosenstern's zu ertragen, Röthe und Blässe strichen über sein Gesicht hin. Er schämte sich vor dem unbefangenen Vater, hinter dessen Rücken er, der graue Mann, eine Liebschaft angezettelt hatte, ohne dieselbe zu einem redlichen Ziele führen zu können, und kam sich bei dieser Gegenüberstellung zugleich lächerlich und verächtlich vor.

In dieser Bedrängniß schüttete er sein Herz vor Demjenigen aus, der seit Monaten der Vertraute aller seiner Geheimnisse war, und fand bei demselben eine jubelnde Aufnahme seiner Mittheilungen. Horsky demonstrirte ihm alle Bedenken mit Gründen hinweg, die zum Theil Sophismen waren. Das liebebestürmte Herz ließ sie alle gelten. Horsky griff nun zur Vermittlerrolle, welche er mit geschickten Rathschlägen und zweckmäßigen Gängen von einer zur andern Seite glücklich löste. Wenn ja noch in Solm's Innerem irgend ein Scrupel auftauchte, wenn er zu Hause saß, so schmolz er in Mariens

Gegenwart, und wäre er wie ein Berg groß gewesen, wie eine frischgefallene Schneeflocke.

Nun kamen glückliche, sonnenhelle Tage, wie er sie nie erlebt und für möglich gehalten! Ehe vierzehn Tage vergingen, war Solm mit Vater und Tochter verständigt. Herr von Rosenstern umarmte seinen neuen Schwiegersohn mit demselben Jubel, mit welchem er vor nicht allzu langer Zeit die Bewerbung des Grafen Wellenburg aufgenommen hatte.

Ein solcher Verlauf bewies zwar, daß der Widerstand, welcher Solm von der Heirath abhalten wollte, ein bedeutender und ernstgemeinter gewesen, aber er zeigte weit mehr die Stärke der Leidenschaft, welche über alle Dämme und Klippen hinaufzukommen vermochte. Solm war mit Marie verlobt, und es handelte sich nur um den Zeitpunkt, wann er mit ihr an den Altar treten werde. Dennoch war noch Niemand außer Horsky über das Ereigniß unterrichtet. Solm war von seiner Scheu vor der Welt noch immer beherrscht und wollte das Aufsehen, das dieser Schritt machen mußte, bis zum letzten Augenblick verschieben und dadurch, wie er glaubte, auf den kürzesten Termin beschränken. Marie brachte die ihr angeborene Ostentationssucht zum Opfer, setzte es aber durch, daß die Verlobung mit einem Balle in Tiboretz festlich begangen werde, welcher angeblich nur der Feier des Einzugs des neuen Herrn und Besitzers gelten würde.

Solm ging gern darauf ein, und für dieses sogenannte Einweihungsfest war der nächstfolgende Sonntag festgesetzt.

Bei dieser Festlichkeit konnte und wollte Solm seine Nichte nicht übergehen, er beschloß Bertha bei der Einladung von der inneren Bedeutung des Tages in Kenntniß zu setzen.

„Ich habe," sagte er zu Bertha, als er mit ihr allein war, „für übermorgen einen Ball in Tiboretz angeordnet, der das Einweihungsfest feiern soll. Es reiht sich jedoch noch ein anderes, für mich hochwichtiges Ereigniß daran, welches Du, als die meinem Herzen nächststehende Anverwandte, nicht ohne Theilnahme vernehmen wirst —"

Er brach ab, da Bertha regungslos auf den Boden starrte.

„Zu diesem Feste," hob Solm wieder an, „hab' ich Dir heimlich ein neues Ballkleid bestellt und einen Schmuck ge-

kauft... ich hoffe Dir damit eine freudige Ueberraschung bereitet zu haben!"

Bertha fing zu weinen an.

„Was bedeuten diese Thränen?" fragte Solm, indem er sie freundlich bei der Hand nahm.

„Mein lieber Onkel," sagte Bertha mit einer von Thränen erstickten Stimme, „ich bedaure, daß ich den Ball nicht mitmachen kann. — Ich —"

„Was höre ich?" rief Solm betroffen. „Wenn Du die eigentliche Veranlassung des Festes kennen wirst und auf dieser Weigerung bestehen solltest, dann müßte ich es als eine verletzende Gleichgültigkeit gegen mich ansehen!"

„Ich bin nicht zur Lust gestimmt," erwiderte Bertha. „Ich wollte längst mit Dir sprechen, Dir Alles eingestehen, allein mein Muth hat nicht ausgereicht, Dich in's Vertrauen zu ziehen!"

„Was giebt es, sprich!" forderte Solm sie auf, der ihr Anliegen längst errathen hatte.

„Ach, mein Onkel!" rief Bertha, schwer aufseufzend und sich vor Solm auf die Kniee werfend. „Ich will Dir Alles eingestehen! Alles! Du mußt mir aber versprechen, mir zu helfen und mich nicht verzweifeln zu lassen!"

„Steh auf und sprich!" versetzte Solm, seine Nichte emporrichtend. „Du weißt, daß ich für Dein Glück wie ein Vater sorge und Dir stets nur Dasjenige abschlage, was Deinem Wohl nicht förderlich ist! Sprich und sage mir dagegen zu, meinen Rathschlägen zu folgen!"

„Ich bitte Dich aber," rief Bertha, „nicht zu hart über mich zu urtheilen, wenn Du mein Verhalten mißbilligen solltest, weil ich — zu unglücklich bin! Ich liebe — Victor Eschburg —"

„Du liebst?" rief Solm und stellte sich überrascht.

„Ich liebe ihn," fuhr Bertha leidenschaftlich fort, „und bin in die Liebe wie im Schwindel hineingerathen. Es ist mit Macht über mich gekommen, ehe ich einen Gedanken zu fassen vermochte und ehe ich fähig geworden zu überlegen, daß ich niemals wieder zu meiner früheren Ruhe kommen kann!"

„Du liebst ihn," sprach der Onkel ernst, doch mild. „Liebt er Dich ebenso?"

„Ich glaube," erwiderte Bertha, „daß seine Liebe ebenso grenzenlos ist, wie die meinige, aber er ist ein Mann, der sein Herz verleugnen und zum Aeußersten treiben kann. Darin stehe ich ihm nach, das vermag ich nicht, ich will aber auch ohne ihn nicht mehr leben!"

„Was verstehst Du darunter," fragte Solm, „wenn Du sagst, daß er sein Herz zum Aeußersten treiben könne?"

„Ich merke," versetzte Bertha, „daß er seit einiger Zeit aus Verzweiflung zurückzutreten beabsichtigt. Er ist im Stande, eines Tages mit einem kurzen Abschied für immer zu verschwinden!"

„Ein tapferer Entschluß!" sagte Solm, sich Eschburg's heimlicher Absicht nach Amerika zu gehen erinnernd. „Der freiwillige Rücktritt ist eines Mannes, der von der Erfolglosigkeit seiner Werbung überzeugt ist, allein würdig."

„Du lässest mich unerbittlich fallen!" rief Bertha, die Hände zusammenschlagend, aus.

„Ich wäre meiner Pflicht untreu," erwiderte Solm, „wenn ich mich von Mitleid mit Deinen Thränen bestechen ließe. Liebes Kind, das Leben ist kein Schäferspiel. Da genügt es nicht, daß sich zwei Herzen zusammenfinden und sich für einander geschaffen fühlen! Bevor man an Liebe denkt, soll man auf festem Grund einen Herd errichtet haben. Ich lasse gern Eschburg alle Gerechtigkeit widerfahren, er ist talentvoll, fleißig, von vortrefflichem Charakter —"

„Nicht wahr?" unterbrach ihn Bertha, vor Freude aufhüpfend. „Er ist der vortrefflichste, edelste Mensch! Es kann keinen Edleren geben..."

„Ich will Dir nicht widersprechen," versetzte Solm, „aber die geistige und moralische Gediegenheit reichen allein nicht aus. Er ist zu jung, er hat noch nichts erreicht; dieser Mann kann Dich noch nicht beschützen!"

„Das hätte ich nie von Dir erwartet," rief Bertha, „daß sogar Du einen so hohen Werth auf Vermögen legst! Und ist auch Eschburg arm, so bin ich es nicht ganz —"

„So viel hast Du nicht," erwiderte Solm, „um das, was

Du besitzest, auf eine gefährliche Probe zu stellen, selbst wenn Du auch darüber frei zu verfügen hättest!"

„Was nützt es mir," versetzte Bertha, „wenn ich doppelt so viel besäße und unglücklich würde? Ich schwöre, daß ich keinem Andern meine Hand bieten werde!"

„Hab' ich Dich beeinflußt?" erwiderte Solm mit einiger Schärfe. „Hab' ich Dir eine Wahl aufgedrungen? Wäre es auf mich angekommen, so wäre Dir bis zur heutigen Stunde die Liebe unbekannt geblieben."

„Du willst also nichts für uns thun?" rief Bertha verzweiflungsvoll.

„Ich kann vorerst," sprach Solm, „nur Deine Vernunft und Ueberlegung anrufen. Vorspiegelungen zu machen bin ich nicht gewohnt, wirkliche Versprechen kann ich nicht geben. Laß Eschburg in die Welt gehen. Erreicht er die nothwendige Stellung und denkt er dann noch an Dich — Du bist jung, zu jung nur und kannst warten!"

„Du verwirfst ihn also nicht?" rief Bertha. „Du erlaubst mir zu warten?"

„Das ist ein Ding, das ich nicht ändern kann," gab Solm zur Antwort. „Vergiß nicht, daß ich mit Dir als Onkel gesprochen und den Ton eines Vormundes nicht angeschlagen habe."

Bertha senkte verstummend das Köpfchen, durch ihre Betrübniß arbeitete sich aber ein Hoffnungsschimmer hindurch. Ihr Geständniß hatte ja eine freundliche, keine bittere und vorwurfsvolle Aufnahme, wie sie gefürchtet, gefunden.

„Das Einzige," begann Solm nach einer Pause, „was ich Dir als Vormund sagen muß, ist von blinder Strenge ebenso weit entfernt, wie alles Vorhergehende. Ich will Dir keinen Zwang anthun, blos Deine Einsicht wecken. Unterrichte Eschburg von unserer Unterredung, Du wirst übermorgen in Tiboretz leicht dazu Gelegenheit finden. Sage ihm, wie günstig ich über seinen Charakter und seine Fähigkeiten geurtheilt, und fordere ihn auf, zu mir zu kommen und mir klar auseinanderzusetzen, worauf er seine Ansprüche auf Fortsetzung Eures Verhältnisses begründen will. Vermag er es, so ist mein Widerstand beseitigt, vermag er es nicht, so kann ich

Eure Liebe nicht länger dulden. Kannst Du Dich über meine Härte beschweren?"

„Nein, nein, theuerster Onkel!" rief Bertha, „aber ich werde nicht aufhören, Deine Güte und Großmuth anzurufen!"

„Denke darüber ruhig nach!" sprach Solm, „und Du wirst einsehen, daß Du auch gegen Eschburg's Interesse handeln würdest, wenn Du Dich aus blinder Leidenschaft einer zweifelhaften Zukunft aussetztest! Ich hoffe, daß Du mich als Deinen nächsten Freund betrachtest und keinen Schritt ohne mein Wissen unternehmen wirst."

„Sei dessen gewiß!" warf Bertha hin, in Sinnen verloren, während Solm ihrer Haltung zu entnehmen glaubte, daß sich in ihrem Kopfe eine vernünftige Gedankenrichtung Bahn brechen und endlich das Uebergewicht erhalten werde.

„Es ist doch eine garstige, ja eine schreckliche Welt!" sagte Bertha und verließ das Zimmer.

Zweites Kapitel.

Die Würfel fallen.

Die Schicksalsschläge der letzten Zeit hatten auf Marie Rosenstern einen mächtigen, lange nachhallenden Eindruck ausgeübt. Die Enttäuschungen, deren Opfer sie geworden, Enttäuschungen, die zuerst nur wie mit leisen Fingern anpochten, dann aber wie mit eisernen Krallen ihre Luftschlösser herunterrissen, hätten allein die meisten Mädchen zur Umkehr bestimmt, aber eine so spröde und widerstandslustige Natur mußte erst die grausamsten Prüfungen erfahren, um aus ihrem übermüthigen Taumel zu erwachen. Es war um sie zu heilen nicht genug, ihr den Abgrund zu zeigen und sie an den Rand desselben zu führen, sie mußte gewissermaßen

hineingestoßen werden und die Schrecken des Sturzes durchmachen. Die Angst, die über sie gekommen, hatte einen Ernst in ihr zurückgelassen, der ihr bis dahin fremd gewesen, und eine Umwälzung in ihrem Innern vorbereitet, welche nicht nur ihre Grundsätze ergriffen, sondern auch neue Gefühlssaiten in ihrem Gemüthe angespannt hatte. Wie ein nobler Spieler hatte sie das Leben verbracht, den Einsatz keck hingeworfen, dem Gewinn gleichgültig entgegengesehen und den Verlust großthuend verschmerzt. Jetzt hatte sie sich auf dem Irrthume ertappt und sich vorgenommen, auf dem stillen, weniger pomphaften Wege der Haushälterin reich zu werden. Ihre ganze Denk- und Gefühlsweise war unter dem gewaltsamen Drucke eine andere geworden. Der Ton, der an's Gemüthlose streifte und auch oft gemüthlos war, er war verschwunden, humane Rücksicht und Mitgefühl drängten sich hervor und warfen den Stolz über den Haufen, welcher sich ehemals so gern in der lieblosen Geringschätzung Anderer Luft gemacht. Erst in dieser Stimmung fand sie den rechten Maßstab, um ihre vergangene Laufbahn im flittervollen Gewande zu messen. Bei diesem Rückblick war ihr zu Muthe, als wenn sie einer albernen und langweiligen Comödie beigewohnt hätte. Der schön verhüllte, künstlich drapirte Egoismus ihrer Schmeichlerschaar stand in einem schrecklichen Contraste gegen Solm's prunklosen Edelmuth, der ihr Herz in der öden Stunde der Verlassenheit gerührt... Da sie über den Werth und das Wesen eines Mannes neue Begriffe erhalten, war, als sie sich mit Solm verlobte, kein berechnetes Interesse im Spiel, es war eine warme, innige Verehrung und freudige Aufopferung, wenngleich dieser Zuneigung jeder schwärmerische Zug fehlte und fehlen mußte. Ihre alten Ideale waren auf den Kopf gestellt. Mit einer besondern Verachtung, mit einem erbitterten Hasse dachte sie an die Höflingsnaturen, die ihr einst zu Füßen gelegen, zurück; an die stolzen Wagenlenker und vermessenen Reiter, welche sie bewundert, an die vorzüglichen Tänzer, die sich in ihren Armen gewiegt, an die geistreichen Wortthelden, welchen sie andächtig gelauscht, und flüchtete sich aus dem tückischen Kreise reuig unter die Fittiche des Mannes, welcher sie, da sie von

Allen im Stiche gelassen und kaum bedauert war, zu seiner Gattin gewählt! Von den heiligsten Gelöbnissen das Herz erfüllt, betrat sie den neuen Weg, und es war alle Hoffnung vorhanden, daß die neuen Verhältnisse ihre guten Vorsätze befestigen und nicht aus dem Geleise schleudern würden, in welches sie durch den erschütternden Ruck einer Katastrophe hineingeschoben worden war.

Was Herrn von Rosenstern betrifft, so konnte er mit dem Umschwunge der Dinge, der stattgefunden, nach allen Seiten hin zufrieden sein. Seinen Anlagen nach eine praktische Natur, war er allen Träumereien von Haus aus feind und hatte immer nur aus tiefverblendeter Vaterliebe die Verirrungen seiner Tochter gutgeheißen und an denselben als Mitschuldiger Theil genommen. Er betrachtete Solm als den Erlöser, der ihn aus dem verworrenen Labyrinth seiner häuslichen Zerfahrenheit wieder auf einen geordneten, lichtvollen Weg zurückgebracht, als er mit seinem Kinde schon so gut wie verloren war. Sein gebrochener Muth hatte sich beim Anblicke der hellen Zukunft wieder aufgerichtet, und manche heiße Dankeszähre war von seinen Augen in nächtlich-stiller Stunde herabgeglitten.

Mit wie anderen Gefühlen als das letzte Mal erschien diesmal Marie in Tiboretz wieder! Damals glich sie nebst ihrem Vater einem Flüchtling, der sich ein paar Augenblicke Rastzeit gönnt, oder einem Gefangenen, der sich vor dem Tage der Verurtheilung noch einen vergnügten Tag machen darf. Heute beseelte sie die sichere Ruhe der Gebieterin, der alle Huldigungen gelten, der Alles endlos zu Gebote steht.

Schon als die von Prag ankommende Wagenreihe im Thalgrunde bei der Mühle einbog, zeigten sich kleine Rauchwölkchen auf den Höhen zu beiden Seiten, und fast gleichzeitig schollen den Ankommenden Böllerschüsse entgegen. Bald darauf hörte man von der Anhöhe her, auf der das Schloß stand, die Klänge einer lärmenden Blechmusik herabschmettern; ein Orchester ländlicher Musikanten, das von nun an kaum zu Athem kommen sollte, begann seinen Cyklus wohlgemeinter, aber halbbarbarischer Leistungen. Langsam, unter den immer lauter anschwellenden Klängen eines Marsches

zogen die Wagen die Allee hinan, deren hundertjährige Ahornbäume mit den breiten, herbstlich gefärbten Kronen in Reih' und Glied dastanden, wie ein Veteranencorps in Paradeuniform. Es war ein schöner, lichter, warmer Octobertag, der Himmel hatte sein festlichstes Blau angelegt und die Sonne blickte lachend herunter. Lustig von der Zinne flatterte die Fahne mit den Landesfarben in den Lüften.

Das Schloß und alle ringsumliegenden Wirthschaftsgebäude waren mit Festons geschmückt. Alle Blumen, welche die späte Jahreszeit noch bot, und die korallenfarbigen Beeren der Eberesche hatten sich zu diesen Laubgewinden hergeben müssen. Als Marie im Schloßhof ankam und den Hof übersah, wo bis an die Treppe und Zugänge hinan Kopf an Kopf stand, als die Böllerschüsse wieder begannen, die Musik einfiel und das Vivathoch! dem neuen Besitzer entgegenscholl, da war ihr zu Muthe wie einer Königin, die zur Krönung zieht. So weit ihr Auge über ein schönes Land schweifte, war es ihr Besitz! Noch ein paar Tage, und das Alles gehörte ihr!

„Dies ist Schloß Kenilworth, wo Sie als Herrin einziehen!" flüsterte Horsky ihr zu, sie vom Wagen hebend. „Leider haben wir keinen Sir Gascoigne unter uns, der zur Begrüßung Allegorieen mit Tritonen und Oreaden zu dichten versteht. Dies ist ein nüchternes Jahrhundert und ich habe nur ein einfaches Willkommen!"

Die Gesellschaft begab sich in den Park hinab, stieg zur Klosterruine hinan, besichtigte diese und wandelte dann auf einem Waldwege bis zur Höhe, wo sonst die Fasanerie gestanden. In einem weiten Bogen kam der heitere Zug nun an der Schießstätte vorüber, wo Solm ein Freischießen veranstaltet hatte, und nahm durch das Dorf seinen Heimweg zurück. Abermals kamen mehrere Wagen vorgefahren. Gegen drei Uhr Nachmittags waren alle Gäste im Saale versammelt. Sie bestanden theils aus Pragern, Solm's langjährigen Geschäftsfreunden, theils aus Bewohnern von Tiboretz und dessen Umgegend; der Dechant, die Spitzen des Bezirksgerichts, benachbarte Gutsbesitzer und Fabrikinhaber mit ihren Frauen waren darunter. Marie fiel allenthalben durch ihre

Schönheit auf, doch noch ahnte Niemand, daß sie die künftige Herrin des Schlosses sei.

In der heiter gelaunten Schaar der Gäste fehlte Eschburg, welchen die ihm übergebene Aufgabe noch immer in Tiboretz festhielt. Vergeblich sah Bertha sich nach ihm um. Auch Solm hatte seine Abwesenheit sogleich bemerkt. Er fragte nach ihm und erfuhr, daß Eschburg einen großen Ausflug am frühen Morgen unternommen habe und vor einbrechender Nacht nicht zurückgekehrt sein werde. Er war offenbar mit Vorsatz ausgewichen.

Unmittelbar bevor man sich zum Festmahl begab, ergriff Marie Rosenstern die Gelegenheit, ein paar Worte unbeobachtet mit Solm zu reden.

„Bertha ist sehr wortkarg,“ sagte sie, „um nicht zu sagen unartig. Ich hätte erwartet, daß sie auf Deine künftige Frau mehr Rücksicht nehmen würde!“

„Du thust ihr Unrecht,“ erwiderte Solm. „Ihrem Verstummen liegt etwas Anderes zu Grunde. Sie hat auch nicht die geringste Ahnung, daß ich mich entschlossen habe zu heirathen.“

„Sonderbar — Du hast ihr nichts gesagt?“ — fragte Marie.

„Besondere Umstände tragen die Schuld!“ versetzte Solm ein wenig verlegen. „Als ich sie davon in Kenntniß setzen wollte, kam sie mir mit dem Geständniß einer heimlichen Liebe zuvor. Es war mir unmöglich, mich in dem Augenblicke, da ich ihr mit einem Veto das Herz schwer gemacht, als glücklichen Bräutigam vorzustellen. Findest Du das nicht?“

„Und wen liebt sie?“ fragte Marie, rasch, neugierig.

„Einen nicht uninteressanten, jungen Mann,“ gab Solm zur Antwort, „welcher jedoch an's Heirathen gar nicht denken darf — Victor Eschburg, meinen Buchhalter. Vielleicht werden wir ihn Abends hier sehen. Doch es ist die höchste Zeit, zu Tische zu gehen!“

Er gab ein Zeichen, man bot den Damen den Arm und verfügte sich in den Nebensaal, wo ein Tisch für fünfzig Personen gedeckt war. Solm hatte der Etiquette gemäß der

Frau des Bezirksvorstehers den Arm angeboten, Bertha, welche Horsky auszuweichen schien, hatte das Geleit eines alten humoristischen Gutsbesitzers, Rücking genannt, angenommen, und Horsky rasch darauf Marie aufgefordert, es aber so zu lenken gewußt, daß er neben Bertha zu sitzen kam. Fragend wandte Solm den Blick nach Herrn von Rosenstern. Dieser nahte sich ihm und flüsterte: „Seien Sie außer Sorgen um mich. Ich will heute auf alle Galanterie Verzicht leisten und ein ruhiger Beobachter bleiben! Lassen Sie mir den Platz neben dem Herrn Dechanten, da bin ich gut aufgehoben!"

Er warf einen bedeutsamen Blick auf die Weinflaschen, die dort besonders dicht gruppirt standen; seine Ruheperiode hatte bereits begonnen.

Alles nahm Platz.

Ein Diner nahm seinen Anfang in echt böhmischem Styl, in jenem Styl, welcher das Kräftige und Tüchtige besonders aufsucht. Diese böhmische Kochkunst hat wie alle böhmische Kunst und das ganze böhmische Leben überhaupt auf einem demokratischen Standpunkt Halt gemacht. Sie hält sich allem Raffinement fern, flunkert nicht, täuscht nicht, ist eine Hausmannsküche geblieben. Graf Wellenburg hätte vermuthlich erklärt, daß sie hinter dem Zeitgeist weit zurück sei. Dem anwesenden naiveren Publikum genügte sie vollkommen, und auch die Weine Frankreichs und des Rheinlandes wurden in Anwesenheit des prächtigen alten Melnikers und Cernosekers, der auf's Allerreichlichste kredenzt wurde, nicht vermißt.

Die Unterhaltung war zuerst etwas genirt, die Personen einander noch fremd; die beiden Parteien der Prager Freunde Solm's und der Landbewohner hatten sich noch nicht amalgamirt. Da ergriff der alte Rücking das Wort und brachte mit einigen lustigen Anekdoten einen frischen Geist in die Gesellschaft.

Während Bertha von ihrem Nachbar in Anspruch genommen wurde, sagte Marie zu Horsky, der neben ihr saß und ihr eben einschenkte:

„Warum haben Sie mir verschwiegen, daß Sie einen Rivalen haben?"

„Ich hielt es für Tändelei," erwiderte Horsky, schnell ge-

faßt, „für ein flüchtiges Spiel jugendlicher Einbildung, und halte es noch immer dafür.“

„Sie scheinen sich zu irren,“ bemerkte Marie. „Bertha hat ihrem Onkel Alles gestanden. Tändeleien pflegen Mädchen sonst nicht vor das Forum der Eltern und Vormünder zu bringen.“

„Wie hat es Solm aufgenommen?“ fragte Horsky betroffen.

„Er hat seine Zustimmung verweigert,“ gab Marie zur Antwort. „Diesen Trost will ich Ihnen geben. Ich bin sehr neugierig, diesen Eschburg hier zu sehen.“

„Ich nicht,“ antwortete Horsky. „Ein hübscher Commis, nichts weiter.“

„Auf der Welt geht Alles verkehrt!“ warf Marie nachdenklich hin.

„So lange ich Ihres mächtigen Schutzes gewiß bin,“ sagte Horsky, „wird sich das Schiefste mit der Zeit gerade biegen!“

„An meiner Lauheit soll es nicht liegen!“ erwiderte Marie, indem sie sich auf die andere Seite kehrte, wo sie vom Dechanten angeredet wurde.

„Haben Sie bereits, meine Gnädige,“ fragte er, „unsere Klosterruine in Augenschein genommen?“

„Gewiß,“ sagte Marie. „Sie ist überaus großartig und imposant. Einen ganz besondern Eindruck haben die Felder von rothen Nelken auf mich gemacht, die oben auf dem Schutte blühen.“

„Noch vor Jahren,“ fuhr der Dechant fort, „konnte man auf den Thurm mittelst einer Leiter in demselben hinansteigen; da hatte man eine wunderbare Aussicht auf die ganze umliegende Gegend. In letzter Zeit ist diese Leiter schadhaft geworden, sie wird sich aber mit leichter Mühe wieder herstellen lassen. Hat man Ihnen den freischwebenden Chor in der Kapelle gezeigt und seine Geschichte erzählt?“

„Nein,“ erwiderte Marie, „was ist das für eine Geschichte?“

„Ein berühmter Meister,“ erwiderte der Dechant, „hat die Kapelle gebaut; seine ganze Kunst aber wandte er daran, einen breiten Chor herzustellen, der frei und ohne jede andere

Unterstützung als die allernothdürftigste zu beiden Seiten schwebte. Als der Bau fertig war, zeigte er ihn dem Abt und glaubte dessen Lob dafür zu ernten, dieser aber sah den Bau nur mit Grauen und sagte, daß er nie wagen werde, seine Mönche da hinauf zu stellen. Da versicherte der Baumeister, daß er mit seinem Kopfe dafür hafte, daß der Chor nicht einbrechen werde. Diese Gewährleistung schien dem Abt nicht zu genügen, er erwiderte, daß ihm der Kopf des Meisters für das Leben der Verunglückten kein Ersatz wäre, und befahl eine starke Säule zur Unterstützung des Chors in die Mitte zu stellen. Der Baumeister gehorchte zum Schein und rasch wurde nach Befehl des Abts eine Säule aufgestellt. Nach vielen Jahren kam der Abt mit Fremden in's Kloster. Er zeigte ihnen die Kirche, und sagte, diesen Chor habe er vor Einsturz nur gerettet, indem er ihm diese Stütze gegeben. Auch der Baumeister war im Gefolge des Abts; er trat vor und sagte: auch ohne sie wäre kein Einsturz erfolgt, er wolle den Beweis seiner Behauptung liefern. Es wurde nun ein Gerüst mit einer Treppe um die Säule gelegt, damit der Abt und seine Gäste bequem bis an das Capitäl hinaufsteigen konnten, oben räumte der Meister mit einem Messer den weißen Gyps, womit rund um den Rand des Capitäls die Verbindung der Säule mit dem Chor geschehen sein sollte, hinweg und zog nun, zum Beweise, daß beide Theile sich nicht weiter berührt hatten, einen Bogen Papier durch den zwischen dem Chor und dem Säulencapitäl befindlichen Raum. Damit war Allen bewiesen, daß weder der Chor aus seiner Lage gewichen, noch die Säule demselben zur Stütze gedient habe. Der Abt befahl nun, daß die unnütze Säule wieder weggenommen werde. Doch kaum war ihr Piedestal weggerückt, als ein mächtiger Block von oben sich löste, hinabstürzte und den Meister selbst erschlug!"

„Eine sonderbare Geschichte!" rief Marie. „Man möchte sagen, er sei für seine Zuversicht bestraft worden. Aber es ist wahr, man soll auf Erden gar nichts für fest halten!"

„Sind Sie wirklich von so skeptischem Gemüthe?" rief Horsky, der zugehört hatte.

„Ich war es nicht immer," erwiderte Marie, „aber ich bin

es mit der Zeit in so hohem Grade geworden, daß ich nichts für gesichert halte, nichts für ausgemacht!"

„Sie haben Unrecht," rief Horsky lächelnd, der Sache eine heitere Wendung gebend. „Es giebt doch noch Dinge, die man für sicher halten, auf die man bauen kann. Wird dies Herz drüben jemals wanken und weichen? Mein theures Fräulein, auf Ihr Wohl!"

Die Gläser klangen aneinander.

Die Unterhaltung wurde indessen sehr lebhaft, und man konnte sich bei der Zusammensetzung der Gäste, die meist merkantilen und industriellen Sphären angehörten, nicht wundern, daß das Wort: Geschäft ausgesprochen wurde und, als es einmal ausgesprochen war, in Kurzem unbestritten als Thema des Gesprächs herrschte. Darauf erörterte man, worin es liege, daß die Landwirthschaft in Böhmen noch so weit zurück sei. Der Eine fand die Ursache in der zurückgebliebenen Bildung des Volkes; der Andere, der diese Bildung für ganz genügend erklärte, im Mangel an Unternehmungsgeist, während ein Dritter allen Bedürfnissen des Realbesitzes Abhülfe versprach, wenn geeignete Geldinstitute in's Leben gerufen würden. Als einmal das Wort Hypothekenbank ausgesprochen war, erhitzte sich der Wortkampf immer mehr, als ob es gelte, sie jetzt auf der Stelle zu organisiren. Die Einen verlangten dabei die Hülfe des Staates, die Anderen wiesen sie zurück, aide toi, et Dieu t'aidera! Der Eine behauptete, daß auch der kleinste Grundbesitzer ein Anrecht auf Credit für sein unverschuldetes Grundstück beanspruchen dürfe, während der Andere darin einen Schritt zum Communismus sah. Die lauten Stimmen der Männer rissen immer mehr und mehr das Gespräch an sich, kaum daß hier und da die Nachbarn der jüngeren Mädchen ihr harmloses Geplauder über Kleinigkeiten fortzusetzen wagten... Marie, die sonst ihre Nase gerümpft und es salonwidrig gefunden hätte, von solchen Dingen zu reden, schien es heute kaum zu bemerken. Sie wurde darauf erst von Horsky aufmerksam gemacht.

„Was sagen Sie zur Unterhaltung?" fragte er Marie leise.

„Ich werde die Frau eines Geschäftsmannes," antwortete

sie lachend, „und muß mich an die Sitzungen des Gewerbevereins gewöhnen! Ich finde aber auch in der That," setzte sie ernsthafter hinzu, „nichts so schön, als wenn die Frau die Zwecke und Ziele ihres Gatten zu den eigenen macht! In diesem Punkte habe ich stets die Französinnen bewundert, welche ich so oft mit der Feder in der Hand beim Hauptbuch sitzen gesehen habe. Diese sind wahre Gefährtinnen des Mannes, nicht blos Spielzeug, Puppen, die er ankleidet, oder Kinderwärterinnen, die zuletzt über ihre Kinder den Mann selbst vergessen."

Der Streit über die Hypothekenbank legte sich allmählich, ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen wäre, denn die bewußten Flaschen mit den silberbehelmten Häuptern zeigten sich bereits auf den Büfettischen. Ihre Batterieen rückten immer näher, eine Invasion, die man sich äußerst gern gefallen ließ. Bald fielen die ersten Schüsse und bei ihrem heitern Knall wurde auch das ernsthafteste Gesicht freundlich. Der Herr Dechant, der mehrmals die Nase beinahe unter den Tisch gesteckt hatte, wobei es für die ihm näher Sitzenden klar wurde, daß er einen Zettel hervorgezogen habe und dessen Inhalt memorire, erhob sich unter feierlichem Schweigen und begann in salbungsvollem Tone:

„Ich glaube aus dem Herzen aller hier versammelten Gäste zu sprechen, wenn ich den Segen von Oben auf das Haupt unseres verehrten Festgebers herabflehe! Möge der Himmel, der bis zum heutigen Tage alle seine Unternehmungen in Gnaden beschützt hat, noch fernerhin sein geistiges und leibliches Wohl in Obhut nehmen und sein Leben überwachen zum Glücke der Seinigen, zum Troste der Freunde, zur Ehre der Kirche und zur Freude der Armen. Er lebe hoch!"

Die Gläser fuhren noch gegeneinander, als sich Bertha's Tischnachbar, der Gutsbesitzer Rücking, erhob. Er hielt in der Rechten das Champagnerglas, das bei den Schwankungen seiner Hand fortwährend überfloß, und begann nach hergestellter Ruhe mit greiser Stimme und auf und niederzuckendem Kopfe:

„Dem allumfassenden Trinkspruche, welchen wir soeben vernommen haben — fehlt — eine Kleinigkeit! Diese Kleinigkeit

— ist aber so groß — daß es sich ein ehrwürdiger Mann wie unser Herr Dechant gar nicht vorstellen kann! (Sensation.) So viel ich weiß — ist unser liebenswürdiger Wirth — noch immer ein Junggeselle (Ah! Ah!) — und ihm droht somit die Gefahr, mit der Zeit — das allerunglücklichste Geschöpf auf Gottes Erdboden zu werden! (Bravo von Seiten der Ehemänner und besonders der Damen.) Ich stelle mich — als ein warnendes — und abschreckendes Beispiel öffentlich auf (Gelächter und Bravo) — und klage mich an! Ich habe getändelt und gewartet — bis es zu spät war. Und es wird manchmal plötzlich zu spät! — Erst als der Winter kam, dachte ich an's Blumenpflücken. — Da haben sich aber alle Blumen vor mir versteckt, ich habe nur noch Dornen und Disteln gefunden — und so bin ich, so oft ich auch ausging, mit einem leeren Korbe heimgekommen! Unser Herr Dechant lächelt erhaben — wiewohl es ihm nicht recht von Herzen geht (Bravo!) aber wir Laien — kommen ohne eine Frau nur höchst armselig fort. — Ich kann den begangenen Fehler nicht mehr gut machen — obgleich ich noch immer den besten Willen hätte — aber unser verehrter Wirth -- der noch in dem besten Mannesalter steht (Zustimmung von allen Seiten), soll sich hüten in meine Fußtapfen zu treten! Also — ein donnerndes Hoch auf seine künftige Frau!"

Der Toast des heirathslustigen Graukopfs war von glücklicher Wirkung und gab das Signal, den vorherrschend ernsten Ton in die Flucht zu jagen, da er der Tischgesellschaft reichen Stoff zu lauten und heimlichen Scherzen bot. Solm war verwundert und betroffen, während Rücking sprach, er fühlte seinem Geheimnisse Zwang angethan, aber das muthwillige Lachen seiner Braut, auf welche er verstohlen bedeutsame Blicke warf, und die Laune des Augenblicks, die ihn ergriffen, gab ihm eine muthige Eingebung, welche unter den Umständen ganz am Platze war.

„Die Worte," gab er auf den Toast zur Antwort, „welche mein werther Gutsnachbar Rücking an mich gerichtet, waren sehr zeitgemäß und ich will mir sie ernstlich zu Herzen nehmen! Ehe vier Wochen umgelaufen sind, sollen Sie mich in Ihrer

Mitte auf dem nämlichen Platze mit einer Lebensgefährtin sitzen sehen!"

Ein lebhaftes Bravo erscholl von allen Seiten. Solm fuhr fort:

„Ich bitte das Versprechen, das in meinen Worten liegt, nicht für einen übereilten, im frohen Augenblicke der Geselligkeit hervorgesprudelten Vorsatz zu halten, denn wie ich jetzt denke, kann ich es kaum fassen, daß man so lange wie ich ein Junggeselle bleiben konnte. Ich habe an dem stolzen Unabhängigkeitsgefühl der Hagestolzen allen Geschmack verloren und sehne mich weit eher, unter den Pantoffel einer lieben, schönen Frau zu kommen!"

Ein neuer mächtiger Heiterkeitsausbruch unterbrach den Redner. Es war ein Applaus, an welchem sich die Damen, Marie an der Spitze, betheiligten. Nur Bertha war vor Verwunderung über ihren strengen, weiberscheuen Onkel starr, ohne jedoch die Ursache dieser Verwandlung zu ahnen.

Neubelebt, ja exaltirt setzte Solm seine Rede weiter fort:

„Das hypochondrisch-wetterwendische Wesen der Junggesellen, wenn es an's Heirathen geht, ist bekannt. Es ist daher nur eine löbliche Vorsicht, wenn ich auf der Stelle die Brücke hinter mir verbrenne und an dem heutigen Einweihungsfeste zugleich meine Verlobung feiere. Ich lade die geehrte Gesellschaft feierlich ein, mit mir auf meine bevorstehende Verbindung mit Fräulein Marie von Rosenstern anzustoßen!"

Staunen und Ueberraschung gaben sich allgemein kund, ohne daß man noch wußte, ob man das Gehörte für Ernst nehmen sollte, wiewohl die Annahme, daß es ein weitgetriebener Scherz sein könne, Niemandem einleuchtend war. Dieser Zweifel war aber von kürzester Dauer, denn Solm stieß bereits mit Marie an und zog diese, sie sanft umschlingend, an sich, während Herr von Rosenstern mit hochgeröthetem, freudestrahlendem Gesichte und funkelnden Augen von der andern Seite herbeigesprungen kam und seinen Schwiegersohn auf's Feurigste küßte.

Jetzt erst machte sich die momentan zurückgehaltene Sensation von allen Seiten Luft. Alles drängte sich, das Glas in der Hand, lärmend an das Brautpaar heran. Nur Bertha

hatte sich in dem entstandenen Tumult leichenblaß hinausgeschlichen.

Auf ein gegebenes Zeichen ertönte aus dem benachbarten Saale die Musik mit lautem Tusch und forderte die Gäste zum beginnenden Tanze auf. Alles wogte aus dem großen Speisezimmer dem Saale zu, Paar um Paar, lachend, aufgeregt, durcheinander sprechend. Der alte Graukopf Rücking war von einem wahren Paroxysmus des Jubels erfaßt, er war offenbar in seinem freudevollen Zustand der Ansicht, daß er der eigentliche Heirathsstifter sei. Er schüttelte bald Solm's, bald Rosenstern's Hände und schien ganz vergessen zu haben, daß er nun als Hagestolz um so einsamer dastehe.

Aus Rücksicht auf den Bräutigam, der in seinem Leben nicht getanzt hatte, wurde zur halbverschollenen Existenz der Polonaise zurückgegriffen, deren gemächlicher Gang keinen vorhergehenden Unterricht nöthig macht. Solm bildete mit Marie das erste Paar, an welches sich die Uebrigen anschlossen.

Die folgenden Tänze tanzte Marie mit den Gästen. Solm hatte sie gebeten, den Aufforderungen nach Herzenslust zu folgen. Selbst die neidischesten der anwesenden Damen mußten eingestehen, daß die Braut ebenso durch ihre Schönheit, als durch Grazie die Ballkönigin war. Solm beobachtete sie, während der Unterhaltung, die er bald mit dieser Dame, bald mit jenem Herrn führte, unausgesetzt aus der Ferne und nährte durch den Anblick der Geliebten seinen Freudenrausch, der bis an's Ekstatische grenzte.

Während oben im herrschaftlichen Schlosse ein wildheiteres Leben herrschte, war es unten bei dem Schloßgesinde nicht still. Eine weite Halle im Wirthschaftsgebäude drüben war auch zu einem Tanzsaal eingerichtet worden. In der Ecke sitzen die Spielleute mit Geige, Horn, Flöte und stimmen ihre feurigste Polka an. Da drängen sich die Burschen herbei in ihren blauen Jacken, ihre Hüte mit Rosen und Rosmarin schief auf dem Kopfe, die drallen Dirnen in bauschigen Röcken und rothen Strümpfen. Wie oben Marie Rosenstern, so imponirt unten die Klosterbauerntochter, die mit dem Oberdrescher den Reigen eröffnet, in ihren fünfzehn Röcken, jeder von einer andern Farbe, die beim Tanze aufwirbeln, im

rothen Mieder, mit dem schönen Granatenhalsband, von dem die Ducaten herniederhängen. Die Dielen dröhnen mit dem dumpfen Lärm von zehn arbeitenden Mühlrädern. Laut tobt die entfesselte Tanzlust, und die Klänge der Instrumente, oft mit lautem Jauchzen und Jubelrufen untermischt, tragen ihr Echo bis weit in's Dorf hinab. Dazwischen hört man die rauhen Stimmen der Männer, die im Chore das beliebte böhmische Lied singen:

Krüge laßt bringen, daß wir singen!
Wollen nicht nach Hause gehn,
Bis wir die Sonne sehn.
Ein Narr, der heim mag!
Wollen nicht früher gehn,
Als bis es Tag!...

Drittes Kapitel.

Das Bild im kleinen Gemach.

Ein Einziger, und zwar gerade Derjenige, dem, die Brautleute ausgenommen, das Fest am nächsten ging, und der berechtigt gewesen wäre im lauten Tanzgewühle vor Freude und Glück bis an die Decke zu springen, hatte sich gleich bei einem der ersten Tänze in aller Stille hinausgestohlen und war nicht wieder zum Vorschein gekommen. Es war der Vater der Braut, Herr von Rosenstern. Er hatte sich eines Leuchters bemächtigt und sich so weit als möglich aus dem heitern Tumult zurückgezogen, bis er das äußerste Zimmer des Schloßflügels, das auf den Park hinausging, erreichte. Dies Zimmer, das gerade oberhalb der schönen Veranda lag, die ein Schmuck der Schloßterrasse war, bildete ein längliches Viereck und hatte nur zwei dicht aneinandergerückte Fenster. Es mochte wegen seiner schönen Aussicht ein Lieblingsgemach der vorigen Besitzer gewesen sein. Die Möbel, aus hohen,

mit braunem Saffian überzogenen Stühlen und einem Sopha bestehend, waren wohl conservirt. Das Zimmer hatte überdies einen Kamin in englischem Geschmack; auf diesem sah man eine Tafeluhr von vergoldeter Bronze und eine Statuette von weißem Marmor, Hercules, den nemäischen Löwen zerreißend. Mehrere Bilder in einfachen vergoldeten Rahmen zierten die Wände. Herr von Rosenstern hatte sich nach der ersten flüchtigen Besichtigung des Gemachs auf dem Sopha ausgestreckt und überließ sich, die brennende Cigarre im Munde, in süßer Ruhe seinen Betrachtungen.

Es war sonst nicht seine Sitte auf Bällen, welchen seine Tochter beiwohnte, so zu feiern. Da war er stets am Platze, unermüdlich, stets bereit, bald den Fächer zu halten, bald Erfrischungen zu bringen, keiner Erholung, keines Schlafes bedürftig. Aber die Zeiten ändern die Sitten. Damals war ein Freier noch eine abstracte Forderung seines Gemüths, welche zu realisiren; ein Traumbild seiner väterlichen Wünsche, welches mit Eifer aufzusuchen war; heute war aber der Bräutigam ein körperliches Wesen mit Fleisch und Blut und durch einen öffentlichen Verlobungsact unentrinnbar festgeschmiedet. Wie eine bejahrte Mutter, welche seit einem vollen Decennium zu allen Bällen gegangen und die schwere Frohnarbeit mütterlicher Versorgungswuth bereitwillig verrichtet, an dem Tage, da ihre Töchter untergebracht sind, den Fuß um keinen Preis mehr auf den Tanzboden setzt, auf welchem sie so viel Staub und so viel stillen Aerger hinabgeschluckt und das greise, mit dem prachtvollen Sammetbaret geschmückte Haupt so manchen harten Strauß mit dem Gott des Schlafes bestanden — so flüchtete sich Herr von Rosenstern mit einem wahren Abscheu aus den Colonnen der Tänzer in die Arme der langvermißten Gemächlichkeit.

„Endlich bin ich erlöst!" sagte er mit erleichtertem Herzen. „Ich hätte es nicht zwei Jahre mehr ausgehalten, wenn auch mein Vermögen ausgereicht hätte! Seit ich den ersten Ball mit meiner Marie besucht, habe ich einen so süßen Augenblick der Ruhe wie diesen heutigen nicht wieder genossen! Und diese Ruhe geht mit diesem Tage nicht zu Ende, sondern sie fängt erst an! Eine unübersehbare Reihe sorgloser Augen=

blicke, seliger Mußestunden liegt ausgebreitet vor mir! Ich war wie ein Piratenschiff, immer auf dem Wasser, immer auf der Lauer, immer auf der Jagd nach einer guten Prise, unter Stürmen — die, gottlob! für immer über meinem alten Haupte dahingezogen sind. Und stelle ich die einfache Frage, was der Lohn so unerhörter Anstrengungen und Kämpfe war, so muß ich zur Antwort geben, daß ich nahe daran war, wie ein Schiffbrüchiger splitternackt an irgend einem unwirthlichen Ufer abgesetzt zu werden! Gott! Gott! Was sind menschliche Pläne und Entwürfe! Man wird an Allem irre, man wird zum Zweifler, zum absoluten Zufallsmenschen! Die Absichten schlagen fehl und das Abgeschmackte geht in Erfüllung. Weder meine Soupers, noch meine Theaterloge, meine Equipage, mein offenes Haus, noch alle Badereisen, nichts und nichts hat einen Bewerber um mein Kind herbeigelockt. Erst als ich ruinirt war, hoffnungslos, und Seeligmann Karpl kam, um mir die Schlinge um den Hals zusammenzuschnüren, da kommt ein Mann wie Solm, ein Millionär. Und wie wunderbar ist es dabei zugegangen! Wäre ich nicht ruinirt gewesen, wäre wahrscheinlich Solm gar nicht gekommen! Mein Unglück ist ein Glück geworden! Glückauf, alter Rosenstern, Glückauf! Fortuna wählt sonderbare Verkleidungen auf dem Maskenball des Lebens! Marie hat einen glücklichen Stern. Sie ist glänzend, ist beneidenswerth versorgt, und nun kann auch das alte Piratenschiff ehrbar nach langer Irrfahrt im ruhigen Hafen liegen!..."

Er legte sich auf die andere Seite und bedauerte die Tänzer, die im Saale beim Schall der gedämpft herüberklingenden Geigen und Flöten ihre Glieder so schonungslos marterten. Dann begannen seine Erinnerungen auf's Neue vor seinem Geiste die Revue zu passiren. Von der lieblichen Ruhe allmählich erschlafft, gab er sich bei seinen Rückblicken nicht mehr ernsten Reflexionen hin, sondern verweilte mit Vorliebe bei denjenigen Reminiscenzen, welche, seiner gemächlichen, heitern Stimmung analog, einen humoristischen Ausgang gehabt hatten. Unter den zunächstliegenden befand sich die Episode, zu welcher Karpikoff und Levini die Veranlassung gegeben.

„Welcher tolle Einfall," sagte er, „ein Vater, der mit seiner Tochter Liebesbriefe wechselt! Ewig schade, daß ich eine so amüsante Geschichte Niemandem zum Besten geben kann! Doch was ist aus Karpikoff geworden? Ich habe von ihm nichts wieder gehört, in den Zeitungen merkwürdigerweise nichts über ihn gefunden. Ein paar geniale Menschen, er und sein Freund! Karpikoff übersprudelte von Esprit! Und der sanfte Levini! Welcher Verlust für die Welt! Dem ist es mit der Kunst Ernst gewesen! Der Arme hat sich zu Tode componirt!"

Eine Pause der angenehmsten Gedankenlosigkeit trat ein und währte ziemlich lange. Kein Gedanke wagte aufzutauchen, nur die Augen irrten im Gemach umher, über den Plafond und an den Wänden. Diese waren mit lithographirten und illuminirten Blättern in Großfolio geziert, welche Scenen aus dem englischen Leben darstellten, wie denn der junge Baron Borr, der Verschwender, ein großer Verehrer englischen Junkerlebens gewesen war. Hier sah man ein Wettrennen. Der Andrang der Zuschauer auf der Tribüne und die in jedem Gesicht sichtbare Bewegung lassen keinen Zweifel übrig, daß der Gewinn und Verlust großer Summen auf dem Spiele stehen. Es drängt sich Kopf an Kopf. Ganz vorn sieht man eine Gruppe der kalten, stolzen Lords, die auf ihre Pferde gewettet haben. Jetzt fliegt das erste Pferd vorüber, jetzt das zweite, jetzt ein drittes und viertes. Ein junger Mann zeigt triumphirend auf den windschnellen Fuchs, dessen Hufe den Boden kaum berühren und auf dem der wohlabgewogene Jockey, in den Bügeln beinahe stehend mit vorgebeugtem Oberleib, das Halstuch des Luftdrucks wegen vor den Mund gebunden, schneller als die Schwalbe dahinfliegt — es ist sein Pferd. Hinter diesem bleiben alle übrigen Renner zurück. Mehrere der Jockeys, welche, ihr Mißgeschick vor Augen, überzeugt sind, daß die verlöschenden Kräfte ihrer Pferde zur Fortsetzung des Kampfes nicht ausreichen, wollen pariren, andere suchen ihre athemlosen Thiere mit Sporn und Peitsche zu den äußersten, verzweifeltsten Anstrengungen anzutreiben... Der Besitzer des Fuchses gewinnt. Der Nachbar verliert, das sagt sein kreideweißes Gesicht; er greift mit der Hand krampfhaft nach

dem Taschenbuch, dessen Inhalt er, ehe eine Minute um ist, dem Andern aushändigen soll…

Ein zweites Bild stellte einen Hahnenkampf dar. Die beiden gefiederten Streiter sind bereits im vollen Kriege, das Blut fließt von dem schwarzen Federkleid des einen: sein Gegner hat sich auf ihn geworfen und hakt ihm den eisernen Sporn, mit dem er bewaffnet worden ist, in den Hals. Die Kampfwärter feuern die Thiere an, mit gleichgültigem Gesicht wartet der „Hahnmeister“ der Entscheidung, eine Gruppe junger Lords steht im Kreise und nimmt mit höchster Spannung am Kampfe Theil.

Ein drittes Bild hatte ein Wettrennen auf der Themse, ein viertes eine Fuchsjagd zum Gegenstande. Die Pferde sind hier von ganz anderer Race als auf dem vorigen Bilde, sie sind von starken Knochen und kräftigen Sprunggelenken, um die furchtbaren Strapazen der Jagd auszuhalten. Drei Pferde setzen über die klafterhohe Hecke, hinter der noch ein Graben läuft, das vierte Pferd bäumt sich und will nicht hinüber! Edle, gemarterte Thiere! Ehe drei Jahre vergehen, werden sie krank und ruinirt auf den Weiden dahinschleichen, verdammt, den Jagdhunden zum Futter zu dienen, die ihnen jetzt lautbellend folgen…

„Ja, ja,“ sagte Herr von Rosenstern nachdenklich, „das Alles stammt vom jungen Baron Borr! Daran erkenne ich ihn. Sein Ideal war das englische Cavalierleben, und darin muß man ihm vollständig Recht geben. Sein Leben war auch so ein Steaplechasereiten, so ein Jagdrennen über alle Hindernisse hinweg, bis sich das Roß mit ihm überschlug! Wollte, so jung sein Adel war, hinter Keinem zurückbleiben, es unseren reichsten Cavalieren gleich oder zuvor thun! Er hat mich in große Gefahr gebracht, ich habe durch ihn viel gelitten, doch möchte ich ihn gekannt haben, er muß ein hochinteressanter Charakter sein! Mein Gott! Ich kann über seine noblen Passionen bei allem guten Willen nicht hart urtheilen, ich bin in diesem Punkte von einer schrecklichen Nachsicht! Ich wäre auch, wenn ich nicht jung in's Geschäft gekommen, ein solcher Teufelskerl geworden!“

Er fixirte, den Armleuchter emporhaltend, diese lithogra-

phirten Blätter, die ihn sämmtlich außerordentlich interessirten, mit aufmerksamen Kenneraugen, eins nach dem andern, bis seine Blicke auf drei kleinen, entfernter hängenden Bildchen, welche das Licht nur matt erreichte, haften blieben. Es ließ sich eigentlich kaum mehr entnehmen, als daß es Photographieen waren.

Herr von Rosenstern wußte anfangs selbst nicht was an dem einen dieser Bilder seine Blicke so unwiderstehlich bannte, aber eine so eigenthümliche Beunruhigung hatte sich seiner bemächtigt, daß er plötzlich von seiner bequemen Lage aufsprang, den Leuchter ergriff und das Ding zu betrachten ging.

Kaum war sein Blick darauf gefallen, als er wie versteinert dastand. Die mittlere der Photographieen stellte seine Tochter Marie vor...

Rosenstern sah noch einmal hin, es war daran nicht zu zweifeln; er nahm das Bild von der Wand herab und betrachtete es dicht bei Licht, die Züge blieben dieselben, die Gestalt änderte sich nicht — es war und blieb seine Tochter Marie.

„Wie kommt das Bild hieher?“ fragte er sich. „In dieses Schloß, welches sie vor ein paar Wochen selbst dem Namen nach nicht gekannt? Nach der Spur auf der Wand — die Farbe dahinter ist eine ganz andere — muß es offenbar schon lange hier hängen. Die Bilder waren sämmtlich Eigenthum des Barons von Borr. Wir kennen ihn nicht, er betrat nie unser Haus, wie ist er in den Besitz des Bildes gekommen? Marie hat niemals überflüssige Photographieen besessen, so daß eine derselben abhanden gekommen wäre und sich an diesen Ort verirrt hätte. Ich würde zweifeln, daß sie es ist, ich könnte diesen frappant ähnlichen Zügen mißtrauen, wenn sie nicht dieses Mousselinkleid anhätte, welches ich ihr vor drei Jahren, vor unserer Reise nach Ischl, geschenkt und das ich an dem originellen Dessein wieder erkenne. Gott! Wer sagt mir, wie das Bild entstanden, wie es hergekommen ist... Ich zittere am ganzen Leibe! Aber gleichviel... das Bild hängt da, und wenn Solm hier hereingetreten wäre... oder sein Vertrauter, Horsky... Mein guter Genius hat mich in dies Zimmer geführt und meine Augen

auf das Ding gelenkt... Werde ich denn niemals zur Ruhe kommen?... O die Kinder und besonders die Töchter!... Es ist gewiß, daß ich durch diesen Zufall eine schreckliche Scene verhindert habe..."

Er steckte das Bild in die Brusttasche seines Fracks und eilte von dannen, um sich auf's Unbemerkteste wieder in das Tanzgewühl einzuschmuggeln.

Im Saale angelangt, fand er die Lust auf dem höchsten Gipfel. Sein erster Blick suchte und fand Marie. Sie tanzte eben und schien so heiter und glücklich... Der Anblick wirkte auf Rosenstern's von Zorn nicht freie Aufregung, die ihn hergetrieben, um von ihr Auskunft über den geheimnißvollen Vorfall zu erhalten, so mildernd und einschläfernd, daß er kurz darauf den Entschluß faßte, über die ganze, ohnehin folgenlose Geschichte zu schweigen, um nicht unnützerweise Mariens frohe Stimmung zu zerstören, und sich darauf beschränkte, sich des Bildes nochmals zu versichern und den Frack, in dessen Tasche es stak, zuzuknöpfen.

Als er nach beendigtem Tanze mit Marie sprach, suchte er die größte Unbefangenheit zu heucheln, während sein Innerstes doch verstört war. Marie aber, von den heitersten Gedanken erfüllt, merkte nichts.

Es war Mitternacht geworden. Der Tanz ruhte für eine Weile und die Fenster waren zum Zwecke der Lüftung geöffnet worden. Da vernahm man unten im Hofe das verworrene Geschrei eines Menschenhaufens, das sehr störend heraufdrang. Man eilte an die Fenster und vernahm, daß man einen Dieb festgenommen habe, welcher im Begriffe gestanden, einen Einbruch im hinteren Schloßflügel auszuführen.

Dieser unglückliche Dilettant war unser alter Bekannter, Franz Zadera. Er war vom Schloßverwalter Straub zufällig bemerkt worden, als er das mit Weinreben überwachsene hohe Gitterwerk der Veranda erstiegen und den Fuß auf das breite Mauergesims gesetzt hatte, um das Fenster im ersten Stockwerk zu erreichen. Bei näherer Untersuchung ergab es sich aber, daß er gar wohl schon früher einen Besuch dem Zimmer abgestattet haben konnte und zur Zeit, als man ihn ertappte, auf dem Rückwege war. Diese Vermuthung machte

der offene Fensterflügel, welcher, wie vielseitig bezeugt worden, noch am Abend geschlossen war, höchst wahrscheinlich, wiewohl der Umstand, daß in dem Zimmer selbst nichts vermißt wurde, dagegen zu sprechen schien. Es war dort mancher werthvolle Gegenstand, der einen Liebhaber fremden Eigenthums reizen konnte und leicht fortzubringen war; dennoch konnte der alte Straub, welcher die Stelle eines jeden Nagels im Schlosse kannte, nirgends eine Entwendung constatiren. Es fehlte nur etwas äußerst Geringfügiges — ein Bild, das an der Wand gehangen, und es war nicht zu begreifen, warum der Dieb nach diesem gegriffen und die in nächster Nähe befindliche gut vergoldete Tafeluhr verschont habe, wenn man nicht annahm, daß er, in einem die geringste Kleinigkeit nicht verschmähenden Aufräumen begriffen, gleich beim Beginn seiner Thätigkeit von einem Geräusch erschreckt und zurückgejagt worden sei.

Als Zadera, trotz der Betheuerungen seiner Unschuld, dem Gericht übergeben wurde, hatte der Ball schon längst wieder seinen Fortgang genommen und der Incidenzfall ließ keinen Eindruck auf die festlich heitere Stimmung zurück. Nur Herr von Rosenstern, der, neugierig wie immer, sich nach allen Details genau erkundigt hatte, wurde unruhig. Er war ohnehin aus dem Himmel seiner Ruhe herabgestürzt und mußte sich über das fatale Zwischenspiel entsetzen, daß Zadera gerade das Zimmer zum Schauplatz seiner verbrecherischen Handlung gewählt, in welchem er eine Stunde zuvor heimlich geruht und geträumt. Sonderbarerweise war er es selbst, der den Fensterflügel geöffnet hatte, um den Rauch seiner Cigarre hinauszulassen, ohne es beim Weggehen in seiner Verwirrung geschlossen zu haben, und er war es wieder, der das Bild entwendet, dessen Verschwinden nicht allein einen Zweiten schwer gravirte, sondern auch durch die gerichtlichen Nachforschungen zu Enthüllungen führen konnte, welche er, statt zu verhüten, gerade heraufbeschworen.

Es war eine überaus peinliche Lage, die er rathlos übersah, ohne zu einer Entscheidung kommen zu können, was da zu thun sei. Er wußte nicht, ob er den Verlauf der Dinge

ruhig abwarten, oder zur Lösung der Sache geeignete Maßregeln treffen solle.

„Ueber Nacht kommt guter Rath!“ sagte er zu sich, da ihm nichts Besseres einfiel, als der Ball zu Ende war und die Gäste nach allen Richtungen heimgingen oder heimfuhren. Er und Marie, Solm, Bertha und Horsky übernachteten im Schlosse.

„Wie heiter sie ist, wie unbefangen fröhlich!“ sagte Herr von Rosenstern mit einem Seufzer, als er seine Tochter, welche sich im Nebenzimmer auskleidete, singen hörte. Er zog das corpus delicti aus der Tasche seines Fracks und betrachtete es wehmüthig.

Er hatte eine vollständig schlaflose Nacht. Das Bild, das er neben sich auf das Nachttischchen gelegt, tanzte beständig vor seinen Augen und gab ihm ein schweres Räthsel nach dem andern zur Lösung auf, während Marie fest schlief und friedlich träumte.

Viertes Kapitel.

Onkel und Nichte.

Der folgende Morgen war von so heiterer, herbstlich milder Schönheit, daß man das Programm vom gestrigen Tage, gleich nach Prag zurückzukehren, änderte und sich entschloß, bis zum Abend in Tiboretz zu bleiben.

Bertha's Stimmung hatte sich inzwischen gegen Marie noch nicht im geringsten freundlich gestaltet. Seit dem Augenblicke, da sie von dem Toast ihres Onkels, der dessen Verlobungsanzeige enthielt, vom Tische aufgescheucht und fortgetrieben worden war, hatte man sie nicht wiedergesehen. Als Solm gleich nach Beginn des Balles nach ihr gefragt hatte,

ließ sie sagen, daß sie, von einem argen Kopfschmerz befallen, sich zu Bett begeben.

Marie, welche Bertha's Entfernung richtig deutete, war anfangs über die rücksichtslose Kundgebung solcher Gehässigkeit empört, bald aber legte sich ihre Aufwallung und ihr war die Demonstration gleichgültig, weil sie keine Folgen haben konnte. Ihr genügte die Genugthuung, daß Solm seine Nichte wiederholt entschuldigte und durch die Art und Weise, wie er es that, zeigte, daß er die Verletzung der Rücksicht gegen seine Braut als einen Hochverrath an seiner eigenen Person ansehe.

Als Bertha am andern Morgen beim Frühstück erschien, war ihr Schweigen, das Schweigen eines tiefen Trotzes, noch nicht gebrochen. Einige an sie gerichtete Fragen hatte sie auf das Oberflächlichste und Kürzeste beantwortet und war unter einem Vorwande so schnell als möglich wieder verschwunden.

„Welch ein Trotzkopf!" rief Solm, als sie das Zimmer verlassen, mit sichtlicher Aufregung. „Wenn man das sieht, ist es die größte Kunst, sich zu mäßigen. Ich will ihr aber schon den Kopf zurechtsetzen!"

Er wollte aufstehen, Marie ergriff ihn aber bei der Hand und sagte, indem sie ihn mit dem sanftesten Zwange zurückhielt:

„Was willst Du Dir Deine gute Stimmung verderben? Um was handelt es sich? Mein Gott! Wir waren ja auch schon im Leben schweigsam und schlecht aufgelegt!"

„Ich glaube nicht," gab Solm zur Antwort, „daß Du über dieses Benehmen im Unklaren sein kannst, im Gegentheil, es macht Deiner Beherrschung die größte Ehre, Dich über eine gerechte Empfindlichkeit so hoch zu erheben!"

„Das kostet mich wenig Mühe," versetzte Marie lächelnd, „da ich Bertha für ein Kind ansehe, wie groß und wie gescheidt sie auch sonst ist. Ich versichere Dich, mir ist ein solches naives Sichgehenlassen lieber als erkünstelte Freundlichkeit!"

„Beides ist nicht am Platze," rief Solm, indem er aufsprang und im Salon heftig auf- und abzugehen begann.

„An dem Tage, welcher mir der wichtigste meines Lebens ist, diesen Mangel an Theilnahme zu verrathen, ja zur Schau zu tragen, das ist nicht ungezogen mehr, das ist herzlos! Ich fürchte, daß ich dies Benehmen nicht vergessen haben werde, wenn sie in die Lage kommen wird, meinen guten Willen oder meinen Beistand zu brauchen."

„Wie heftig die Männer sind!" rief Marie, indem sie auf Solm zulief und sich schmeichlerisch an ihn schmiegte. „Das schwerste Verbrechen wird leichter, wenn es nicht bei voller Zurechnungsfähigkeit verübt wurde. Glaubst Du denn, daß ein Mädchen recht bei Sinnen ist, wenn es auf seine erste Liebe verzichten muß? Stelle Dir vor, wie Dir selbst zu Muthe wäre, wenn vorgestern irgend ein Vormund zu Dir gekommen wäre und peremtorisch gesagt hätte: Solm, Du darfst nicht nach Tiboretz und darfst auch nicht die Marie Rosenstern heirathen! Suche Deine Leidenschaft zu unterdrücken! Aus Deiner Verlobung kann nichts werden!"

Diese überraschende Wendung rang Solm's ernster Miene ein Lächeln ab und schlug den im Steigen begriffenen Zorn gewaltsam nieder. Es war aber nicht die erwachte Rücksicht auf Bertha's unglückliche Liebe, welche es bewirkt hatte, sondern freudige Bewunderung über die hohe Milde, welche seine Braut an den Tag gelegt.

„Ich will Dir folgen," sagte Solm zärtlich, „aber alle Geduld hat ihre Grenzen. Wenn Bertha —"

Bei den letzten im ernsten und hohen Tone angeschlagenen Worten wurde er plötzlich unterbrochen.

„Kein Wort mehr darüber!" rief Marie scherzhaft mit einer Gebietermiene, indem sie, an Solm heranhüpfend, einen raschen Kuß auf seine Lippen drückte. „Versuche es ja nicht, dieses Siegel an Deinem Munde zu brechen! Komm, wir machen einen Gang zur Klosterruine und wollen über lauter Hochzeitsangelegenheiten sprechen."

„Wo steckt doch Dein Vater heute den ganzen Morgen?" fragte Solm, als er den Hut genommen hatte.

„Er sagte mir heute früh," erwiderte Marie, „daß er gestern des Guten zu viel gethan und heute seinen Kopf eingenommen fühle. Er wird wahrscheinlich einen größeren

Spaziergang in frischer Luft gemacht haben, wie er es in dergleichen Fällen gewohnt ist. Gehen wir, vielleicht begegnen wir ihm."

Sie eilten die Treppen hinab, Marie in einem leichten Morgenanzug, der ihr reizend stand, mit heiterster Miene, Solm als der glücklichste der Menschen.

Herrn von Rosenstern's Kopf war allerdings sehr eingenommen, aber weder vom Wein, noch vom Tanz, sondern, wie wir wissen, von dem gefundenen Bilde, das an dem heutigen Tage den Gegenstand einer gerichtlichen Erörterung bilden sollte. Seine Nerven waren in letzter Zeit so herabgestimmt worden, daß jeder Anlaß, wenn derselbe auch geringfügiger gewesen wäre, eine allgemeine Niedergeschlagenheit bei ihm zur Folge hatte, welche allen Aufrufen künstlicher Aufstachelung Trotz bot.

Das Einzige, was er in langer, schlafloser Nacht beschlossen, bestand darin, den alten Straub in aller Frühe zu sprechen, um von diesem zu erfahren, wie sich das fragliche Bild in's Schloß verirrt habe. Er fühlte ganz richtig, daß zunächst davon seine Beruhigung abhänge und sich daraus die praktische Richtschnur des zu befolgenden Verhaltens von selbst ergeben werde.

Allein Straub war schon früh als Zeuge auf's Amt gerufen worden, und als er auf kurze Zeit wieder zurückkam, begleitete er die Commission auf den Schauplatz des Verbrechens. Bei dieser Gelegenheit hatte ihn Herr von Rosenstern in einiger Entfernung erblickt, aber nicht den Muth besessen, mit dem entwendeten Bild in der Tasche dem Arm der Gerechtigkeit nahe zu treten.

Wie von einem zauberischen Einflusse im Kreise getrieben, bewegte er sich mit großen und eiligen Schritten um den Schloßflügel herum, während die Commission dort ihre Arbeit verrichtete, und als dieselbe mit Straub im Amtsgebäude verschwunden war, um den eruirten Thatbestand zur Grundlage des Verhörs zu legen, streifte er noch aufgeregter als früher auf Schußweite daselbst umher. Eine lange, peinliche Zeit war verstrichen, ehe Straub, den er ablauerte, wieder

zum Vorschein kam, worauf Rosenstern auf das Ungeduldigste auf denselben losstürzte.

„Guten Morgen!" rief er. „Wie geht es auf dem Amte? Die Procedur geht ja im Galopp vorwärts!"

„Ja, so muß es gehen!" erwiderte der alte Straub, indem er den Hut abnahm und die Stirne trocknete. „Der Herr Bezirkscommissär war gestern mit auf dem Balle und läßt sich die Sache ganz besonders angelegen sein. Uebrigens kann er diesen Spitzbuben, diesen Zadera, gar nicht leiden und hat oft von ihm gesagt, daß das ein Wolf ist, der sich in unsere Gemeinde gesetzt hat und der unschädlich gemacht werden muß. Aber wie es so geht — mir scheint, die Gesetze schützen die Lumpen weit besser, als die ehrlichen Leute!"

„Wie so?" fragte Herr von Rosenstern sehr neugierig. „Hat man nichts herausgebracht?"

„Für meinen schlichten Verstand," gab Straub zur Antwort. „ist der Einbruch klar und erwiesen, aber die Gesetze fordern eine Menge von Dingen, wie wenn sie dem Dieb eine Hinterthüre offen lassen wollten, um zu entschlüpfen. Denken Sie nur, was der Spitzbube angiebt, um sich auszureden! —"

„Nun?" rief Herr von Rosenstern ungeduldig.

„Er schwört zu Gott, dem Allmächtigen," sprach Straub, „daß er weder das Fenster geöffnet noch erstiegen, noch in das Zimmer gekommen sei, noch das Bild fortgetragen habe. Er habe nicht stehlen wollen, sei kein Dieb. Er habe nur eine große Unvorsichtigkeit begangen, in später Nacht die Laube zu erklettern, er habe wie ein dummer Schuljunge gehandelt. Sein Weib, sagte er, habe fürchterliche Kopfschmerzen gehabt und ihr Jammern habe ihn so ergriffen, daß er aus dem Bette gesprungen sei, um ihr Weinblätter zu holen. Auf die Frage, wozu es nöthig war, das Dach der Veranda zu besteigen, behauptete er steif und fest: alle Welt wisse, daß alte Weinblätter keine Zugkraft, wie er es nennt, hätten, sondern daß man frische, die an den äußersten Spitzen wachsen, nehmen müsse, wenn man eine lindernde Wirkung erzielen wolle! Bei dieser frechen Aussage hat mir die Hand gejuckt, dem Kerl eine Ohrfeige zu geben, aber der Herr Actuar raunte mir jetzt beim Fortgehen in's Ohr, daß man trotzdem nichts

machen könne. Sein Weib sei wirklich krank gewesen, wie er ausgesagt, im Zimmer und am Gesims sei keine Spur vom Einsteigen gefunden worden, und was das Bild betreffe, welches sich, trotzdem er auf frischer That ergriffen, nicht vorgefunden habe, so bleibe doch vor der Hand nichts übrig, als die Annahme, daß dasselbe irgendwie schon früher von der Wand gekommen."

„Wann haben Sie das Bild dort zuletzt gesehen?" fragte Herr von Rosenstern.

„Die Sache ist so!" gab Straub, sich mißvergnügt durch die Haare fahrend, zur Antwort. „Gestern, kurz bevor die Herrschaften angekommen, habe ich einen Rundgang durch das ganze Schloß gemacht, um nachzusehen, ob Alles abgestäubt und gereinigt, ob nirgendwo Unordnung zurückgeblieben. Dort, in dem Zimmer, von dem jetzt die Rede ist, habe ich den Riß an einer Tapete zugeklebt, dann die kleine, bronzene Uhr aufgezogen, welche gerade unter den drei Bildern steht, wovon das eine fehlt. Ich frage Sie: hätte ich nicht gesehen, daß das Bild fehlt? Ich habe ja die drei Bilder selbst hingehängt und die bleiche Farbe an der Wand sticht so gewaltig in die Augen! So ist die Sache, aber ich kann nicht beschwören, daß ich mit aller Gewißheit das Bild dort hängen gesehen. Es ist zum Teufelholen!"

„War denn das Bild irgendwie merkwürdig?" fragte Herr von Rosenstern in größter Spannung. „War es ein besonderes Andenken? Hatte es überhaupt einen Werth?"

„I gar keinen!" gab Straub zur Antwort. „Alle drei Bilder lagen lange Zeit in einer Schublade, wo Alles durcheinander war. Da habe ich sie eines Tages aufgehängt, irre ich nicht vor einem oder zwei Jahren, jedenfalls während des Sequesters."

„Gehörten sie dem jungen Baron von Borr?" fragte Rosenstern mit beklemmtem Athem.

„Gott weiß!" erwiderte Straub. „Die können auch seit dem seligen Herrn dort gelegen sein. Der junge Baron hat sich während der kurzen Zeit seiner Wirthschaft ein- oder zweimal, alles zusammen ein paar Wochen hier aufgehalten. Möglich, die Bilder sind Ueberbleibsel von der verstorbenen

alten Frau Baronin, die auf solche Sachen viel hielt und viele Freundinnen hatte."

Ein großer Stein fiel, als er dies vernommen, Herrn von Rosenstern vom Herzen. Er athmete wieder leicht auf. Jetzt schien es ihm nicht mehr gefährlich, sich als Zadera's Entlastungszeuge zu melden, sondern klug und räthlich, um auf die rascheste Beendigung des Processes einzuwirken und damit die ganze Geschichte in ihr früheres Dunkel zu begraben.

„Jetzt fällt mir etwas ein!" rief er. „Es ist gut, daß ich Sie getroffen und gesprochen. Ich habe mich bis jetzt um die Sache nicht gekümmert, sonst wäre mir längst ein Licht darüber aufgegangen. Ist das Zimmer, wo der Diebstahl stattgefunden haben soll, das äußerste gegen den Park zu, wenn man von dem Saal, wo gestern getanzt wurde, in gerader Richtung zugeht?"

„Allerdings!" rief Straub. „Die Veranda ist dicht darunter."

„Steht auf dem Kamin," fuhr Herr von Rosenstern fort, „ein heidnischer Gott von Marmor oder Alabaster, der einen Löwen würgt?"

„Ja, ja!" rief Straub überlaut.

„Wenn ich das weiß," sagte Herr von Rosenstern, „so wird sich Vieles aufklären. Eine Stunde bevor der sogenannte Einbruch vorgefallen, bin ich in jenem Zimmer auf dem Kanapee gelegen und habe eine Cigarre geraucht. Um den Rauch hinauszulassen, habe ich das Fenster geöffnet und es zu schließen vergessen. Ich sah auf die vergoldete Tafeluhr und wunderte mich, daß sie ging — es war eben elf Uhr. Ich sah unwillkürlich die Bilder an, zuerst die großen englischen Lithographieen, dann die kleinen Portraits und kann beschwören, daß das Bild, welches vermißt wird, nicht mehr auf seiner Stelle war, als ich das Zimmer verließ. Zadera mag ein schlechter Kerl sein, aber so weit ist er von allem Verdachte frei!"

„Da fall' ich aus den Wolken!" rief Straub. „Kann man sich so irren? War ich denn so blind, als ich die Uhr aufzog? Wären die Gesetze wirklich gescheidter gefaßt, als ich geglaubt habe?"

„So ist es, lieber Freund!“ sagte Herr von Rosenstern. „Dies der Wahrheit zur Ehre! Besehen wir uns das Zimmer zusammen, und dann bin ich bereit, mein Zeugniß vor Gericht zu bringen.“

Diesen eigentlich überflüssigen Vorschlag machte unser Freund in seiner Verwirrung und bereute ihn, als er ihn ausgesprochen. Indessen hoffte er Gelegenheit zu finden, das Bild in einem sichern Versteck unterzubringen, denn er traute sich die Kraft nicht zu, vor den Gerichtsschranken ohne Zittern und Stottern zu stehen und für einen Zweiten zu plaidiren, während er den Raub, den er selbst begangen, in der Tasche hatte.

Als Solm mit seiner Braut und Horsky von der Klosterruine zurückkam, befand sich Herr von Rosenstern noch immer auf dem Amte. Man wunderte sich, ihn nirgends zu finden, da doch schon die Essenszeit herangerückt war.

In einem Zimmer, wo es nicht zu erwarten war, traf Solm seine Nichte Bertha. Sie saß an einem Schreibtisch, die Feder in der Hand, ein Blatt Papier lag vor ihr. Sie blieb ruhig, ja regungslos, als sie ihren Onkel erblickte, während dieser still zusammenzuckte.

„Was schreibst Du?“ fragte er kalt.

„Du kannst es lesen!“ antwortete Bertha sehr gelassen. „Ich schreibe an Eschburg.“

„An Eschburg?“ rief Solm überrascht. „Hast Du gestern und heute noch nicht genug Gelegenheiten gefunden, ihn zu sprechen?“

„Wir haben uns vermieden,“ erwiderte Bertha sehr leise.

„Und was hast Du ihm zu schreiben?“ fragte Solm mit heimlicher Bewegung.

„Daß uns das Schicksal trennt,“ sagte Bertha, „daß er mit Gott in die Welt gehen soll, daß ich aber nie und nie einen Andern nehmen werde. Da — lies!“ —

Sie schob ihrem Onkel den Brief zu.

Er griff nicht darnach.

„Dein Entschluß ist vernünftig,“ sagte Solm, „ja heroisch und sehr zu loben. Es fällt mir aber in diesem Augenblicke sehr schwer, Dir, selbst wo Du es verdienst, Anerkennung

Deines kindlichen Gehorsams zu zollen, da Du durch Dein gestern und heute beobachtetes Benehmen meine ganze Entrüstung wachgerufen hast. Am wichtigsten Tage meines Lebens hast Du Dich gegen mich einer Theilnahmlosigkeit schuldig gemacht, durch welche ich vielleicht für immer an Deinem guten Herzen irre geworden bin. Ich wollte, Du wärst unter einem Vorwande zu Hause geblieben, damit ich die Täuschung behalten hätte, daß ich eine gute Tochter an Dir habe. Ich rede nicht von Marie, in Bezug auf welche ich Dein Vorurtheil kenne, obwohl Du ihr, seit sie meine Braut geworden, dieselben Rücksichten wie mir selbst schuldest. Wenn Du nur stumm an mich herangetreten wärst, mir die Hand gegeben und das einzige Wort: ich gratulire! gesagt hättest, so wollte ich zufrieden gewesen sein."

„Wenn ich geahnt hätte," erwiderte Bertha mit niedergeschlagenen Augen, „daß Dich eine solche Redensart zufrieden stellt —"

„Redensart!" rief Solm aufgeregt. „Das sagst Du mir so rundweg in's Gesicht? Ich glaube, Du bist verrückt geworden!"

„Das nicht," sprach Bertha. „Es ist aber besser, wir schweigen darüber für immer. Nur Eins will ich erwähnen und fragen, ob es von Dir recht war, mich eine so große Neuigkeit wie jeden andern fremden Gast bei Tische wissen zu lassen?"

„Und deshalb die grenzenlose Empfindlichkeit?" sprach Solm, der wohl fühlte, daß Bertha in diesem Punkte nicht Unrecht hatte, sich zu beklagen.

„Du irrst," versetzte Bertha. „Wenn ich es auch zuvor gewußt hätte, ich hätte doch das Nämliche gefühlt und gedacht, nur würde ich mich der Situation, in die ich gekommen, nicht ausgesetzt haben. Ich hätte Dir schon zu Hause bei Deiner Abfahrt nach Tiboretz gesagt, was ich Dir jetzt zu sagen habe —"

„Nur schnell! Wo willst Du hinaus?" unterbrach sie Solm unruhig und ungeduldig.

„Ich habe einen Entschluß gefaßt," sagte Bertha, „der mich viel kostet, allein ich sehe denselben als meinen einzigen Ausweg an. Du hast ein Wesen gefunden, welches Dir

reichen Ersatz für Deine Nichte bietet, Du wirst mich daher nie weniger als gerade jetzt vermissen."

Sie stockte, die Thränen meldeten sich in ihrer Stimme, gleichsam aus der Ferne.

„Vermissen?" wiederholte Solm mechanisch, plötzlich von einer Theilnahme überrumpelt, welche seine ganze Liebe für Bertha unter der dünnen Oberfläche einer flüchtigen Mißstimmung zeigte.

„Ja, Onkel," sagte Bertha nach einer Pause, mit erkünstelter Ruhe. „Du wirst mich kaum vermissen. Ich werde desto öfter an Dich zurückdenken. Es ist mein fester Entschluß, Dein Haus zu verlassen, und ich bitte Dich, Sorge zu tragen, daß ich bei irgend einer Familie, welche Du wählst, untergebracht werde."

„Du willst fort?" rief Solm, peinlich berührt. „Zu fremden Leuten? Deine Anhänglichkeit ist in der That sehr locker! Gut, ich kann und will Dich nicht halten, doch sage mir wenigstens, was Dich aus meinem Hause vertreibt!"

„Der Wunsch," erwiderte Bertha fest, „Deine Zuneigung zu behalten und den Frieden Deines Hauses zü bewahren."

„Sonderbar!" rief Solm. „Ich weiß keinen Weg, das Gegentheil leichter zu erreichen!"

„Ich fühle wohl," erwiderte Bertha, „welcher Verkennung ich mich aussetze, aber die Zukunft wird mich rechtfertigen. Ich gehe freiwillig aus Deinem Hause, um nicht früher oder später gezwungen hinauszugehen, nachdem ich in unfruchtbaren Händeln, bei welchen Du nicht meine Partei ergreifen kannst, Deine Liebe verloren."

„Was sind das für Reden!" rief Solm mit aufsteigendem Verdruß. „Welche beleidigenden Prophezeiungen! Bis jetzt sehe ich die Streit- und Händelsucht nur an Dir! Du solltest erröthen, eine Person zu verdächtigen, welche noch soeben Deine Partei gegen mich ergriffen hat und die Deine blinde Herausforderung gar nicht zu reizen vermag!"

„O!" rief Bertha mit aufflammenden Augen, „hätte sie mich bei Dir verklagt, hätte sie geschworen, mich keines Blickes zu würdigen, keines Wortes, so hätte sie noch einen Funken von Natur gezeigt! Sie hätte bewiesen, daß sie noch etwas

empfindet, oder doch wenigstens das empfindet, was sie nicht immer verhehlt. Ich danke ihr nicht für ihre Großmuth, die nur darauf berechnet ist, sich in den Augen derjenigen, um deren Beifall sie buhlt, in blendendem Lichte zu zeigen."

„Liebloser kann man nicht urtheilen!" rief Solm tief verletzt. „Man glaubt nicht ein junges Mädchen zu hören, sondern eine verschrieene böse alte Base! Doch worüber streiten wir! Du findest es für gut, mein Haus zu verlassen; unter diesen Umständen ist es freilich der glücklichste Gedanke, den Du seit gestern gehabt hast! Ich hätte erwartet, daß Du die Erste wärst, welche mir Glück wünscht; statt dessen muß ich Dich als die Erste sehen, die sich über meine Braut in Schmähungen ergeht! Ich will es auf Rechnung Deines überreizten Zustandes schreiben, aber die Erinnerung daran wird, so lange ich lebe, ein häßliches Bild in mir erwecken!"

Unfreundlich und eiskalt wollte er ihr den Rücken kehren und gehen, aber Bertha's dazwischenfallende Erwiderung hielt ihn wieder auf.

„Onkel!" rief sie mit großer Bewegung, „gehen wir um's Himmels willen nicht so auseinander! Ich rede nicht, um Dich zu verletzen. Nimm mir die Offenheit nicht übel, weil Niemand in Deiner Umgebung den Muth hat, gegen Dich offen zu sein. Ein Schrei der Verwunderung wird durch die ganze Stadt gehen, wenn Deine Heirath mit einer allgemein bekannten Modeheldin kund werden wird, aber er wird zu Deinen Ohren nicht kommen! Marie mag immerhin besser sein, als ihr Ruf, aber ein Mann von Deiner Denkungsart sollte stutzig werden, wenn die Ansichten der Menschen über seine Braut so ungetheilt sind! Ich rede, weil ich Dir nahe stehe und Dich kenne!"

„Du kennst mich nicht!" gab Solm aufbrausend zur Antwort, „wenn Du mir derlei Dinge ungestraft sagen zu können glaubst! Ich verbitte mir jedes Wort darüber! Ich weiß für mein Glück selbst zu sorgen und kann die Rathschläge eines halbreifen Mädchens vollständig entbehren! Für Deine Offenheit mag sich ein Anderer bei Dir bedanken!"

Seine Blicke blieben auf Bertha feindselig gerichtet, denn obwohl er nur das Echo verleumderischer Stadtgerüchte zu

vernehmen glaubte, so mußte sich doch sein Zorn gegen Diejenige kehren, welche es ihm so schonungslos zu Ohren brachte.

Bertha aber, von ihrer leidenschaftlichen Ueberzeugung fortgerissen, berechnete die Wirkung ihrer Worte gar nicht. Die Verlobung ihres Onkels war in ihren Augen eine so monströse Thatsache, daß sie sich von dem Taumel der Ueberraschung noch immer nicht frei fühlte.

„Man sollte allerdings meinen," antwortete sie, „Fräulein Marie Rosenstern sei in sich gegangen und habe sich gebessert, da sie an einem Manne, wie Du, Geschmack gefunden. Es ist allbekannt, daß sie sich von jeher nur zu reichen Gecken hingezogen fühlte. Man sollte allerdings meinen, daß ein solcher Mann wie Du den ganzen Schwarm glänzender Hohlköpfe auszustechen vermöge und auch Fräulein von Rosenstern, von ihren bisherigen Bekanntschaften angeekelt, Charakter, Gemüth und überhaupt persönlichen Werth zu schätzen anfange. Die Welt wird freilich an ihre Bekehrung und die Erwärmung ihres Herzens nicht glauben —"

„Kurz," erwiderte Solm erbleichend, ohne seine vorige Heftigkeit, mit zaghafter, unsicherer Stimme, „Du willst sagen, daß mich Marie aus Interesse heirathet, oder mit anderen Worten, daß mir nur mein Reichthum eine Frau verschaffen kann —"

Die Stimme ging ihm aus, sein Zorn war verschwunden, eine unendliche Melancholie bewältigte ihn. Das ihm angeborene Mißtrauen gegen sich selbst, seine eigenen Zweifel, die er selbst mühsam unterdrückt hatte, waren aus der Betäubung erwacht. Es war derselbe Zustand, an welchem sein Gemüth in Karlsbad und später krank gelegen, mit dem ungünstigen Unterschiede, daß er nicht mehr ehrenhaft zurücktreten konnte. Die heftigsten Invectiven gegen Marie hätten seinen Muth, sie zu vertheidigen, gesteigert, aber gegen die leiseste Andeutung, daß er in seinem Alter nicht mehr geliebt werden könne, hatte er keinen Einwand, keinen Widerspruch vorräthig und ließ es wehrlos geschehen, daß man seine Eigenliebe mit Füßen trete.

Bertha hatte nichts erwidert, sondern ein Papierschnitzel ergriffen und daran verlegen gezupft. Diese stumme Antwort

hatte für Solm einen schrecklichen Sinn. Aus dem Goldschimmer der Selbsttäuschung trat plötzlich die Erkenntniß gespenstig hervor. Es schien ihm unwiderleglich, daß er ein Opfer der Dankbarkeit für Liebe genommen. Ohne ein Wort zu verlieren oder vorbringen zu können, schlich der Unglückliche zur Thüre hinaus und wünschte ja nicht in diesem Augenblicke seiner Braut zu begegnen.

Da kam ihm Marie in den Wurf. Sie sah seine verstörten Züge und rief:

„Du hast gewiß wegen mir einen großen Verdruß mit Bertha gehabt! Hättest Du mir gefolgt und geschwiegen!" Sie umarmte ihn.

„Ich werde Dir Alles erzählen," gab Solm zur Antwort, während er sich aus ihren Armen losrang. „Nicht heute — erst morgen —"

„Erzähle nichts!" erwiderte Marie mit hoher Ruhe. „Ich weiß, ich errathe Alles! Ich bin an ungerechte Anfeindungen, an verleumderische Angriffe längst gewöhnt, und sie durchbrechen den Panzer nicht mehr, den ich angelegt habe. Ich verzeihe — ich verzeihe weit mehr." —

Da kam Herr von Rosenstern heran. Solm hatte noch so viel Zeit, um Marie zuzuflüstern:

„Laß dem Vater nichts merken!"

Dieser war vom Gerichte zurückgekehrt, wo sein Auftreten eine günstige Wirkung für Zadera gehabt hatte. Der Angeklagte war von dem schweren Verdacht gereinigt, welcher ihm zum mindesten eine längere Untersuchungshaft zugezogen hätte. Er hatte dem Befreier der Unschuld, wie er den Rentier nannte, gerührt beide Hände geküßt.

Herr von Rosenstern erzählte die Geschichte mit viel Humor auf das Umständlichste, und indem er sich über seine rettende That zu freuen schien, jauchzte er, daß er sich selbst aus einer peinlichen Verlegenheit herausgeholfen.

Auf der Rückfahrt nach Prag war Solm sehr einsilbig. Die zärtlichsten, liebevollsten Worte seiner Braut brachten keine Wirkung auf ihn hervor. Als er zu Hause auf seiner einsamen Stube angelangt war, rief er, die Hände ringend:

„Sie bringt ein großes Opfer, das ist klar! Aber kann ich es annehmen, weil sie es so zart, so heiter, so freudig bringt?"

Fünftes Kapitel.

Die unsichtbare Hand.

Solm's Innere war und blieb gespalten. Der Dualismus, der zwar schon früher bestanden, klaffte offener als jemals in ihm. Es war die Leidenschaft, die fortan die Bedingung seines Glücks geworden, und das vernichtende Bewußtsein, den Gegenstand seiner Liebe wohl besitzen, doch denselben niemals mitentzünden, demselben sein Feuer niemals mittheilen zu können! Bertha war somit nur der zufällige Anlaß, der den inneren Kampf nach kurzer Waffenruhe zum höchsten Ausbruch brachte, denn die Ursache lag in Solm's Wesen selbst, war ihm angeboren. In einem exaltirten Zustande war es ihm gelungen, die tiefe innere Kluft vorübergehend zusammenzuziehen und zu schließen, so lange ihm der Druck einer außerordentlichen Lage eine verzweiflungsvolle Energie verliehen; als aber die gewaltsame Einwirkung nachgelassen hatte, öffnete sich die Kluft wieder und gähnte plötzlich hinter ihm, ohne daß er wieder umkehren konnte. Statt sich über den glücklichen Besitz seiner Braut zu freuen, quälte er sich in schmerzlicher Selbstaufreibung ab.

Marie bemerkte wohl, daß ein geheimer Kummer an ihrem Bräutigam seit der Verlobung in Tiboretz zehre, aber sie erkannte die Natur des Uebels nicht, sondern hielt den Zustand für eine Nachwirkung seines Zerwürfnisses mit Bertha und glaubte, daß Solm sich so schwer von seiner Nichte trenne. Es schien ihr zugleich wahrscheinlich, daß dieses oder jenes eingeflüsterte Bedenken gegen die Wahl seiner künftigen Gattin in ihm Wurzel geschlagen und emporzuschießen beginne. Sie

war anfangs in hohem Grade darüber beunruhigt und die Sache hatte ihr viel nachzudenken gegeben. Als aber die Anstalten zur Hochzeit auf Solm's Antrieb von Tag zu Tag Fortschritte machten und die Verlobungskarten in alle Welt verstreut waren, war sie von ihren Besorgnissen befreit, welche jedoch, als Frucht, ein neues Resultat in ihr zurückließen.

Sie gab Horsky im Stillen auf und zog ihr Versprechen, ihn zu beschützen, zurück, da sie, wie sie jetzt sah, die Beschützerrolle voreilig und ohne Kenntniß der Verhältnisse übernommen hatte. Horsky's Candidatur erschien ihr hoffnungslos, sie beschloß, den Boden zu sondiren, inwiefern sich sein glücklicher Rival unterstützen ließe. Statt sich in einem nutzlosen Kampfe, in welchem sie selbst verwundet werden konnte, abzumühen, zog sie vor, es zu versuchen, die Feindin in eine Alliirte zu verwandeln, dienstbar oder doch unschädlich zu machen.

Sie unterließ es auch nicht, sobald der neue Plan feststand, Horsky auf den Umschlag vorzubereiten.

„Ich bin über Bertha wahrhaft erstaunt," sagte Horsky, als das nächste Mal auf diese Angelegenheit die Rede kam. „Ich habe ihr zwar immer im Affect, in der Aufwallung eine heftige Kraft zugetraut, aber diese unbewegliche Entschiedenheit ist höchst verhängnißvoll. Was meint die große Herzenskennerin dazu?"

Marie sah ihn groß an, der Titel mißfiel ihr gänzlich. Doch hielt sie es für gut, es ungerügt hingehen zu lassen.

„Was ich meine?" erwiderte sie nach einigem Besinnen. „Ich bin sehr entmuthigt!"

„Wie!" rief Horsky erschrocken aus. „Sie wollen Ihre Hand von mir zurückziehen?"

„Das hab' ich nicht gesagt," sprach Marie. „Ich will mein Möglichstes thun, jedoch Sie müssen selbst einsehen, wie schwer es mir wird, mir Eingriffe in Solm's Familie zu erlauben, bevor meine eigene Stellung fest genug ist."

Sie sagte es kühl, es stach mindestens gegen ihren früheren Vermittlungseifer äußerst stark ab. Horsky schied von ihr, entrüstet über den Undank, der sich zeigte. Ihr war es gleichgültig, wie überhaupt alle hier erzählten Begegnisse keinen trüben Eindruck auf sie hervorbrachten, seit ihr eine glänzende

Partie gesichert war. Auch ihr Vater erfreute sich wieder der behaglichsten Stimmung.

Als Beide einmal gegen Abend, Marie am Arm ihres Vaters, nach ihrer Wohnung, die, wie wir wissen, auf dem Graben lag, zugingen, kam ihnen unfern vom Theater eine Persönlichkeit entgegen, welche ihre Aufmerksamkeit schon von Weitem alarmirte.

Es war ein junger Mann, der ungefähr die Mitte der Zwanzig überschritten hatte, eine eigentlich höchst gewöhnliche Erscheinung, wenn man die plumpe, ordinäre Physiognomie und die hagere, eckige Gestalt allein betrachtete, dennoch aber das Interesse herausfordernd, da er sich durch irgend etwas in der Tracht, die sehr elegant, durch den Gang, der eigenthümlich schlendernd und eigentlich schlafwandlerisch war, endlich durch den Gesichtsausdruck, der die größte Blasirtheit ausdrückte, von allen Modelöwen, unter die er sich offenbar zählte, unterschied. Hoch auf der breitrückigen, gequetschten Nase saß der Zwicker am schwarzen Bande und markirte die grenzenlose, die absolute Verachtung der ganzen Außenwelt auf's Grellste. Die ganze Erscheinung aber verrieth die klar bewußte Absicht, das ursprünglich Ordinäre und Uninteressante, das in ihr war, durch das Auffallende zu ersetzen und den unschönen Gesichtszügen den geistigen Stempel der merkwürdigsten psychologischen Processe aufzudrücken...

Wie auf ein gegebenes Zeichen stießen sich plötzlich Vater und Tochter an, als diese anspruchsvolle Persönlichkeit herankam, und — ohne daß man wußte, ob sie einen der Begegnenden bemerke oder zu bemerken wünsche — mit einer weltvergessenden Ruhe vorüberschreiten wollte.

„Mein Gott!" rief plötzlich Herr von Rosenstern stillhaltend und, um zu grüßen, unwillkürlich an den Hut greifend.

Dies bemerkend blieb der Fremde, jedoch ohne die geringste Uebereilung, stehen, wie Einer, der noch zweifelhaft, ob die Anrede ihm oder einem Andern gelte.

„Sie sind es!" rief Herr von Rosenstern mit lebhafter Freude. „Erkennen Sie uns nicht mehr, liebster Karpikoff?"

„Ich bin wirklich in Verlegenheit," erwiderte der Angeredete mit der tiefsten Verbeugung — „ein Zustand, in den

ich oft gerathe und der demjenigen zu verzeihen ist, dessen Leben ein Flug ohne Aufenthalt ist. Ich bin gewiß, daß ich die Ehre gehabt habe, Sie schon einmal zu sehen, vielleicht gar eine Einladung erhalten zu haben — aber —"

„Wir waren ja," rief Herr von Rosenstern, „vor drei Monaten in Karlsbad zusammen und —"

„Genug, genug, mehr als genug!" rief Karpikoff, indem sich plötzlich seine ganze wilde Lebhaftigkeit entfesselte. „Herr von Rosenstern, — Fräulein Marie von Rosenstern —"

Er schüttelte dem Vater auf's Innigste die Hand, während er Marie mit Complimenten und Entschuldigungen überhäufte...

„Wir haben Ihrer oft gedacht," sprach Herr von Rosenstern. „Besonders hat der tragische Schluß, der Ihren Aufenthalt und unsere Bekanntschaft abbrach, unser Gespräch gar oft auf Sie gelenkt. Doch sagen Sie einmal: wie ist es zugegangen — Levini schien so wohl, so heiter —"

„Sein Geist war heiter und stark," erwiderte Karpikoff ernst und gemessen, „aber der Leib war nicht dazu angethan, einen ungestümen Genius zu beherbergen... Ich habe ihn oft gewarnt, und oft hat ihn unsere edle Freundin, die Fürstin Schumuloff, mit Thränen gebeten! Nun, ihm ist wohl — aber wie ist mir?... Als ich neulich in Dresden bei dem russischen Gesandten eine seiner Compositionen spielte — es war eine seiner letzten — von Todesahnungen durchweht — wurden mir die Augen feucht, ich habe den ganzen Abend hindurch meine Laune nicht wieder gefunden — —"

„Ein Ihnen so nahe stehender Freund —" bemerkte Marie, „mit Ihnen durch so viel gemeinsame Erlebnisse verknüpft! —"

„Er war ein Künstler im vollsten Sinne des Wortes!" rief Herr von Rosenstern. „Wir waren sehr bestürzt, als wir es erfuhren! Trotz aller Erkundigungen konnten wir in Karlsbad nicht erfahren, ob er in aller Stille beerdigt oder ob die Leiche auswärts geschafft worden. Die Badebewohner leugnen so hartnäckig alle Todesfälle, besonders die plötzlichen—"

„Ganz richtig!" versetzte Karpikoff, lebhaft zustimmend, „besonders die plötzlichen! Kaum war die Leiche einbalsamirt, als ich sie ohne Aufsehen nach Rußland expedirte, wo sie auf

Wunsch der Fürstin in deren Gruft beigesetzt wurde. Dort ruht er — der Sohn des Südens, wo nur die Birke säuselt — Verzeihen Sie, ich werde immer, wenn ich auf diesen Todesfall zurückdenke, so bewegt. — Ich komme soeben von Petersburg. Ich habe die Absicht, mich in Paris niederzulassen. Ich habe in Rußland eine Verbindung, von der mir die Discretion zu reden verbietet, gewaltsam gelöst, wie Rinaldo mit Armida gethan — und es steht mir nichts mehr im Wege. Was giebt es hier Neues?"

„Das Neueste," erwiderte Herr von Rosenstern mit freudigem Vaterstolz, „daß meine Tochter Braut ist. Ihren Bräutigam, den hiesigen Großhändler Solm, werden Sie schwerlich kennen —"

„Ich gratulire, ich gratulire!" rief Karpikoff.

„Sie scheinen," sprach Marie, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, „inzwischen auf Ihren Lorbeeren ausgeruht zu haben, denn welche Zeitung ich auch in die Hand genommen, nirgends habe ich Ihren Namen gelesen."

„Ich müßte vom Gegentheil überrascht sein," rief Karpikoff. „Aus den russischen Blättern wird hier nichts abgedruckt, und die Welt weiß nicht, was im großen nordischen Reiche vorgeht. Auch das ist ein Grund, warum ich nach Paris übersiedle. Was in Paris geschieht, das giebt den Ton an. Das wiederhallt allenthalben. Der Künstler braucht eine Stadt, wo tausend Federn das Publikum tagtäglich über ihn unterrichten und womöglich sagen, von welcher Farbe er seine Cravatte trägt, wie er geschlafen. Die Zeiten sind vorüber, wo Haydn bescheiden sein durfte!"

„Sehr wahr!" rief Herr von Rosenstern, „Wollen Sie uns nicht während Ihrer Anwesenheit in Prag einen Abend schenken? Ich denke noch immer mit großem Entzücken —"

„Ich bedaure von Herzen!" erwiderte Karpikoff. „Meine Abreise erfolgt noch heute. Ich hoffe, daß uns früher oder später noch ein guter Stern zusammenführt!"

Als sie auseinander gegangen waren, sagte der Vater zu seiner Tochter:

„Künstler sind doch beneidenswerthe Geschöpfe!"

„Ja wohl!" sagte Marie, „die haben das große Loos in der Lotterie des Leben gezogen!"

„Karpikoff ist nicht schön," begann Rosenstern wieder, „aber im Gespräch von hinreißender Genialität. Alles geht hoch bei ihm, auf Flügeln, über den Wolken! Jedes seiner Worte strotzt von Phantasie!"

„Es ist wahr," gab Marie zur Antwort. „Er ist nicht uninteressant. Er ist auch anders, als die Musiker, die ich hier kenne. Musiker sind selten, was man geistreich nennt. Ich finde auch, daß, je mehr Esprit sie haben, desto geringer ihr schöpferisches Talent ist. So ist es wohl hier auch der Fall. Der, wortarme Levini war ein bedeutender Tondichter, wie ich höre dagegen spricht der geistreiche Karpikoff niemals von seinen Compositionen."

„Doch muß er auch componiren," sagte Rosenstern, „und eine große Reputation haben. Erinnere Dich, wie er das Motiv zur großen Festouvertüre hinwarf... Wie geistesabwesend! Es bleibt mir immer merkwürdig, daß ich das Produciren eines Künstlers einmal unmittelbar belauscht habe."

Als sie nach Hause gekommen waren, setzte sich Marie an's Clavier und sang, während ihr Vater in süßer Ruhe Zeitungen las und sich an humoristischen Flugblättern, die er besonders liebte, ergötzte, bis das Dunkel eintrat.

Als das Dienstmädchen die Lichter gebracht hatte, legte sie Herrn von Rosenstern einen Brief auf den Tisch hin, den dieser zu lesen aufschob, bis er mit einem unterbrochenen Artikel zu Ende gekommen. In bester Laune griff er endlich nach ihm und bemerkte, ehe er ihn öffnete, daß derselbe keinen Poststempel trug, und, als er ihn erbrochen und nach der Unterschrift gesehen, daß er anonym war. Der Inhalt lautete wörtlich also:

„Verehrter Herr!

„Sie sind vor einigen Tagen für einen Unschuldigen vor Gericht aufgetreten und haben ihn von dem schweren Verdacht, den zufällige Umstände auf ihn geworfen, befreit. Die That war muthig, wenn man bedenkt, daß Sie selbst dabei kein reines Gewissen hatten. Aus dem Sachverhalt, wie ich ihn kenne, geht ohne allen Zweifel hervor, daß Sie selbst das Bild von der Wand herabgenommen und bei Seite geschafft haben, denn wem auf der Welt kann an einer alten Photo-

graphie etwas liegen, als demjenigen, welcher für sich oder die Seinigen fürchtet, durch sie compromittirt zu werden! Ich fordere Sie dringend auf, das Bild nicht zu vernichten, sondern aufzubewahren, bis der Besitzer desselben, dem es theuer ist, eintrifft, dasselbe in Empfang zu nehmen. Ich glaube mit aller Gewißheit annehmen zu dürfen, daß Ihre Tochter nichts von der ganzen Sache weiß. Ist es der Fall, so verbiete ich Ihnen, ihr ein Wort darüber zu sagen. Unter allen Umständen verlange ich von Ihnen, indem ich mir die Begründung meines Verlangens vorbehalte, daß Sie Mittel und Wege finden, die projectirte Heirath Ihrer Tochter mit dem Kaufmann Solm zu hintertreiben. Die Nichtbefolgung meines Rathes würden Sie mit bitterer Reue büßen. Es ist möglich, daß ich in wenigen Tagen, vielleicht erst zu Neujahr, vielleicht erst in einem halben Jahre bei Ihnen eintreffe; da ich aber gewiß komme, lassen Sie sich durch meine lange Abwesenheit in keinem Falle verführen, den gebieterischen Rathschlägen dieses Briefes ungehorsam zu werden!"

* * *

Herr von Rosenstern lag wie vernichtet da, als er mit der Lesung dieses seltsamen Schreibens, zu welcher er mehrere Erholungspausen nöthig gehabt, fertig geworden war. Seine Tochter, welche unweit von ihm noch immer sang und spielte, hatte von dem schrecklichen Zustande, in welchem der Vater ihretwegen war, keine Ahnung.

Herr von Rosenstern wäre am liebsten mit einem Schrei des Entsetzens aufgesprungen und hätte seiner Tochter Alles vor die Augen gelegt, aber das Verbot des geheimnißvollen Briefschreibers sperrte ihm den Mund. Als er endlich des Nachdenkens und der Combination fähig war, suchte er den Sinn zu deuten, die möglichen Folgen zu berechnen, den Verfasser zu errathen. Bald wollte er es für eine Mystification halten, oder wenigstens für einen der leeren Drohbriefe, an welchen die boshafte Absicht das einzige Reelle ist. Bald verfiel er in die entgegengesetzte Auffassung und glaubte im Finstern von unbekannter Hand mit einem Todschlage bedroht zu sein. Der Schrecken behielt die Oberhand. Er

hätte vielleicht über das Ganze gelacht, wenn der fatale Eingang, wo von dem Bilde gesprochen wurde, nicht gewesen wäre; diese Stelle aber war nicht aus der Luft gegriffen, sondern thatsächlich begründet; es war, als wenn ein heimtückischer Dämon ihn an dem Tage zu Tiboretz belauscht und alle seine Schritte verfolgt hätte, um dann seine geheimsten Gedanken an irgend einen Feind zu verrathen.

Wie er sich auch quälte und nachdachte, er vermochte keinen Faden zu finden, der ihn aus dem finstern Labyrinthe des Geheimnisses hinausgeführt hätte. Ihm war zu Muthe, wie wenn er ein Räthsel jener griechischen Sphinx lösen solle und mit dem Tode bestraft werde, wenn die Lösung mißlänge.

Endlich stockten alle seine Gedanken, sein Gehirn war schwer und leblos wie Blei geworden, nur in seinen Nerven lief eine abergläubische Angst auf und nieder.

„Schläfst Du?" fragte Marie harmlos, als sie vom Clavier aufgestanden war und den Vater mit geschlossenen Augen daliegen sah.

„Ein bischen," gab der Vater leise zur Antwort. „Ich bekomme einen heftigen Kopfschmerz —"

„So plötzlich?" sprach Marie, ihn scharf ansehend, indem sie das Licht dicht an sein Gesicht hielt. „Du siehst in der That angegriffen aus."

Herr von Rosenstern gab keine Antwort. Die Versuchung, zu reden, seiner Tochter Alles zu gestehen, wollte sich mit Gewalt Bahn brechen, er hatte bereits den Entschluß dazu gefaßt, sich aufgerichtet und halb den Mund geöffnet — da legte er sich wieder zurück und schwieg. Die Erinnerung an die Stelle des Briefes: „Ich verbiete Ihnen, ein Wort Ihrer Tochter zu sagen," trug den Sieg davon; es war ihm, wie wenn der schreckliche Unbekannte herangetreten wäre und ihm den Befehl neuerdings in die Ohren geraunt hätte.

„Ich will Dich mit meinem Spiel nicht mehr plagen," sagte Marie. „Hoffentlich ist bis morgen Alles wieder vorüber. Lege Dich recht bald schlafen."

„Ja, Kind!" erwiderte der Vater, indem er sich über die kalte Stirne hinfuhr.

Sechstes Kapitel.

Unter bösen Zeichen.

Am nächsten Tage benutzte Solm den wunderschönen Morgen, um seine Braut und ihren Vater zu einer Spazierfahrt abzuholen. Er war in sehr guter Stimmung, und diese erhöhte sich noch durch Mariens liebenswürdige Laune. Der arme Vater nur trug die Spuren der inneren Verwüstung auf dem Gesichte, und seine Kopfschmerzen mußten noch immer als Vorwand hinhalten, daß seine Schweigsamkeit nicht auffalle. Dennoch ließ er sich von Solm überreden, mitzugehen.

Sie fuhren nach Rostock, so heißt ein Dorf zwei Stunden von Prag, zwischen Anhöhen gelegen.

Es war einer jener Herbsttage von milder Schönheit, die es darauf abgesehen zu haben scheinen, das Gemüth melancholisch zu machen, indem sie die Erde noch ein letztes Mal in ihrem ganzen farbigen Schmuck zeigen. Die Felder sind gelb und kahl, die Wälder haben die buntesten Farben, das Vieh ist in den Ställen, hier und da aus der Entfernung hört man das traurige Herbstlied — den Dreitact der Dreschflegel auf den Tennen. Die Blumen sind fort und Blätter wollen roth geschmückt als Blumen gelten. Marienfäden mit Thau getränkt blitzen über den Stoppeln, hier und da fliegt, wie verlassen und von seinen Kameraden vergessen, ein Vogel auf, der Busch will ihn nicht mehr verbergen. In solchen Tagen blickt der Mensch gern auf das Jahr und Alles, was es brachte, zurück, zieht die Summe des Guten und Bösen, freut sich, daß er wieder einen Frühling und Sommer erlebt, und rechnet nach, wie viel ihm noch bleiben. Es liegt ein melancholischer Reiz in diesen Tagen, den keine andere Jahreszeit kennt.

Der Wagen hatte nicht weit von der Eisenbahnstation gehalten. Dort angekommen, schlugen unsere Freunde zu Fuß

die Richtung gegen die auf der Anhöhe gelegenen Gärten und Landhäuser ein. Während Marie schäkerte und lachte, Solm sich sogar zu Scherzen hingerissen fühlte, hinkte Herr von Rosenstern immer einige Schritte hinterher, noch gequält von düsteren Sorgen.

Sie kamen an einen schmalen, zu beiden Seiten mit Hecken eingeschlossenen Hohlweg. Marie ging voran, als ihr plötzlich, fast schon am Ausweg, die Bahn gesperrt wurde.

Es saß da ein Weib von ungefähr fünfzig Jahren, das halb wie eine Zigeunerin, halb wie eine Vagabundin aussah. Sie hatte ein rothes Tuch um den Kopf gewickelt, das schwarze Haar hing unordentlich um ein gelbes, hageres, runzeliges Gesicht, die zerlumpten Röcke hingen eng um den Leib herunter. Neben ihr stand ein kleines hübsches, aber schmutzig aussehendes Mädchen.

„Ich will Ihnen prophezeien," rief die Zigeunerin auf Böhmisch, indem sie die Hand ausstreckte, um Marie festzuhalten. „Lassen Sie sich wahrsagen, mein schönes Fräulein —"

„Das kann ich mindestens so gut, wie Ihr!" rief Marie lachend. „Macht Platz und laßt mich vorüber!"

„Ich lasse Sie nicht vorüber, gnädiges Fräulein, ich will zuerst Geld von Ihnen sehen! Sie können über mich hinwegspringen, aber das rathe ich Ihnen nicht!"

„Ich bin nicht abergläubisch!" rief Marie und kletterte am Rande des Hohlwegs hinan, um vorüberzukommen. Das Weib verhinderte es mit einer Handbewegung und sagte zu Solm:

„Lassen Sie das Fräulein nicht so vorüber! Es wird ihr das größte Unglück bringen!"

„Unverschämten Bettlern geb' ich nichts!" rief Marie ungeduldig. „Will mich so einer zwingen, ihm etwas zu geben, kriegt er gewiß nichts von mir. Habt Ihr's gehört?"

„Was?" rief die Alte mit zornfunkelnden Augen, die recht unheimlich aus dem gelben, faltenreichen Knochengesicht hervorstachen. „Sie wollen mir nichts schenken? Sie wollen nicht, daß ich Ihnen die Zukunft vorhersage? Was geben Sie mir, wenn ich sie Ihnen *nicht* sage?"

Diese Wendung machte auf Marie Rosenstern einen sonder-

baren Eindruck, der Betroffenheit und ein mit Besorgniß gemischtes Nachdenken auf ihrem Gesichte abspiegelte.

„Ihr droht mir?" sagte sie langsam. „Was hätte ich zu fürchten, als vielleicht Eure bösen Wünsche? Ueber die lache ich!"

„Sagen Sie das nicht, schönes Fräulein," erwiderte die Alte. „Hohe und vornehme Frauen, vornehmere als Sie, haben ebenso gesprochen, aber sie haben doch am Ende das Lachen bereut. Große Herren, welche mich für eine Närrin und Betrügerin hielten, haben sich aus Muthwillen und Zeitvertreib von mir wahrsagen lassen und sind zuletzt mit bedenklichen Gesichtern und übelgelaunt weggezogen. Ich glaube nicht, daß Sie so muthwillig und stolz, wie ich Sie jetzt sehe, von mir fortgehen, wenn ich Ihnen prophezeit habe!"

„Teufel! daß ist ein unheimliches Weib!" flüsterte Rosenstern beunruhigt.

„Die Alte hat Praxis!" sagte Solm lachend zu seinem Schwiegervater. „Die versteht es, die Widerspenstigen anzulocken!"

Herr von Rosenstern ward mäuschenstill. Seine Tochter hatte sich indessen besonnen und sagte herausfordernd zu dem Weibe:

„Zeigt also Eure Kunst an mir! Ihr könntet, wenn ich so fortginge, sonst eine zu geringe Meinung von mir und eine zu hohe von Euch bekommen. Wahrhaft, und haltet nichts zurück! Seht, daß ich Muth habe!"

Lachend machte sie einen Satz über die dasitzende Alte hinweg, welche kopfschüttelnd die Augen auf die beiden Herren heftete, um sie gleichsam als Zeugen des Frevels anzurufen.

Solm lachte helllaut über Mariens Uebermuth, während der Vater den Spaß mißbilligte. Es war nicht Aberglaube von ihm, aber etwas Aehnliches, eine nervenschwache Angst, Furcht, das Schicksal zu necken, das ohnehin gereizt genug dastand und schon mit unsichtbarer Hand ihn und sein Kind gepackt zu haben schien.

„Geben Sie mir die Hand," sprach die Alte, die sich erhoben hatte.

„Da!" rief Marie, ihre weiße Hand gleichsam hinwerfend,

während sich der Vater vordrängte und in einem unverkennbar klagenden Tone ernstlich abmahnend sagte: „Laß diese Albernheiten, Du weißt, ich kann sie nicht leiden!"

„Was ist daran gelegen!" warf Solm verächtlich hin. —

Die Zigeunerin hatte inzwischen die Linien der ihr dargebotenen Hand studirt und sich mit Prophetenwürde aufgerichtet, während ihre schwarzen, durchbohrenden Augen auf Mariens Augen fest und unbeweglich ruhten, als wolle sie das Mädchen mit ihren Hexenblicken beeinflussen und ihren Unglauben überwinden.

„Sie haben", begann die Alte unter allgemeiner Stille, „eine sehr stolze Sinnesart und ein mißvergnügtes Gemüth. Alle Ihre Gedanken sind hoch hinaufgerichtet, Sie werden aber, wenn Sie auch noch so hoch hinaufkommen, dennoch immer höher hinauf wollen. Sie haben dadurch schon oft Ihr wahres Glück mit Füßen getreten, aber sich niemals eine gute Lehre daraus gezogen. Daran liegt aber nicht viel, denn dieser lange Strich auf Ihrer Hand, der über Ihre Geburts-, Ihre Charakter- und Ihre Glückslinie hindurchläuft, deutet an, daß Sie zu dem niemals kommen werden, worauf Sie seit Ihrer Jugend sinnen. An Ihrer Hand ist Alles schon so fest bestimmt, daß sich nichts ändern läßt, wie Sie es auch anfangen. Wie Sie früher über mich, trotz meiner Abmahnung, weggesprungen sind,. so haben Sie sich schon oft im Leben über viele Dinge, der Welt zum Trotz, hinweggesetzt. Sie haben es eigentlich immer straflos gethan, und können noch immer die keckſten Sprünge wagen, bis Sie an der bestimmten Stelle am Graben anlangen — dann ist es aus!"

Die Alte guckte wieder tief in die Handfläche hinein, während Marie, von manchem Körnlein Wahrheit, das in diesen Allgemeinheiten lag, unberührt, mit Uebermuth erwiderte:

„Ihr sagt, am Graben sei es mit mir aus. Ihr seid eine wirkliche Prophetin! Zu Prag am Graben wohne ich schon seit fünf Jahren und werde in wenigen Tagen auf den Altstädter Ring ziehen. So läßt sich in der That sagen: Am Graben ist es mit mir aus."

Solm nahm das Wortspiel freundlich auf, nicht so Herr von Rosenstern, welcher die Redensarten der Alten auf seine

Tochter gar wohl anwendbar fand und sogar mit einem gewissen peinlichen Interesse zugehört hatte.

„Marie," sagte er, halb unwillig, halb bittend, „laß es gut sein! Dieser Blödsinn ist wirklich nicht amüsant!"

„Das Fräulein macht sich über mich lustig!" rief die Alte mit einer Art von Mitleid. „Ich habe freilich gesagt: am Graben! Und es bleibt dabei. Sie werden n i c h t ausziehen und ich werde ihnen gleich sagen warum —"

„Das ist pikant!" unterbrach sie Marie spöttisch.

„Sie tragen sich nämlich," fuhr die Zigeunerin fort, „mit Gedanken an ein Mannsbild. Es ist zwar noch nicht sehr lange her, aber es scheint Ihnen großer Ernst mit der Sache zu sein. Sie schlagen die Hindernisse, die der Heirath entgegenstehen, sehr gering an, aber diese sind wahrhaft unüberwindlich."

„Ihr setzt mich in Schrecken!" rief Marie höhnisch. „Wird mein Vater um keinen Preis seine Einwilligung dazu geben? Wird er sich durch nichts erweichen lassen? Ich bin untröstlich —"

„Sie sind es nicht, die mich irre macht," sprach die Alte, den Kopf zurückwerfend. „Wenn Alles nach des Vaters Sinne ginge, stände Manches besser. Der Vater ist hier gar nicht im Spiele, der tritt in Ihren Linien nirgends vor und kann ebenso gut längst gestorben sein."

„Doch weiter!" rief Marie. „Ich möchte etwas über das Mannsbild hören, das ich im Kopfe umhertrage."

„Dieser Mann will Ihnen wohl," antwortete die Alte; „er liebt Sie, und vielleicht tiefer und aufrichtiger, als Sie ihn wieder lieben; aber Sie haben einen heimlichen Feind, vor dem Sie sich sehr zu hüten haben. Dieser schleicht Tag und Nacht um Ihr Haus und will Ihnen Fallstricke legen. Dieser Feind ist kein Fremder, darum ist er doppelt zu fürchten —"

„Und wird dieser Feind," fragte Herr von Rosenstern mit leicht erklärlicher und doch überraschender Theilnahme, „viel Böses stiften oder unverrichteter Sache abziehen?"

„Darauf finde ich in der Hand keine Antwort," versetzte die Zigeunerin, „ich sehe nur, daß es besser wäre, das Fräu-

lein würde sich das Mannsbild aus dem Kopfe schlagen. Aus der Heirath wird doch nichts werden können —"

„Der Mann," fiel Marie lachend ein, „wird mir wohl untreu werden und mich im Stiche lassen?"

„Sie beirren mich nicht!" erwiderte die Alte. „Im Gegentheil, das Mannsbild will Ihnen so wohl und wird Sie aufgeben müssen! Wenn es so weit kommt, wird er Ihretwegen viele Thränen vergießen — sehr viel, sehr viel Thränen!"

„Und wäre es nur, um Eurer Prophezeiung den Possen zu spielen," sprach Marie mit Verbissenheit, „so muß ich diesen Mann kriegen."

„Daraus wird nichts werden, meine Beste," erwiderte das Zigeunerweib mit einer ordinär verneinenden Handbewegung. „Denken Sie nicht daran — Sie werden als Jungfer sterben!"

„Da nehmt!" sagte Herr von Rosenstern, dem Weibe ein Silberstück in die Hand drückend. „Meine Tochter hat wirklich recht starke Nerven."

Lachend entfernte sich Marie von der hagern Pythia und machte über die Prophezeiungen, über deren Absurdität Solm mit ihr einer Meinung war, viele Scherze.

Nur Herr von Rosenstern vermochte sich auf diesen freigeistig-rationalistischen Standpunkt nicht zu erheben. Er mußte sich eingestehen, daß das Gaukelspiel einen tiefen Eindruck auf ihn hervorgebracht habe. In kritischen Lagen geschieht es nicht selten, daß selbst ein stärkerer Verstand, als der seinige war, umnebelt wird und sich auf das dunkle Gebiet der Ahnungen eines bangen Herzens verirrt. Es war nicht zu leugnen, daß die Wahrsagerin frappante Aussprüche kundgegeben, und der Rentier wußte nicht abzuwägen, in wie weit er etwa selber einen Sinn und eine tiefere Bedeutung hineingelegt hatte. Im Ganzen wünschte er, er wäre dem unheimlichen Weibe nie begegnet.

Während er, in diesen Gedanken verloren, weit hinten nachschlenderte, war Marie, die an Solm's Arme hing, in lebhafter Unterredung sorglos begriffen. Es war vom Hochzeitstage die Rede.

„Ich habe geglaubt," meinte Solm, „daß wir schon in den nächsten Wochen in den Ehestand treten können. So sehr ich

mich auch nach dem Augenblicke sehne, so machen es doch alle Verhältnisse wünschenswerth, daß wir es bis Neujahr aufschieben."

„Ei! ei!" rief Marie, unangenehm überrascht und höchst unzufrieden. „Die Verhältnisse will ich doch näher kennen, ehe ich mich hineinfüge."

„Ich kann Dir nicht erklären," gab Solm zur Antwort, „welche Lasten ein so umfangreiches Geschäft, wie das meinige, auf meine Schultern legt, Du mußt es mir auf's Wort glauben. Uebrigens ist es mein Wunsch, daß wir eine größere Hochzeitsreise machen. Dazu habe ich Zeit nöthig, und Zeit finde ich nicht, bevor der Jahresabschluß gemacht ist."

„Wir können die Reise verschieben," versetzte Marie rasch. „Dem ist leicht abzuhelfen!"

„Du drängst mich," sprach Solm lächelnd, „wie wenn Du wirklich der Zigeunerin zum Possen heirathen wolltest!"

„Das ist auch der Fall," sagte Marie scherzhaft. „Doch allen Spaß bei Seite! Ich bin eine gar ungeduldige und leidenschaftliche Person. Du ahnst es kaum! Ich bin eine erklärte Feindin aller provisorischen Zustände. Ich verstehe wohl zu warten und Geduld zu haben, wenn es der einzige Weg ist, um zu einem Ziele zu gelangen, wenn aber — Du verzeihst, daß ich ein triviales Bild gebrauche und wie eine Köchin rede — das Mahl gekocht ist, so soll es aufgetragen werden, weil es durch's Stehen nicht besser werden kann. Ich habe nun einmal nichts im Kopfe als den Gedanken, Deine Frau zu sein. Wäre Dir ein bischen Gleichgültigkeit lieber?"

„Du mißverstehst mich," sprach Solm, „wenn Du glaubst, daß der Aufschub mir recht ist. Ich betrachte ihn als einen Entsagungsact, den mir eine schwere Pflicht auferlegt. Ich wäre glücklich, schon morgen mit Dir zum Altar treten zu können."

„Ich wünsche nicht," versetzte Marie, „eine pomphafte, Aufsehen erregende Hochzeit zu halten, die große Vorbereitungen und Zurüstungen braucht und viel Zeit wegnimmt. Ich glaube sogar, daß eine stille, auf die nächsten Verwandten beschränkte Feier des Tages auch weit mehr nach Deinem Geschmacke ist. Warum sollten wir also bis Neujahr warten?"

„Dir zu Liebe," erwiderte Solm, die Hand seiner Braut warm drückend, „werde ich allen meinen Vorsätzen untreu! Ich will kein übereiltes Versprechen machen. Ich werde aber unter allen Umständen Sorge tragen, daß unsere Hochzeit in vier Wochen zu Stande kommt!"

„Das wäre recht schön," versetzte Marie lachend, „wenn es sich der Kalender gefallen ließe. Von heute in elf Tagen bricht die Adventszeit an. Dann muß jeder Bräutigam bis nach Neujahr warten, ob er einen Jahresabschluß zu machen hat oder nicht!"

„Richtig, richtig!" sagte Solm. „An den Advent habe ich nicht gedacht. Wir können aber nicht in gar so kurzer Zeit —"

„Und warum nicht?" fragte Marie. „Ich übernehme Alles. Die Hochzeit geht ganz still vor sich, Du verlierst eine halbe Stunde Zeit und nichts weiter. Uebrigens will ich Dir correspondiren und copiren und summiren helfen — Nicht wahr, es geht?"

Solm's Arm an sich pressend, hüpfte sie vor Freude hoch auf.

„Nun, in Gottes Namen!" sagte Solm, von dieser schmeichelhaften Ungeduld fortgerissen und elektrisirt.

Kaum hatte Marie ihrem Bräutigam diese Zustimmung abgedrungen, als sie sich von seinem Arm losriß und dem weit zurückgebliebenen Vater entgegeneilte.

„Vater!" rief sie auf's Freudigste. „In zehn Tagen ist unsere Hochzeit!"

Sie eilte spornstreichs wieder zu Solm zurück.

„Was wird der Anonymus dazu sagen?" Diese Frage drängte sich dem Vater auf und quälte ihn den ganzen Weg.

Siebentes Kapitel.

Bräutigam und Braut.

Hätte Herr von Rosenstern unmittelbar nach der Begegnung mit der Zigeunerin Gelegenheit gefunden, mit seiner Tochter allein zu sprechen, so hätte er auf der Stelle das ihn schwer drückende Schweigen gebrochen und die ganze Reihe räthselhafter Vorfälle seit der Entdeckung des Bildes im Schlosse zu Tiboretz zu ihrer Kenntniß gebracht. Bei der so nahe bevorstehenden Hochzeit hatte aber Marie so viele Wege zu machen, so viele Einkäufe zu besorgen, daß sie nur auf viertel und halbe Stunden Ruhe gewann und auch dann meist Fremdenbesuch bei sich hatte. Bei alledem war sie in der heitersten Laune, in einem Schwunge der Freude, welcher aus vollstem Herzen sprang und kaum einer Trübung fähig schien.

„Sie geht so wohlgemuth, so siegesheiter vorwärts," sagte Rosenstern zu sich, „der Himmel liegt so tiefblau, so klar vor ihr und sie bemerkt das Wetterleuchten gar nicht, das hinter ihr so stark aufflammt und ein um das andere Mal aufzuckt. Wenn sie sich zufällig umsieht, ist es jedesmal längst vorüber! Sollte ich nicht aufschreien und sie warnen, ehe das Ungewitter ausbricht? Ich glaube nicht, daß ich den Anzeichen eine übertriebene Bedeutung beilege... Ich bin allerdings durch die Schläge, die ich erfahren, sehr reizbar und nervös geworden, daß ich auffahre, wenn auch nur der Finger eines Eintretenden an meine Thüre klopft. Doch sei es, wie es immer sei! Ich wäre ein Feind an meinem und meiner Tochter Interesse, wenn ich länger schwiege..."

Zu diesem Entschlusse war er gekommen, kurz bevor Solm und Horsky, die er erwartete, bei ihm eingetroffen waren. Es war nämlich Tags vorher verabredet worden, daß am heutigen Nachmittage an die Abfassung des Ehecontracts ge-

schritten werden sollte. Ueberhaupt betrieb Solm die Anstalten zur Hochzeit mit nicht minderem Eifer, als seine Braut selbst. Eine heitere, kräftigende Aufregung trug ihn über alle Bedenklichkeit, die ihm sonst eigen war, hinweg, er sah nur auf's Ziel und kaum darüber hinaus. Der alte Zwiespalt in seinem Innern war nicht mehr vorhanden, der Jubel seiner Braut hatte ihn mitergriffen und den Dualismus in seinem Innern wieder versöhnt, die Kluft überbrückt. Mariens Besitz war fortan eine Nothwendigkeit für ihn und fast der einzige denkbare Zustand, unter dem weiter zu leben war. Es war natürlich, daß diese unbegrenzte, fieberische Liebe nach der Gelegenheit dürstete, sich in Thaten zu zeigen, und daß der Ehevertrag die nächste, die willkommenste Gelegenheit war. Solm erklärte seine Braut nicht nur zur Mitbesitzerin aller seiner beweglichen Habe, sondern gab ihr Tiboretz, welches sie so sehr liebte, ganz zu eigen. Marie hatte vergebens gesucht, einer so verschwenderischen Großmuth entgegenzutreten. Sie sank ihrem Bräutigam in stummer Rührung in die Arme und blieb an seiner Brust mit gesenktem Haupte liegen, während der Vater, auf's Tiefste bewegt, schnell an's Fenster eilte, um die hervorbrechenden Thränen heimlich zu trocknen. Kaum hatte er sich wieder umgewendet, als er auf Solm zustürzte, ihn küßte und mit Inbrunst umarmte, ohne sich mehr seiner Thränen, die neu zu rinnen begannen, zu schämen. Mit erstickter Stimme bat er ihn, Marie, sein einziges, sein geliebtes Kind glücklich zu machen und sprach in seiner Tochter Namen die heiligsten Vorsätze aus. Solm hielt das Tuch vor die Augen und nickte mit dem Kopfe, sonst unbeweglich und stumm, nur daß man von Zeit zu Zeit einen schwer hervorgeholten Athemzug und einen zurückgehaltenen, leisen Schmerzenslaut hörte.

Die Erschütterung, in welche ein freudiges Ereigniß versetzt, geht allemal bald in Fröhlichkeit über. Dies war auch hier der Fall. Man blieb bei Tische sitzen, und die Augen, die kurz zuvor so trübe waren, glänzten wieder bei heiterem Gespräche und perlendem Champagner.

Die Unterhaltung ging diesmal auf die Tage von Karlsbad über, wo das Ereigniß von heute seinen Ursprung hatte.

Solm kam auf das Entstehen und Wachsen seiner Liebe zu sprechen, ohne aus den nachfolgenden heimlichen Kämpfen ein Hehl zu machen. Bei diesen Reminiscenzen fiel es Marie ein, wie seltsam es doch sei, daß der sogenannte „menschenscheue Büreaukrat, der höchstens ein Magistrats-Beamter", der vom Schicksal ihr bestimmte Bräutigam gewesen. Ihr war wunderbar zu Muthe, aber sie äußerte, wie sich von selbst versteht, nichts laut darüber.

„Erinnern Sie sich, Herr Solm," sprach Horsky, „eines Gesprächs, das wir in Karlsbad geführt?"

„Wir haben so viel hin und her gesprochen —" meinte Solm.

„Ohne eine Ahnung von Ihrer heimlichen Leidenschaft zu haben," fuhr Horsky fort, „kam ich, ich weiß nicht mehr wie, auf Heirathen und Ehen zu sprechen —"

„Ja, ja," rief Solm lebhaft. „Sie ermuthigten mich, zu heirathen. Es hatte aber damals keine antreibende Gewalt auf mich. Sie machten mich verlegen und unglücklich. Verlegen, weil mein Herz von Ihrem Scharfblick ertappt zu sein glaubte, und unglücklich, weil ich an dem Besitz des geliebten Gegenstandes gänzlich verzweifelte."

„Wir kamen einige Tage später wieder auf dasselbe Gespräch," sagte Horsky. „Da war mir, als ob ich Sie zur Ehe geneigter gefunden hätte und Sie im Stillen einen Schritt vorwärts gegangen wären."

„Sie haben sich geirrt," rief Solm. „Ich erinnere mich genau. Es war in der ersten Zeit meiner Rückkehr nach Prag. Ich war damals vollkommen resignirt und hatte lange jede Begegnung mit Fräulein Marie von Rosenstern vermieden. So ist es, lieber Freund. Ich weiß noch alle Nebenumstände. Den Anlaß zum Gespräch gab — eine angetragene Adelstandserhebung."

„Dir ist der Adel angetragen worden?" fragte Marie mit regem Interesse.

„Es war einmal so obenhin die Rede davon," antwortete Solm mit Gleichgültigkeit.

„Und warum ist denn nichts daraus geworden?" fragte

Marie immer neugieriger, in einem Tone, dem deutlich ein Bedauern beigemischt war.

„Es hing nur von Herrn Solm ab, adelig zu werden," sagte Horsky. „Er selbst ist Schuld, daß nichts daraus geworden; es ergingen mehrere Male Winke an ihn, er hat keinen Schritt darnach gethan, ja ziemlich deutlich abgelehnt."

„Warum denn aber?" rief Marie. „Wenn man Dir den Titel ohne demüthigendes Nachsuchen entgegenbringt? Ein solcher Titel ist doch eine schöne Verzierung für jeden Namen!"

„Hm!" murmelte Solm mit stummem Lächeln.

„In einer so eiteln Zeit, wie die unserige," meinte Horsky, „gestehe ich, daß ich diese Auszeichnung nicht zurückweisen würde." Und er fuhr, da Marie ihm ermuthigende Winke mit den Augen zublinzelte, um ihr gefällig zu sein, noch weiter fort:

„Es läßt sich nicht leugnen, daß mein hochverehrter Freund Solm, der damals ein wirklicher Einsiedler war, seitdem in geselliger Beziehung Fortschritte gemacht hat, welche man beinahe kühne Sprünge nennen kann. Damals hatte er für seine Ablehnung Gründe, welche heute möglicherweise unstichhaltig geworden sein dürften. Für sich, schloß er damals seine Erwiderung, könne er den Adel nicht brauchen und Kinder habe er nicht. Ob diese Antwort heute noch gelte, wäre ich begierig zu erfahren."

„Ganz meine Ansicht," ließ sich Herr von Rosenstern vernehmen, der es für unmöglich hielt, daß Jemand das unbedingt verwerfen könne, was er selbst nach langjährigen Bemühungen und mit beträchtlichen Opfern erlangt hatte. „Denjenigen, deren Stellung eine fertige ist, kann der Adel wenig nützen, allein für Jene, die erst ihre Laufbahn antreten, ist er nicht selten ein wahrer Zauberschlüssel, der ihnen im Leben manche verschlossene Thüre öffnet."

„Als ich die von Horsky angeführte Antwort ertheilte," hob Solm an, „war sie ebenso gut wie jede andere, weil sie die Sache sofort abfertigte, denn Horsky hatte mir keinen Widerstand entgegengesetzt. Heute bin ich Ihnen eine tiefere Erklärung schuldig, denn ich muß vornehmlich meine künftige Frau, die sich für den Gegenstand so lebhaft interessirt, für

immer beruhigen. Haltet mich nicht für einen Aristokratenvertilger, ich gönne allen Leuten ihre Stammbäume, die blühenden und die verfaulenden, ebenso wie ich selber mein Standesbewußtsein und die Erinnerung an meinen Ursprung bewahren und bewahrt wissen will. Seit einem halben Jahrhundert hat sich das arbeitende und schaffende Bürgerthum zum Träger des modernen Lebens emporgeschwungen, ohne seine dominirende Stellung bis heute begriffen zu haben. Jene aber, denen es die Herrschaft abnehmen will, die Aristokraten, begreifen es desto besser und haben den neuen Adel, den sie so verschwenderisch austheilen, erfunden. Die Begier nach dieser Auszeichnung ist eine Verleugnung oder ein Mangel des bürgerlichen Selbstbewußtseins, und die alte Adelskaste und ihre Anhänger speculiren ganz richtig auf diese Schwäche — einerseits um ihre natürlichen Gegner in Alliirte zu verwandeln, anderseits um ein lebenskräftiges Element auf die Ruinen der alten Staatsordnung zu pflanzen und so das Zerbröckeln des morschen Baues hinzuhalten. Durch dies Herüberziehen drückt die Aristokratie die Männer ihrer eigenen Werke, die sie weder entbehren noch ersetzen kann, zu ihren Anhängseln herab und giebt ihnen als Entschädigung ein Privileg: auf die Masse, aus welcher sie hervorgegangen, stolz herunter zu sehen. Da aber fängt die Entartung an. Kaum haben sie die Atmosphäre ihres neuen Standes geathmet, als sie schon den Vollblutadel nachzuahmen oder — je nachdem — zu carikiren beginnen. Die bürgerlichen Tugenden gehen verloren und an ihre Stelle tritt ein glänzendes Flitterwerk, ein blendender Schein, ein fauler Schimmer. Dieser vergiftende Einfluß kommt an den Söhnen und Töchtern erst am klarsten zu Tage. An die erhabene Welt gewöhnt, welche wenig denkt und nichts thut als genießen, beschränken sie sich darauf, das Erbe ihres Vaters zu verzehren, und betrachten das Leben als einen Zeitvertreib im Salon, im Theater, im Bade. Mir schweben hundert Beispiele vor Augen, indem ich rede, und die Ausnahmen bestätigen diese Regel wie jede andere."

„Sollte aber nicht," ergriff Herr von Rosenstern, der sich selbst in diesem Spiegel gesehen, das Wort, „an dem allerdings nicht seltenen Verkommen der Kinder hoch emporgekommener

Väter auch eine andere Ursache die Hauptschuld tragen: der Mangel an Talent, welches sich nicht vererben läßt?"

„Talent," versetzte Solm, „läßt sich freilich nicht vererben, läßt sich auch nicht fordern, aber Fleiß und eine nützliche Thätigkeit gewiß. Wie oft kommt es vor, daß sogar die Väter, kaum in die kleine Aristokratie aufgenommen, schon den Geschmack an der Werkstätte, wo sie groß geworden, verlieren und sich in jenes Schlaraffenleben stürzen, welches man die große Welt nennt? Da tummeln sie sich ohne eine andere Bedeutung als die, welche ihnen ihre aufgeblasene Eitelkeit giebt, einige Jahre herum, sind Zeugen der Verirrungen, denen sich ihre Kinder hingeben, und kehren oft verarmt, immer enttäuscht, wenn es zu spät ist, wieder zurück."

„Es liegt viel Wahres in dem, was Sie sagen, Solm!" rief der neugeadelte Rentier, der sich von den Worten persönlich angegriffen fühlen mußte, wiewohl es in Solm's Absicht gar nicht lag, ihn zu verletzen, und eilte, nachdem er diese Banalität hingeworfen, unter einem Vorwande zur Thüre hinaus, um nicht bei dem schneidenden Gespräch als warnendes Beispiel gegenwärtig zu sein.

Das Thema hatte Solm in Eifer gebracht, und er fuhr gleich wieder fort:

„Nehmen wir ein naheliegendes Beispiel," sagte er. „Der junge Baron von Borr —"

Marie, welche inzwischen mit ihrer Broche gespielt hatte, zuckte zusammen. Die Broche fiel ihr aus der Hand. „Was giebt es?" fragte Solm überrascht.

„Sie haben sich gewiß gestochen," sagte Horsky fast gleichzeitig, indem er auf ihre Hände blickte.

„Nein," erwiderte Marie ruhig, „ich war aber nahe daran. Laß Dich nicht stören, Solm —"

„Der junge Baron von Borr," sprach Solm, „hatte nichts gelernt, als den Baron zu spielen, und es schmeichelte seinem Vater, dem geadelten Bauernsohn, einem schlichten Manne, der aber ein besonderes Geschäftsgenie hatte, ungemein, an seinem Sohne ein Muster aller Cavaliertugenden zu besitzen. Der junge Borr war allerdings ein excentrischer Kopf, wie er nicht alle Tage vorkommt; wenn ein solcher aber in eine

falsche, verderbliche Richtung systematisch hineingebracht worden ist, so wachsen die Unarten rasch zu Fehlern, die Fehler noch rascher zu Lastern heran. Kaum hatte der Vater die Augen geschlossen, als der kaum zwanzigjährige junge Mensch in eine Tobsucht des Genusses verfiel und nicht früher in seinem Treiben aufhörte, als bis guter Name, Gesundheit und Vermögen verwüstet waren. Wie es heute mit ihm steht, hat er nur die Wahl, sich auf der Landstraße vom Steineklopfen zu ernähren oder zu betteln, oder sich eine Kugel vor den wahnsinnigen Kopf zu schießen!"

„Schrecklich! Schrecklich!" rief Marie. „Besaß er nicht eine Herrschaft?"

„Zwei sogar!" gab Solm zur Antwort. „Weißt Du denn nicht, daß ihm Tiboretz gehört hat?"

„Tiboretz!" rief Marie und verfiel in Nachdenken.

„Und heute besitzt er gar nichts mehr," fiel Horsky ein. „Er ist nicht einmal frei. Wie ich höre, soll er seit einiger Zeit im Schuldarrest sitzen..."

Herr von Rosenstern trat ein, ein paar Weinflaschen in den Händen.

„Daraus kann nichts werden!" rief ihm Solm entgegen. „Der Abend ist weit vorgerückt. Stoßen wir noch einmal an, ehe wir auseinandergehen!"

Nachdem noch einige fröhliche Toaste ausgebracht worden, umarmte Solm seine Braut und entfernte sich mit Horsky.

„Du bist plötzlich auffallend nachdenklich geworden," sagte der Vater zu seiner Tochter, als sie allein waren.

„Du irrst Dich!" gab Marie, munter aufblickend, zur Antwort. „Der Wein, den ich nicht gewohnt bin, giebt mir ein schläfriges Aussehen, ohne daß ich darum schläfrig bin."

„Kind!" rief der Vater mit inniger, freudiger Bewegung, welche sich auf seinem Gesichte hell abstrahlte, „Du hast Dir den trefflichsten Mann zum Gatten erwählt! Ich gestehe beschämt, daß ich oft im Stillen an Deinem Geschmacke verzweifelte, als Du von dem Schwarm eingebildeter Tageshelden, welche nichts bieten, sondern nur immer fordern, umlagert warst. Jetzt sehe ich, es ist Spiel und Zeitvertreib gewesen; als es Dir Ernst wurde, hat sich Dein Urtheil und Deine

Lebensklugheit glänzend bewährt. Ich verehre Solm so innig, ich stelle seinen edlen Charakter so hoch, daß ich seines Gleichen nicht finde, wohin ich blicke! Alles ist Kern, Alles ist Gehalt an ihm, Alles ist That und Nichts Redensart! Eigenschaften, die heutzutage selten sind und es wahrscheinlich seit Anfang der Welt waren! Während sich Jedermann von der glänzendsten Seite vorführt, verhüllt er seinen Werth und führt den ersten Blick irre; wer aber tiefer in ihn blickt, den erwärmt er, der wird sein ergebenster Freund, der schenkt ihm hingerissen seine ganze Sympathie! Die Sorge um Deine Zukunft, weil ich Dich über Alles liebe. hat mich oft im Schlafe geweckt. Da ich aber Deine Geschicke in die Hand eines solchen Menschen gegeben weiß, so könnte ich, wenn mich morgen der Himmel abriefe, ruhig mein Haupt in's Grab legen!"

„Sei gewiß," erwiderte Marie, „daß Du nur meine eigene tiefste Ueberzeugung über Solm mit aussprichst. Dennoch verdiene ich über die Wahl die ich getroffen, kein so unbedingtes Lob, wie Du mir es spendest. Gott weiß, wie ich unter anderen Umständen gehandelt hätte! Ich gebe mich keiner Täuschung hin! Ich war schon oft recht toll und unvernünftig im Leben! Aber wer kommt als Meister zu Welt, wer wird mit heilsamen Erfahrungen geboren? Es ist beinahe Alles eine Fügung — gut, schlecht, wie es eben ausfällt!"

„Diese Fügung ist aber eine so glückliche," rief der Vater, „und ich empfinde eine Befriedigung darüber, welche ohne Grenzen ist! Meine gerechte Vaterfreude wird nur durch Eins getrübt — durch eine Kleinigkeit freilich — indessen —"

Er stand auf und fuhr sich über die Stirne.

„Wodurch?" fragte Marie neugierig.

„Nein, ich darf, ich kann, ich will es Dir nicht länger verschweigen!" rief Rosenstern. Er trat mit großen Schritten an seinen Secretär, schloß ihn auf, zog rasch eine Schublade hervor und brachte das Bild, welches er in Tiboretz heimlich von der Wand genommen, herbei.

„Kennst Du dies Bild?" fragte er, indem er es seiner Tochter reichte.

Marie nahm das Bild in die Hand, sah es lange starr

an, ohne daß sie die Farbe änderte, dann fuhren ihre Augen von dem Bilde abwechselnd auf den Vater auf und nieder.

„Besinnst Du Dich nicht?" fragte Herr von Rosenstern, das Mädchen, auf dessen Gesichte nur Befremden und Staunen zu erkennen war, scharf ansehend.

„Dies Bild," gab Marie langsam, in bedenklichem Tone zur Antwort, „ist allerdings das meinige. Nach dem Kleide, in welchem ich abgebildet bin, zu schließen, ist es mehrere Jahre alt. Ich habe eben in jener Zeit so viel Photographieen weggeschenkt, daß ich mich kaum erinner kann —"

„Das Kleid," sprach der Vater, um ihr auf die Spur zu helfen, „hast Du in Ischl getragen —"

„Doch auch lange nachher," fügte Marie rasch hinzu. „Aber an der Frage, wer das Portrait erhalten hat, ist kaum etwas gelegen. Sage mir, wie es in Deine Hand gekommen ist!"

„Du kennst die Einbruchsgeschichte," gab der Vater mit geheimnißvoller Miene zur Antwort, „welche an Deinem Verlobungsfeste in Tiboretz spielte —"

„Das Bild war in Tiboretz?" fragte Marie hastig, indem ihre Augen über dasselbe wieder hin- und herfuhren.

„Das ist das nämliche Bild," sprach der Vater, „welches den Bauer Zadera durch das seltsamste Zusammenspiel der Umstände so schwer gravirt hat. Ich selbst habe es, ehe der Mensch noch an's Einsteigen gedacht, von der Wand gerissen und entwendet."

„Warum?" fragte Marie mit großartiger Ruhe.

„Warum, fragst Du!" rief der Vater. „Mein Gott, mein Gott! wie Du nur so fragen kannst! Weil ich fürchtete, Du könntest es in einem Augenblicke des Leichtsinns weggeschenkt haben und würdest compromittirt werden!"

„Seltsame Idee!" warf Marie kopfschüttelnd hin.

„Kannst Du es mir übelnehmen?" sprach der Vater mit Eifer. „Welcher Vater hätte unter den obwaltenden Umständen anders gehandelt? Ich gestehe offen, daß ich dadurch einer Fatalität zuvorzukommen geglaubt habe!"

„Du setzest wenig Vertrauen in mich!" rief Marie bitter. „Einem Mann hab' ich nie ein Bild geschenkt. — Wenn ich

mich länger besinne, werde ich vielleicht genau sagen können, welcher meiner Freundinnen ich das Geschenk gemacht habe. Wie es nach Tiboretz kommt? Bücher und Portraits machen oft die räthselhaftesten Reisen!"

„In meiner schrecklichen Verwirrung," sagte der Vater mit ängstlichem Zögern, „hab' ich sogar an den jungen Borr gedacht."

„Was Dir Alles einfällt!" rief Marie in einem barsch abweisenden Tone, während sich ihre Züge finster zusammenzogen.

„Sei nicht gleich so heftig!" antwortete der Vater. „Besser besorgt sein als zu sorglos. Es freut mich unendlich, meine Angst grundlos zu finden, aber damit ist die Sache noch immer nicht abgewickelt. Höre weiter! Welche Gründe mich bewogen haben, Zadera's Ehrenretter zu spielen, brauche ich Dir nicht mehr auseinanderzusetzen, und als mir das gelungen, habe ich die Sache als abgethan betrachtet. Da sieh! Vergangenen Mittwoch giebt man bei unserem Dienstmädchen in der Dämmerungsstunde einen an mich adressirten Brief ab. Sie kennt den Ueberbringer nicht und hat ihn kaum recht angesehen. Da — lies selbst!"

Er fuhr in die Brusttasche und übergab seiner Tochter, die darnach begierig griff, den anonymen Brief. Kaum hatte ihn Marie vor die Augen gehalten und hineingesehen, als sie ihn weit weg auf den Tisch warf und sich wie ermattet auf den Stuhl setzte, indem sie durch die geschlossenen Zähne murmelte:

„Der Wisch ist des Lesens nicht werth!"

„Du mußt ihn aber doch lesen — es ist zu meiner Beruhigung nöthig!" rief der Vater, indem er ihr das Blatt wieder vorlegte, sehr dringend. „Du mußt ihn um jeden Preis lesen!

Marie griff stumm nach dem Briefe und las ihn langsam und lange, während der Vater, über den Tisch gelehnt, hinsah und ihre Meinung mit fieberischer Ungeduld erwartete.

„Was denkst Du davon?" fragte er endlich hochgespannt.

„Was ich denke?" gab Marie zur Antwort, indem sie den Brief wieder zusammenfaltete und ihrem Vater ruhig

zuschob. „Es ist ein boshafter Witz, wie man sich deren besonders gern mit Brautleuten erlaubt. Ich habe Feinde oder, besser gesagt, Feindinnen in Menge. Ich wollte meinen Kopf wetten, daß dieser Brief von Bertha Wahlmuth fabricirt worden ist. Es ist das Wenigste, wessen ich mich von ihrer Gehässigkeit zu versehen habe."

„Da kann ich Dir nicht Recht geben," erwiderte Herr von Rosenstern. „Bertha war wohl damals in Tiboretz und kann über Alles, was mit dem Bilde zusammenhängt, unterrichtet sein, aber eine Sache, auf die ich das Hauptgewicht im ganzen Briefe lege, kann sie unmöglich ohne Prophetengabe wissen, nämlich: daß das Bild Dein Portrait war! Daß das der unbekannte Briefschreiber wissen muß, erhellt nur zu sehr aus der Stelle, wo er sagt, daß nur ich oder Du ein Interesse gehabt haben könne, die Photographie zu entfernen. Läßt sich das bezweifeln?"

„Kann Bertha," sprach Marie, ohne sich zu bedenken, „das Portrait nicht früher entdeckt haben als Du? Ich erinnere mich, daß sie früh vom Tische verschwand."

„Ein so aufgeregtes Wesen hätte nicht so lange geschwiegen!" rief Herr von Rosenstern achselzuckend. „Die wäre durch das Gedränge gelaufen und hätte gleich gesagt: Sieh Onkel, was ich gefunden habe!"

„Du hast Recht, sehr Recht!" erwiderte Marie, „aber willst Du alles Unwahrscheinliche an diesen Vorfällen erklären? Willst Du mir sagen, wie das Bild nach Tiboretz gekommen ist? Willst Du mir sagen, welchen Plan Du verfolgt hast, als Du Dich in das Zimmer verirrtest, wo Du den Fund gemacht? Vermuthlich hätte Niemand mehr die Sache beachtet, wenn nicht durch einen wunderbaren Zufall dieser Zadera dicht hinter Dir gekommen wäre! Was hatte der Mensch dort zu thun? Geht es mit rechten Dingen zu, daß der wahre Thäter frei ausgeht und den Schuldigen rein waschen mußte? Sieh diese Reihe von Thatsachen, an welchen allen nicht das vernünftig Zusammhängende, sondern das Zufällige und Ungereimte den Ausschlag giebt!"

„Sehr wahr!" sprach Herr von Rosenstern mit lebhafter Zustimmung. „Du hast Recht, aber mein Bedenken ist darum

doch nicht rein aus der Luft gegriffen. Wie weiß der Schreiber, daß es ein Bild von Dir ist?"

„Deine Betheiligung war ihm auffallend," gab Marie rasch zur Antwort. „Er combinirte, er rieth, er schlug auf den Busch, hinter welchem diesmal zufällig Jemand saß! Kurz und gut, laß die Grillen fahren und halte mich nicht für den Vogel Strauß, der sich alle Gefahr selbst verhehlt. Da warst Du wieder einmal das Opfer Deiner Uebertreibungen und Deiner Geheimthuerei! Daß Du immer erst so spät Vertrauen zu mir fassest! An der ganzen Geschichte ist gar nichts."

„Gott sei gedankt!" rief Herr von Rosenstern erleichtert. „Ich habe es immer bereut, so oft ich Geheimnisse vor Dir hatte. Auch diesmal bin ich für meine Verschwiegenheit, die zwischen Vater und Tochter nicht am Platze ist, empfindlich bestraft worden. Nie wieder, was auch vorfallen möge, will ich hinter dem Berge halten und mich Deines Beiraths und Deiner Theilnahme selbst berauben! Wenn Du wüßtest, wie unglücklich ich diese Tage hindurch war! Um aber noch zum letzten Mal auf das Bild und den Brief zu kommen — glaubst Du nicht, daß es ebenso klug als offenherzig wäre, Solm die ganze Geschichte, wie sie sich eben zugetragen, zu erzählen?"

„Ich weiß nicht!" erwiederte Marie, indem sie sich nachsinnend an die Stirne griff, ganz gelassen.

„Ich riethe dazu!" fuhr der Vater fort. „Es wäre doch zu unangenehm, wenn Solm etwas davon erführe und wir mit dem Geständniß hinterher nachhinken müßten! Was glaubst Du?"

„Du magst Recht haben," sagte Marie, „doch überlegen wir noch die Sache! Gieb den Brief und das Bild in meine Verwahrung. Wir wollen morgen darüber sprechen."

Gähnend nahm sie die beiden Gegenstände und sagte:

„Wie müde ich bin! Es ist spät geworden. Gute Nacht!"

Sie küßte ihren Vater auf die Stirn und begab sich in ihr Schlafzimmer.

Herr von Rosenstern, dem ein schwerer Stein vom Herzen gefallen war, blieb noch eine Weile sitzen. Draußen schlug es

Mitternacht. Endlich ging auch er auf sein Zimmer und streckte sich bald in aller Behaglichkeit auf sein Lager, auf welchem er sich mehrere Nächte hindurch so unruhig und angsterfüllt gewälzt hatte.

Achtes Kapitel.

Der verlorene Sohn.

In dem allgemeinen Wirrwarr der Leidenschaften, welchen innere und äußere Conflicte, Gefahren und Unglücksfälle in ihrem Gefolge haben, bewahrte Doctor Kral allein seine Seelenruhe, die allerdings freudlose und melancholische Ruhe des Weisen, welchen die an der Welt hängenden Herzen in ihrem Vergnügungstaumel mitleidig belächeln, einmal aber von ihrem Rausche erwacht, beneiden. Wie mitten im Meere, das in ewiger Unruhe tobt, saß er, dem Leben entrückt und abgekehrt auf der Felsenburg der Wissenschaft, welche allen Wellen trotzt, ob sie mit schmeichlerischem Kosen sich nahen oder mit schäumender Wuth heranfahren. Auf dieser Felsenburg wachsen keine Blumen, wie sie das Auge der Menge liebt und sucht; das Leben auf ihr bleibt in einen sichern, unverrückten Kreis gebannt. Doch war sein Leben nicht die unfruchtbare Ruhe des Anachoreten, die nur von den Visionen des überreizten Gehirns unterbrochen wird. Kral war, wiewohl er die Menschen mied, nicht allein. Er war rastlos im düstern Verkehr mit den Todten, welche er Tag und Nacht um heilsamen Rath zum Vortheil der Lebendigen befragte, rastlos in der Ausübung seines Amtes, das er mit düsterer Gelassenheit, scheinbar unberührt vom Leiden, im Herzen aber voll tiefsten Mitleidens, das bis zur Aufopferung ging, versah. Solch ein Dasein beruht auf dem Verkommen und dem Untergang der schönsten

Triebe der Menschenbrust und kann sonach immer nur ein exceptionelles bleiben. Was Kral betrifft, so wurde er nie durch ein Gefühl der Entbehrung und Verlassenheit zum Bewußtsein seiner Selbstaufopferung gebracht. Er war geboren, so und nicht anders zu sein und in dem Berufe, den er sich frei gewählt, auf- und unterzugehen. Ihn zu bedauern und unglücklich zu nennen, hätte man ebenso Recht und Unrecht gehabt, wie wenn man einen Nachtvogel beklagt hätte, daß ihm das bezaubernde Farbenspiel des Tages entgeht!

Naturen wie Kral sind unter den Anhängern der Medicin nicht selten. Man findet sie in allen Regionen dieser düstern Welt des Leidens und der Zerstörung, in den Secirsälen, in den chemischen Laboratorien, in den Spitälern, in den Schrecknissen der Gebär- und Irrenanstalten. Sie leben gewissermaßen in freiwilliger Armuth und steter Verzichtleistung auf die Freuden und Ehren der Welt, Karthäuser der Wissenschaft, mit dem Unterschiede, daß sie keinen Lohn im Himmel suchen und erwarten.

Als ein solcher hatte Kral jahrelang gelebt, er hatte in jener einförmigen Welt der Leiden, die man ein Spital nennt, seine Schule der Entbehrung durchgemacht. Sein kurz angebundenes Wesen, dem ein Ekel vor jeder Floskel eigen war, und seine Verachtung der sogenannten feinen Formen trugen dazu bei, ihn zu isoliren, hinderten sein Fortkommen, wie man es nannte. Er war und blieb ein Arzt der armen, höchstens der mittleren Klassen. Man hätte meinen sollen, daß ein so wissenschaftlicher Forscher wie er, der dabei auch ein ausgezeichneter Operateur war, am zweckmäßigsten seinen Wirkungskreis an einer großen, öffentlichen Krankenanstalt gefunden hätte, aber Kral's Unabhängigkeitssinn hielt ihn von allem Petitioniren fern, und theoretisch war war er sogar ein Feind der Spitäler.

„Ich bin," sagte er, „ein abgesagter Feind aller Centralisation, um so mehr jener der pathologischen Processe. Daher betrachte ich auch die Spitäler als verfehlte Humanitätsanstalten, oder höchstens als nothwendige Uebel, welche über kurz oder lang der wohleingerichteten Polyklinik weichen werden. Ein Gebär- oder Findelhaus ist mir jedoch ein Greuel, jede Puer-

peralkranke eine durch sociale Verhältnisse zum Tode Verurtheilte. Operationen in Spitälern unternehmen, wenn solche aufgeschoben oder anderswo unternommen werden können, ist durchaus zu verwerfen, denn die Wunden verdauen selten den Impfstoff des Spitalmiasmas."

Kein Verständiger wird leugnen, daß an dieser Ansicht Kral's viel Wahres war und sie sei der Berücksichtigung und Ueberlegung aller denkenden Aerzte empfohlen. —

Eines Morgens lag der Doctor, der die vorige Nacht an einem Krankenlager gewacht hatte, ungewöhnlich lange im Bette, als er von einem lauten Wortwechsel, der dicht vor seiner Thüre stattfand, geweckt wurde. Er richtete sich empor und erkannte die Stimme der alten Dienstfrau, die Jemandem den Einlaß verwehrte.

„Was giebt's denn da draußen?" rief Kral verschlafen, indem er mit der Faust an die Wand klopfte.

„Ich höre seine Stimme!" rief Jemand laut und die Thüre wurde aufgerissen. Herein flog Kunosch und warf sich an Kral's Brust, so daß dieser vor Umarmungen und Küssen halb erstickt war, ehe er eigentlich bestimmt sagen konnte, wer da gekommen sei.

„Alter Freund!" sprach Kunosch, als die erste wilde Freude vorüber war, indem er sich am Bettrande niederließ und die Rechte seines Freundes mit beiden Händen faßte, „o hätte ich Dich nie verlassen! O wäre ich mein Leben lang Dein Zimmernachbar geblieben!"

„Du lebst!" rief Kral in einem Tone, der es höchst zweifelhaft ließ, ob er sich über den Besuch freue, „und schämst Dich nicht, zu leben, toller Strolch?"

Er betrachtete den Ankömmling. Dieser trug einen kurzen grauen, grünbesetzten Waidmannsrock, der oben ganz zugeknöpft war, damit man das schadhafte Hemd nicht sehe. Ein alter schwarzer Filz, der wunderlich zu diesem Jagdgewand paßte, war auf die Erde gestellt worden, die Füße flüchteten sich wie verschämte Arme unter das Bett, um die Schäden ihrer Bekleidung nicht zu offenbaren. Das sonst so freundliche Gesicht des ehemaligen Freundes war blaß und hohlwangig, die ganze Erscheinung verwahrlost. Nur Haar und Schnurrbart ver-

riethen noch eine Spur von Pflege und gaben der Ansicht Raum, daß wohl der letzte Luxusartikel des Unglücklichen in einem Stück Bartwachs bestehen möge.

„Schilt mich nur recht aus!“ sagte Kunosch in einem katzenjämmerlichen Tone, „ich verdiene Prügel! Du betrachtest mich vom Kopf bis zum Fuß — nicht wahr, Du bist recht überrascht, mich in einer so abgeschabten Kleidung wiederzusehen?“

„Gar nicht!“ sagte Kral trocken und finster. „Wir haben Alle erwartet, daß Du Dich nicht eher zeigen wirst, bis Du ausgewirthschaftet hast! O wie kann man so viel Noth gelitten haben seit Kindesbeinen wie Du, und doch ein solcher Lump werden!“

„O liebster Kral,“ gab Kunosch mit Thränen in den Augen zur Antwort, „glaube mir, ich bin nicht so sehr ein Lump, als vielmehr ein schrecklicher Dummkopf! Ich habe den Leichtsinn mit der Muttermilch eingesogen und verzweifle an Allem! Wie oft, wenn ich einen dummen Streich machen wollte oder schon begangen hatte, fragte ich mich: was würde Kral dazu sagen? Dennoch hat es mich nie abgeschreckt, dennoch hat es mich nie gebessert! Habe Mitleid mit einem erbärmlichen Schwächling, wie ich es bin, und glaube mir, daß mein Herz aufrichtiger Reue voll ist! Wenn Du nicht auf der Welt wärst, wenn ich Dich nicht gefunden hätte, dann hätte ich mich schon vor einigen Tagen in die Moldau gestürzt. Ich war schon auf dem Wege dahin — da fiel mir ein, welch ein gutes Herz Du hast, und ich komme nun zu Dir gelaufen! Wenn Du den Stab über mich brichst und mich fortjagst, so muß ich mich doch ertränken!“

Kral senkte die Augen und schwieg. Er wollte nicht zeigen, wie wehe ihm die Reue seines alten Jugendfreundes that, konnte aber auch die tiefste Unzufriedenheit mit ihm nicht unterdrücken.

„Am Ende willst Du gar nichts mehr von mir wissen!“ rief Kunosch, den schweigenden Freund ängstlich betrachtend. „Ich sehe es Dir an —“

„Du bist zu sehr gestraft,“ erwiderte Kral, „als daß ich meinem gerechten Unwillen über Dich freien Lauf lassen sollte.

Die Folgen, die Du über Dich beschworen, kann ich nicht aufhalten und will Deinen Gemüthszustand nicht durch vergebliche Härte verschlimmern. Du hast den grünen Zweig, auf welchen Du durch einen glücklichen Zufall gekommen, muthwillig abgebrochen und fällst so tief, als man fallen kann. Wenn ich nur ein paar hundert Gulden hätte, hast Du in der Smetschkagasse oft geseufzt, so würde ich emporkommen! Du bist zu dem Besitz von Tausenden gelangt und bist nichts geworden. Da sieh, wie wenig das Geld, und wie nur eine fruchtbare Thätigkeit ein wirklicher Schatz ist! Horsky und Wildengrün haben die Erbschaft als einen Sporn betrachtet, um sich Stellungen zu erringen, und es ist ihren rastlosen Anstrengungen gelungen. Nur Du hast das Vermögen, mit welchem Du Deine Werkstätte hättest einrichten können, als lustiges Taschengeld angesehen und in alle Winde verschleudert. Wie wirst Du Deinen beiden Freunden von ehemals vor die Augen treten? Doch, das ist Nebensache! Du sprichst vom Ertränken und bist, wie Du dasitzest, dem Ertrinken schon nahe. Das ist keine Kunst! Nimm Dir lieber vor, uns zu zeigen, daß Du wieder herausschwimmen kannst!"

Während dieser Predigt, welche Kunosch mit leisem Schluchzen begleitete, hatte sich Kral anzukleiden begonnen.

„Ich traue mir gar nichts mehr zu," wimmerte Kunosch. „Ehemals habe ich mich in allen Punkten überschätzt. Jetzt verzage ich. So löst bei mir ein Fehler den andern ab, um mich mir selbst und den Anderen verächtlich zu machen!"

„Seit wann bist Du denn wieder in Prag?"

„Seit fünf Tagen."

„Und warum bist Du nicht gleich zu mir gekommen?" fragte Kral.

„Ich wagte es nicht," antwortete Kunosch. „Ich saß daheim und bejammerte meine Lage. Mein einziger Gang war ein Gang in's Pfandhaus, wohin ich den Rest meiner Garderobe getragen habe."

Mit verschränkten Armen blieb Kral vor dem reuigen Sünder stehen und betrachtete ihn von oben bis unten. Endlich sagte er mit einem ruhigen, in Freundlichkeit übergehenden Ernst:

„Den Ring, den ich Dir beim Abschied geschenkt habe, sehe ich zu meiner Verwunderung noch an Deinem Finger! Du hast ihn weder versetzt, noch verkauft! Nur um dieses Ringes willen verzeihe ich Dir Alles und will mich Deiner zum letzten Mal annehmen!“

Kaum hatte Kunosch diese Absolution erhalten, als er sich jubelnd in die Arme seines großmüthigen Freundes stürzen wollte. Kral aber hielt die Arme zur Abwehr weit vor, indem er ihm entgegenrief:

„Für heute habe ich den Geschmack an Rührungsscenen verloren! Keine Sentimentalitäten mehr! Komm, wir wollen frühstücken, denn ich wette, daß Du noch bei nüchternem Magen bist!“

„Das ist wahr!“ erwiderte Kunosch, „aber mein Schmerz hat mich satt gemacht!“

Nichtsdestoweniger setzte er sich, als die alte Dienstfrau das Frühstück hereinbrachte, auf's Eiligste an den Tisch und hatte rasch mit einem wundervollen Appetit zwei große Tassen Kaffee geleert und dabei Alles aufgezehrt, was von Weißbrod vorhanden war.

Neuntes Kapitel.

Irrfahrten.

„Vorerst,“ sagte Kral zu Kunosch, als Beide mit dem Frühstück zu Ende gekommen waren und die Cigarren angezündet hatten, „möchte ich doch erfahren, wie es Dir möglich war, in einem so kurzen Zeitraume fünfzehntausend Gulden durchzubringen!“

„Auf die Art, wie ich es anfing,“ erwiderte Kunosch, „hätte ich auch eine Million los werden können!“

„Das klingt schön!" bemerkte Kral.

„Als ich von Prag schied," fuhr Kunosch fort, „hatte ich die herrlichsten Vorsätze und brachte diese unverfälscht mit nach Wien, wo ich mein Glück zu machen beabsichtigte. Wie uns aber das Schicksal zuweilen Menschen entgegenschickt, die in unserer größten Noth unsere Retter, ohne daß wir's wissen, werden, ebenso wirft es uns mitunter Gesellen in den Weg, welche wie böse Dämonen —"

„Du hast wohl gar," fiel ihm Kral in's Wort, „mit einem raffinirten Wiener Gauner Brüderschaft getrunken?"

„Auf ähnliche Weise wenigstens ging es her," sprach Kunosch. „Kaum in Wien angekommen, lernte ich den jungen Baron Borr, Besitzer der Herrschaften Weißlitz und Tiboretz kennen — er galt für einen Millionär. Von Kindheit her war mir die Familie mit ihrem unerschöpflichen Reichthume bekannt, denn meine Mutter war lange Jahre bei dem alten Baron Borr in Diensten gestanden, ehe sie meinen verstorbenen Vater geheirathet. Diese Erinnerung aus meiner Kinderzeit wob einen goldenen Nebel um den Baron, daß sich mein Blick nicht mehr durcharbeiten konnte, um aus allerhand kleinen Anzeichen zu errathen, daß ich einen ruinirten Verschwender vor mir habe, gegen welchen der Concurs ausgeschrieben war. Ehe ich mich dessen versah, fand ich an ihm einen warmen Gönner, ja, wie ich glaubte, einen Freund.

Gleich in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft forderte der Baron mich auf, ihn nach Steyer zu begleiten, wo er sich ein paar Wochen aufhalten wollte. Er nahm mich in seinem Wagen mit. In Steyer war ein Husarenregiment stationirt, mein lieber Baron hatte unter den Officieren viele Bekannte und es begann ein flottes, herrliches Leben, denn das glaube mir, Kral, keine Menschensorte versteht es, das Dasein so zu genießen, wie Cavallerieofficiere! Ich wurde in ihren Kreis gezogen, leider aber kam ich auch mit den Trümmern einer Schauspielergesellschaft in Berührung, die eine Zeitlang dort gespielt hatte — eine nette kleine Localsängerin hatte sich sterblich in mich verliebt! Von allen Seiten wurde geklagt, daß der Bankrott des Directors den Ort um das im Winter so dringend nöthige Vergnügen eines Theaters

gebracht habe. Es hieß, man müsse der Gesellschaft aufhelfen und ich sei der richtige Mann, so ein Institut in die Höhe zu bringen. Es schien ein heiteres und dabei ein rentables Geschäft, denn von allen Seiten wurde Unterstützung zugesagt, das Officiercorps pränumerirte auf alle Logen. Meine kleine Localsängerin redete mir natürlich auch zu — so trat ich mit dem alten Director in Compagnie und streckte ihm die Summen vor, um die ausständigen Gagen weiterzahlen zu können. Neue Engagements wurden geschlossen, das Theater wieder eröffnet, ich war, so zu sagen, der eigentliche Director. Leider hatten unsere Unternehmungen nicht den gehofften Erfolg. Der Komiker mißfiel, die Liebhaberin — nicht die meinige — kam in die Wochen, die Officiere blieben theils aus, theils blieben sie schuldig. Als der Frühling herankam, hatte ich viertausend Gulden verloren. Ich schrieb an Borr, der nach Wien zurückgekehrt war, und klagte ihm mein Leid. Er tadelte meinen Leichtsinn und rieth mir, zurückzutreten. Ich wickelte mich, so gut es ging, los und eilte nach Wien, fest entschlossen, mein Uebriges in einem sichern Geschäft anzulegen. Hier aber schlug mir Borr vor, als Privatsecretär in seine Dienste zu treten. Ich nahm es um so freudiger an, als ich ihn gleich beim Antritt meiner Stellung auf einer größeren Reise zu begleiten hatte. Meine Reiselust —"

„Ja, das Herumreisen, Abenteuern und Nichtsthun hat Dir von jeher behagt!" unterbrach ihn Kral, der schon früher oft den Kopf geschüttelt. „Der Baron hat seinen Mann gekannt!"

„Ich war abermals ein schrecklicher Gimpel!" rief Kunosch, sich vor die Stirn schlagend. „Doch höre weiter! Auf unserer Reise nach Paris bat ich den Baron um Rath, wie ich mein Geld auf's Zweckmäßigste anlegen sollte, da ich von Geldoperationen nichts verstehe. Mit der größten Bereitwilligkeit nahm er mir die Sorge ab, indem er mein Geld fruchtbringend anzulegen versprach, wie wenn es sein eigenes wäre —"

„Der hat zu stark sein Wort gehalten," rief Kral lächelnd.

„Als wir nach Wien zurückkamen," fuhr Kunosch fort,

„war ich mit meinem Dienstverhältniß nicht recht zufrieden, nicht, weil ich den Braten bereits zu riechen anfing, sondern weil mir der Lebenswandel des Barons zuwider war. Ueberdies litt er von Zeit zu Zeit an solchen Ausbrüchen von Zorn, daß man ihn für toll halten konnte. Mir war in der Nähe eines so unheimlichen und unberechenbaren Menschen nicht wohl, obgleich seine wilden Anfälle niemals gegen mich gerichtet waren. Ich war gesonnen, auszutreten, aber seine erneuerten Versprechungen, für meine Zukunft dauernd zu sorgen, hielten mich auf's Neue fest. Einige Zeit darauf waren wir eben im Begriff, nach Gratz überzusiedeln, wo der Baron um die Hand einer reichen Generalstochter, mit welcher er früher eine Liebschaft gehabt haben soll, anhalten wollte, als ich durch eine zufällige Begegnung von dem wankenden Vermögenszustande meines Dienstherrn Wind bekam und nach einigen Erkundigungen in den Abgrund seiner Lage einen schauerlichen Blick that. Ich bat ihn sofort unter einem Vorwand um meine Entlassung. Der Baron widersetzte sich nicht, er drückte sein Bedauern darüber aus und wünschte nur, daß ich wegen der Verwickelungen, in welchen er sich eben befinde, vier Wochen noch ausgehalten hätte. Er stellte es mir aber frei, auch morgen zu gehen und mein bei ihm deponirtes Geld in Empfang zu nehmen. Da ich zum Schein zögerte, ließ er sich auf die Motivirung seines Wunsches ein und erklärte mir mit einer Vertraulichkeit, die ich bisher noch nicht an ihm gekannt, daß er soeben die Ausführung eines großartigen Geschäftskniffs vorhabe und zu diesem Zwecke einen Menschen von eiserner Verläßlichkeit, wie ich es sei, dringend brauche. Da gestand er mir, daß er seine Herrschaften mit Hypotheken belade und so viel Geld als möglich herausziehe, um seinem Inspector, der ihn auf das Gewissenloseste bestohlen, hinterrücks einen Strich durch die Rechnung zu machen. Ein Esel, wie ich, glaubt ungemein viel, doch offen gesagt, war auch einiger Leichtsinn dabei. Meine kleine Localsängerin hatte, wie sie sagte, mir zur Liebe ein Engagement nach Gratz angenommen, um ja keinen Augenblick mich und meine Geldtasche zu entbehren. Diese Treue rührte mich so sehr, daß ich den tiefsinnigen Geschäftskniff des

Barons für baare Münze annahm und mich in Sicherheit einlullen ließ, um an der Seite des edeln Mädchens noch fernerhin sorgenfrei leben zu können. Monatelang genoß ich mein Liebesglück, ohne die Außenwelt eines Blickes zu würdigen, bis der gräßliche Morgen anbrach, an dem ich erfuhr, daß meine Localsängerin mit einem Rittmeister durchgegangen war. Indessen hatte der Baron, wie es schien, noch weniger Glück in der Liebe. Getäuscht und von Katzenjammer befallen, kamen wir Beide in Wien wieder an. Ich dachte diesmal auf's Ernstlichste daran, meine Entlassung zu fordern. Der Baron kam mir aber zuvor, indem er eines Morgens auf meinem Zimmer erschien und mir verzweiflungsvoll sagte, daß seine Speculationen fehlgeschlagen und sein gänzlicher Ruin bevorstehe. Wir waren Beide vernichtet — mit dem Unterschiede, daß mir drei Tage kein Bissen schmeckte, während er schon am nämlichen Abend den lustigsten Rausch hatte."

„Und Dein Geld?" fragte Kral neugierig. „Glitt er über diesen Punkt ganz glatt weg?"

„Keineswegs," erwiderte Kunosch. „Er spiegelte mir allerhand Dinge vor, um mich glauben zu machen, daß ich mein Capital nicht verlieren werde. Ich mißtraute seinen Worten, aber ich war von nun an sein Sclave, an ihn gebunden, ich mußte hoffen und ihm weiter folgen, ob ich wollte oder nicht. Nach einigen Tagen zeigte er mir an, daß wir nach Prag reisen würden, und zwar in der Absicht, die kritische Lage, in der wir Beide schwebten, rasch zu einer glücklichen Lösung zu bringen. Er theilte mir darauf seinen Plan, dem eine neue Geldheirath zu Grunde lag, in aller Offenheit mit und verstand es, meine inneren Zweifel zu beschwichtigen, denn die näheren Umstände, die er mir erzählte, waren der Art, daß sich die in Frage stehende Dame dieser Verbindung kaum entziehen konnte. Am ersten Tage nach unserer Ankunft in Prag — es war am vorigen Samstag — war der Baron von lauter heimlichen Gängen in Anspruch genommen und flog in allen Ecken der Stadt herum, aber schon am Abend mußten wir uns wieder in den Wagen setzen, um nach seiner ehemaligen Herrschaft Tiboretz, die ein gewisser Großhändler

Robert Solm beim Zwangsverkaufe erstanden hatte, zu fahren. Der Zweck dieser Fahrt war mir noch unbekannt. Ich ahnte aber nichts Gutes, denn Borr war so wild und gedankenvoll, so unheimlich schweigsam — innerlich wie verriegelt. Wie gern wäre ich ihm entflohen, wenn ich nicht so abhängig von ihm gewesen wäre! In einem Dörfchen unweit Tiboretz blieben wir über Nacht, und ich erfuhr erst am andern Morgen, wo wir waren, als Borr mir sagte, daß er einen Ort, wo ihn Niemand kenne, gewählt habe, um das strengste Incognito zu bewahren. Er habe sich deshalb auch vor dem Schlafengehen als Oekonom Wanner in's Fremdenbuch eingeschrieben. War ich schon vordem unruhig, so zitterte ich jetzt vor seinem Vorhaben und drang in ihn, mir den Grund aller dieser bedenklichen Schritte anzugeben. Er fertigte mich mit einer unbestimmten Antwort ab."

„Das nenn' ich einen Privatsecretär!" rief Kral auflachend. „Merktest Du denn noch immer nicht, daß Dich der Baron nur hinhielt und überall mitschleppte, damit Du ihm keinen Criminalproceß anhingst, weil er Dir Dein Geld auf betrügerische Weise abgelockt?"

„An seiner Bestrafung war mir nichts gelegen," erwiderte Kunosch. „Ich hoffte wenigstens zu einem Theile meines Vermögens zu kommen. Doch höre weiter! Erst Nachmittag verließen wir das Dorfwirthshaus, in dem wir einquartiert waren, und schlugen einen einsamen Waldweg ein, bis wir auf eine freie Höhe gelangten, wo die Ruine eines alten Klosters steht. Wir setzten uns Jeder auf einen Mauerblock — das Thal von Tiboretz lag ausgebreitet vor unseren Füßen. Ich kann Dir die Wuth, den Schmerz, den Zorn nicht beschreiben, in welchen der Baron verfiel, als er sein ehemaliges Besitzthum wiedersah, das nun für immer in fremden Händen war! Er warf sich auf die Erde, wühlte sein Gesicht in den Rasen und schlug mit den Fäusten auf den Boden wie ein Wüthender. Noch dazu schienen die Leute da unten ein Fest zu feiern, bald hörte man Freudenschüsse, bald laute Musik, drein mischten sich die Flüche meines Barons! Als er sich wieder beruhigt hatte, sagte er mir: Kunosch, ich bitte Sie, gehen Sie für mich nach Tiboretz hinab! Es wohnt dort ein

Mensch, der mir ganz und gar ergeben ist, mit dem habe ich zu sprechen. Holen Sie ihn mir herauf! — Recht gern, Herr Baron, sagte ich. Wie heißt der Mann und wo werde ich ihn finden? — Er beschrieb mir die Wohnung ganz genau und fügte hinzu: Merken Sie sich den Namen des Mannes, er heißt Zadera. — Zadera! rief ich, der Spitzbube fiel mir ein, den wir von der Gartengasse her kennen. — Eben den brauche ich, sagte der Baron. Nur der kann mir helfen. Holen Sie mir ihn!

„Ich ging hinab, sprach den Menschen und brachte ihn dahin zurück, wo uns Borr erwartete. Borr nahm ihn bei Seite und hatte mit ihm eine lange, geheime Unterredung. Ich konnte nichts belauschen. Nach einer halben Stunde ungefähr kam der Baron auf mich zu, in seinem Gesichte war ein Strahl von Hoffnung und Zuversicht. Wir kehrten in unser Dorfwirthshaus zurück, Zadera schlug einen andern Weg durch die Gebüsche ein.

„Am nächsten Morgen war der Baron sehr unruhig. Ich erwarte diesen Zadera, sagte er, und er kommt nicht. Er hatte doch fest versprochen, zu kommen. Sollte ihm etwas zugestoßen sein?

„Als Stunde um Stunde verging und Niemand kam, wurde der Baron fürchterlich ungeduldig, und als es endlich fast Abend wurde, geradezu bestürzt. Erst wollte er mich nach Tiboretz absenden; da ich mich aber entschieden weigerte, brach er selbst dahin auf. Ich trank indessen mit unbeschreiblicher Unruhe ein Glas Bier in der Wirthsstube. Ich hatte nicht lange bei meinem Glase gesessen, als einige Männer eintraten, unter ihnen, an der Uniform kenntlich, ein Beamter. Sie erzählten von dem Einweihungsfeste, das der neue Besitzer gefeiert, vom Balle und von einem Spitzbuben, der den festlichen Lärm zu einem Einbruchsdiebstahl habe benutzen wollen, während der Ausführung seiner That aber verhaftet worden sei. Ich spitzte die Ohren und erfuhr bald, daß von Zadera die Rede. Ich war wie niedergedonnert und konnte mich, obwohl ich zu fliehen Lust hatte, nicht vom Stuhle rühren, bis ich endlich von der Wirthin hinausgerufen wurde. Borr war zurückgekommen, ich folgte ihm auf's Zimmer. Warum ist

Zadera nicht gekommen? fragte ich ihn lauernd, um ihn auf die Probe zu stellen. — Ein Zwischenfall, der übrigens ohne alle Bedeutung ist, hat ihn aufgehalten, gab er mir zur Antwort. Da platzte ich mit dem, was ich wußte, heraus, machte ihm Vorwürfe und erklärte, daß ich nicht länger riskiren wolle, mit ihm in's Zuchthaus zu wandern, und mich gezwungen sehe, auf einem andern Wege als durch meine bisherige Eselsgeduld zu meinem Gelde zu gelangen. Er erwiderte mir, daß ich durch ein ungenaues Gerücht aufgeregt und in Schrecken gesetzt sei; auf der Rückkehr nach Prag, welche wir gleich antreten müßten, werde er mir volle Aufklärung geben.

„Wir fuhren gegen Einbruch der Nacht ab. Als wir im Wagen saßen, sagte mir Vorr ungefähr Folgendes: Ich habe Ihnen, lieber Kunosch, die Sache nicht etwa aus Mißtrauen verschwiegen, sondern um Sie, wenn sie fehlschlüge, in nichts mit hinein zu verwickeln. Wenn Sie mich bis zu Ende gehört haben werden, bin ich gewiß, daß Sie mein Benehmen besser würdigen. Als Tiboretz von meinen Gläubigern mit Beschlag belegt wurde, wollte ich meine Privatbriefe nicht offen reclamiren, weil an dem geheimen Aufbewahrungsorte, wo sie liegen, sich auch ein Kästchen mit Juwelen von nicht unbedeutendem Werthe mitbefindet, welches bei der Herausgabe zurückbehalten worden wäre. Jetzt, da ich die Juwelen und besonders die Papiere auf das Dringendste benöthige, bin ich auf Zadera, den ich seit meiner Kindheit kenne, verfallen und habe ihm den Auftrag gegeben, mir die genannten Gegenstände auf dem einzigen Wege, der mir offen steht, zu verschaffen, mit anderen Worten durch das Fenster in das bezeichnete Zimmer einzusteigen, kurz einen Einbruch zu versuchen, bei welchem, wie Sie selbst sehen, Niemand zu Schaden kommt, weil etwas gestohlen wird, was kein Mensch besitzt. Im Eckzimmer des hinteren Schloßflügels ist ein geheimer Wandschrank, von dessen Existenz Niemand etwas weiß. In diesem befinden sich die ebengenannten Sachen nebst anderen Urkunden, welche Zadera ungesäumt zu erheben und mir zu überbringen hatte. Doch sehen Sie, wie das Schicksal spielt! Er hatte kaum die Veranda, die unter dem Fenster steht, erstiegen, als er von dem Verwalter, einem verflucht wachsamen Haushunde, erblickt und in

Folge dessen verhaftet wurde. Da die That am Anfang stehen geblieben war, konnte Zadera, wenngleich der Verdacht an ihm klebte, nicht überführt werden, aber ein böser Zufall verschlimmerte seine Anklage. Es fehlte oben im Zimmer ein Bild, von dem der Verwalter bestimmt behauptete, daß er es Mittags, als er die Uhr aufzog, gesehen, wenigstens nicht vermißt habe. Diesem bösen Zufall kam ein glücklicher unverhofft zu Hülfe. Einer der Gäste des neuen Herrschaftsbesitzers Solm trat nämlich vor Gericht auf und bezeugte, daß das fehlende Bild schon vor Zadera's Einbruch im Zimmer gefehlt habe. Dieser Zwischenfall war wunderbar, und ich allein verstehe ihn. Dieser Zeuge ist nämlich selbst der Dieb des Bildes, denn es war das Portrait seiner Tochter. Ich habe es vor ungefähr drei Jahren von ihr erhalten und es in eine Schublade niedergelegt, diese Schublade ist bei den Verheerungen, die über mein Eigenthum hereingebrochen, geöffnet, das Bild später irgend einmal beim Aufräumen an die Wand gehängt worden. Ich hätte gar nicht mehr daran gedacht. Das Mädchen aber ist an mich mit allen Banden, welche ein Weib an einen Mann binden können, gebunden, und unter den Papieren des Wandschranks sind gegen hundert Blätter von ihrer Hand, die es unwiderleglich beweisen. Sie hat mich einmal mit der größten Leidenschaft geliebt, und wenn ich auch nur von der unerbittlichen Noth getrieben, heute zu ihr zurückkehre, so steht es nicht in ihrer Macht, mir nicht die Thüre wieder zu öffnen. Sie müßte dem Teufel die Hand geben, wenn er käme!"

„Ein gräßlicher, ein gefährlicher Kerl!" rief Kral, indem er aufsprang und mit der Faust auf den Tisch schlug. „Ich nehme ein ästhetisches Interesse an diesem Lumpen, aber um dasselbe voll zu machen, sollte der Wicht eigentlich schon am Galgen hängen! Kann man seiner Erzählung aber Glauben schenken? Kann er nicht Halbwahres und Erdichtetes zusammengemengt haben, um Dich auf's Neue hinter das Licht zu führen und Deine Geduld frisch anzuspannen? Es reden nur seine eigenen Worte, nirgends Thatsachen!"

„Das ist richtig," erwiderte Kunosch, dessen Skepsis nicht so weit gereicht hatte, sehr betroffen, „doch ist es unzweifelhaft,

daß hinter den erzählten Vorgängen eine mysteriöse Geschichte spielt."

„Dieser Vorr," sprach Kral, „scheint ein auf's Aeußerste gebrachter Mensch zu sein und jeder Handlung fähig, so weit Arglist und Verwegenheit gehen. Doch fahre fort! Ich bin außerordentlich begierig, zu erfahren, ob nicht irgend ein Umstand ein Licht in dieses Dunkel wirft!"

„In Prag wohnten wir im schwarzen Roß," fuhr Kunosch fort. „Vorr war während der ersten Tage nur minutenlang zu Hause, er theilte mir nichts mit, ich sah nur, daß er mit den Fortschritten seiner Angelegenheit, welche er so eifrig und geheimnißvoll betrieb, nicht recht zufrieden war. Es ist fatal, sagte er einmal zu mir, daß mir die Papiere, die im Wandschrank liegen, fehlen. Ich kann sie aber nicht mehr offen verlangen, wie gern ich auch auf die Juwelen verzichtete, weil diese Forderung Zadera's dunkle That plötzlich beleuchten würde und meine Mitschuld mit leichter Schlußfolgerung an's Tageslicht zöge. Ich bin daher entschlossen, jene Beweismittel indeß ruhen zu lassen und zum schwersten Positionsgeschütz zu greifen. Sie werden mindestens so bereitwillig sein, einen Gang für mich zu besorgen, der ganz unbedenklich ist? — Als ich dies bejaht hatte, fuhr er fort: Wenn Sie von hier aus auf die Neustadt zum ehemaligen Katharinenkloster kommen, so folgen Sie der Straße geradeaus, bis an die öden, unbewohnten Kreuz- und Querwege, welche zwischen dem blinden Thore und dem Karlshofe liegen. Den schmalsten, von zwei verfallenen Gartenmauern gebildeten Weg schlagen Sie dort ein. Sind Sie ein Stück gegangen, werden Sie jenseits der Mauer lackirtes Leder auf dem Rasen zum Trocknen ausgestellt finden. Da öffnen Sie die Gartenthüre und folgen dem ausgetretenen Fußwege zur Rechten, nicht zur Linken, welcher Sie zu einem erbärmlichen Wohnhause führt."

„Doch nicht zur alten Frau Kofka?" rief Kral, der seit Kurzem mit aufgeregtem Interesse zugehört hatte.

„Zu derselben!" erwiderte Kunosch. „Kennst Du das Weib? Doch was fährst Du so empor?"

„Hast Du nicht vorher angegeben," sagte Kral sehr lebhaft,

„vor wie viel Jahren das Mädchen dem Baron, welcher sie jetzt verfolgt, ihr Bild geschenkt?"

„Allerdings," gab Kunosch, über Kral's heftige Theilnahme verwundert, zur Antwort. „Vor ungefähr drei Jahren!"

„Vor ungefähr drei Jahren!" rief Kral. „Doch erzähle zu Ende! Erzähle!"

„Dieser Frau Koska," sprach Kunosch, „hatte ich ein Briefchen zu übergeben, doch mit der Weisung, falls sie nicht zu Hause wäre, dasselbe wieder zurückzubringen, ohne daselbst etwas zu hinterlassen. Ich traf die Frau nicht zu Hause und trug das Briefchen wieder heim. Als ich die Thüre unseres Wohnzimmers im schwarzen Roß öffnete, fand ich den Baron am Schreibpult mit der Feder in der Hand, einen Herrn in Civilkleidern zu seiner Rechten, einen Gensdarmen zu seiner Linken. Mein erster Gedanke war, daß die Nachwehen von Zadera's Einbruch gekommen wären, aber Vorr ließ mich in meiner martervollen Lage nicht lange ohne Aufklärung. Nachdem er einen Brief gesiegelt hatte, trat er zu mir und sagte, meine Hand ergreifend und drückend, mit leiser Stimme: Ein Wechselarrest, der höchst ungelegen kommt, entfernt mich für kurze Zeit von Ihnen! Verzweifeln Sie nicht an mir und besuchen Sie mich morgen. Sie werden Näheres erfahren. Der Sprache beraubt, gab ich ihm den Brief an Frau Koska zurück; er nahm ihn, zerriß ihn in die kleinsten Stücke und sagte: Dafür geben Sie den Brief, den ich eben geschrieben, an seine Adresse ab, doch gleich, ohne Zeitverlust, Ihr und mein Wohl hängen von ihm ab. Ich nahm den Brief, und ein paar Secunden später stand ich in rathloser Verzweiflung allein da. Kannst Du Dich wundern, daß ich mich in's Wasser stürzen wollte? Nur die Erinnerung an Dich hat mich zurückgehalten, mir Besinnung gegeben und mich endlich zu Dir getrieben!"

„Und Du hast den Brief abgegeben?" fragte Kral auf's Ungeduldigste.

„Ja!"

Kral blieb stumm, in Nachdenken versunken.

„War es Unrecht?" fragte Kunosch.

Kral schüttelte den Kopf. Dann fragte er: „An wen war er adressirt?“

„An einen Rentier,“ gab Kunosch zur Antwort, „entweder Rosenhorn oder Rosenstern, wohnhaft auf dem Graben, schrägüber dem schwarzen Roß. Ich gab den Brief in der Dunkelheit der Dienstmagd und verschwand so schnell, als ich nur konnte.“

„Der Schluß Deiner Erzählung,“ sagte Kral, „hat mich seltsam aufgeregt! Eine schmerzliche Erinnerung, welche lange in den untersten Schichten meines Gedächtnisses wie versteinert lag, ist plötzlich wieder zu Tage gebracht, treibt mein Herz schneller und rollt mir durch alle Adern! Ich habe ein einziges Mal im Leben geliebt — eine unglückliche Dulderin, ein sterbendes Mädchen. Ich sehe ihr schwarzes Haar, ihr bleiches, scharfgeschnittenes Gesicht Zug für Zug vor mir! Ich fühle auf's Lebendigste jene unaussprechliche Anmuth wieder, welche die Zuckungen des Todes selbst in ein liebliches Lächeln verwandelt! O Kunosch, Kunosch, sieh noch jetzt, welches Opfer der Leidenschaft ich damals war! Welche wunderliche, irrsinnige Eifersucht mich zur Verzweiflung brachte, als ich mit dem Tode um das theure Leben kämpfte und mein gespenstiger Nebenbuhler Schritt für Schritt siegreich vordrang! — Als das Mädchen genesen war und ging, um nie wieder zu kommen — das war ein Moment für mich, in welchem der höchste Triumph und zugleich aller denkbare Jammer lag —“

Sein Gesicht hatte einen Ausdruck angenommen, den Kunosch nie an ihm gesehen. Er faßte sein Haupt mit beiden Händen und hielt es fest, während sich ein wilder Schmerz in allen seinen Zügen äußerte.

„Mein Gott!“ rief Kunosch, seltsam bewegt, Kral in solchem Affecte zu sehen, hin- und hersinnend. „Hast Du mir nicht schon einmal eine Andeutung über diese Liebe gegeben? Denn, wie sehr mich Dein Geständniß überrascht, mir ist doch, als hörte ich nicht etwas ganz Neues!“

„Wann hätte ich Dir das verrathen!“ sprach Kral. „Es müßte denn in jenem Zeitraume, der dem Tode des Raths Eschburg unmittelbar folgte, geschehen sein, als ich wie ein

stiller Narr umherlief. — Nur damals — in jenen Delirien kann mein Mund davon übergesprudelt sein!" —

„Du bringst mich drauf!" rief Kunosch mit voller Bestimmtheit. „Es war an demselben Tage, als uns Horsky die Nachricht von unserem Vermächtnisse überbrachte. Es war Abends. Ein Gespräch über die Aufopferungen Deines Berufes führte Dich darauf. Du sprachst in demselben bald heftigen, bald bebenden Tone wie heute und gabst vor, mir nur einen gewöhnlichen Fall aus Deiner Praxis zu erzählen. Ich ließ mich nicht täuschen und brachte diese Erzählung mit den nächtlichen Gängen, von welchen Du oft erst am Morgen heimkehrtest, in feste Verbindung."

„Du hast Recht," erwiderte Kral. „Jenes Mädchen pflegte ich eben in derselben Zeit, als der alte Rath erkrankte. Während ich bei dem Mädchen war, folterte mich die Angst, daß inzwischen unser greiser Freund den Geist aufgeben werde, und während ich die matten Pulsschläge des Rathes zählte, dachte ich mit Entsetzen daran, daß ich das mir theuerste Wesen auf dieser Welt als Leiche antreffen werde. In einem Meere von Schwermuth sinke ich noch immer bei dieser Erinnerung unter!"

„Ich hielt Dich damals für unglücklich," sprach Kunosch, „und halte Dich noch heute dafür. Doch erkläre mir, durch welchen geheimnißvollen Bezug Dich meine Erzählung in jene traurige Zeit so erschütternd zurückversetzt? Du glaubst doch nicht, das unglückliche Mädchen sei Borr's Geliebte gewesen?"

„Sie ist es!" rief Kral, „sie wird es sein, es ist höchst wahrscheinlich. Es kann zwei solche in der nämlichen Zeit nicht geben, welche in demselben Hause Zuflucht gesucht und gefunden haben! — Erfahre, daß ich in der heimlichen Anstalt der Frau Kofka Hausarzt gewesen bin!"

„Was Du da sagst!" rief Kunosch verwundert. „Dann aber müssen Dir doch viele Nebenumstände bekannt gewesen sein —"

„Ich weiß gar nichts," erwiderte Kral. „Ich hatte die Schwäche, später in Frau Kofka zu dringen, mir wenigstens den Namen des Mädchens zu verrathen, und bin wegen ihrer

Weigerung mit ihr zerfallen. Diese höchst ehrbare Frau verlor lieber den erprobten Freund, als daß sie das Stillschweigen, das sie gelobt, gebrochen hätte. Jetzt aber verräth mir der Zufall, was der Worttreue nicht abzudringen war. Kunosch, wenn es dasselbe Mädchen ist, dann ersetze ich Dir Deinen Verlust und schenke Dir meinen Erbantheil, der in der Schublade dort noch immer unberührt liegt!" —

„Ich bin ganz auf den Hund gekommen," rief Kunosch, emporspringend, „aber ich wäre ein Hundsfott, wenn ich aus Deiner edlen Schwärmerei Nutzen ziehen könnte! Ein Esel war ich schon lange, ein Beutelschneider noch nicht und werde es nie werden!" —

„Welches Wortgefecht!" rief Kral. „Auf, Kunosch! Komm, zeige mir die Wohnung des Mannes, dem Du Borr's Brief übergeben hast! Ich muß unter irgend einem Vorwande eindringen und seine Tochter sehen. Ich werde sie gleich wieder erkennen."

„Ich will Dich hinführen", erwiderte Kunosch, nach seinem alten Filzhut greifend.

„Dennoch wünsche ich," rief Kral vor dem Hinausgehen, „daß ich mich täusche, daß Sie, deren Andenken mein Herz mit so süßer Trauer feiert, nicht das Ziel der schändlichsten Verfolgungen sei! Wenn sie es aber ist, dann werde ich nicht eine eitle Neugier befriedigen, sondern dem elenden Verführer, der eine begrabene Schuld, wie eine Hyäne, ausscharren will, auf den Kopf treten! O wenn sie es wäre! Vom Tode habe ich sie gerettet, vielleicht kann ich sie auch vor Schande retten!"

Zehntes Kapitel.

Ein Schuldbekenntniß.

Herr von Rosenstern war wie neugeboren, seit ihm die schweren Besorgnisse wegen des Bildes und des anonymen Briefes vom Herzen genommen waren, und wandte den Blick von den schrecklichen Episoden der letzten Vergangenheit hinweg, ganz der Zukunft zu, welche seine lange gehegten Glücksverheißungen endlich erfüllen sollte.

Marie war am folgenden Tage nur wenig zu Hause. War sie bisher, trotz der nahe bevorstehenden Hochzeit, in der Besorgung der nothwendigsten Ausstatttungs-Gegenstände lässig gewesen, so schien sie heute einen zehnfachen Eifer aufzuwenden, um das Versäumte nachzuholen. Es war eine wahre Hetzjagd, wie sie aus einem Laden in den andern eilte, von einem Stadtviertel in's andere fuhr und nur in ihrer Wohnung erschien, um die Ladung eingekaufter Waaren abzusetzen und eine zweite und dritte zu holen.

Sowohl ihr Vater als Solm machten sie auf die Folgen der Ueberanstrengung aufmerksam, ohne mit ihren Ermahnungen bei ihr etwas ausrichten zu können, und es blieb den beiden Männern nichts übrig, als über das bei Bräuten nicht seltene Einkaufsfieber zu lächeln, als sie dennoch wieder gleich darauf ausgegangen war.

Die vorhergesagten Folgen blieben nicht aus. Als Marie gegen Abend wiederkam, klagte sie über Kopfschmerz, der so heftig zunahm, daß sie sich bald darauf niederlegen mußte. Es war klar, daß sie sich erhitzt und bei dem scharfen Winde, der den ganzen Tag über geherrscht, eine Erkältung davongetragen habe.

Da Marie zu Bett lag, ging es im Hause so still her, daß sich der Rentier gegen seine Gewohnheit und aus purer Langeweile sehr früh zur Nachtruhe begab. Es mochte unge-

fähr neun Uhr sein. Trotzdem verfiel er gleich in Schlaf und ihm träumte von lauter Geräusch und Gepolter. Bald hörte er das Parquet knattern, bald fiel ein Gegenstand schwer auf den Boden, bald wurde eine Schublade hervorgezogen, bald kreischte eine Thüre zwischen den Angeln.

Plötzlich erwachte er und fuhr auf. Ihm war, wie wenn er nicht geträumt, sondern das Geräusch in der Nähe vernommen habe. Und doch war es jetzt ringsum todtenstill, nur der Wind sauste draußen.

Um diesem inneren Streite, der ihn sehr beunruhigte, weil seiner Tochter etwas zugestoßen sein konnte, ein Ende zu machen, stand er auf, machte Licht und zog seinen Schlafrock an. Dann passirte er ein kleines, leerstehendes Zimmer und fragte, nachdem er an Mariens Schlafzimmer angeklopft, mit lauter Stimme:

„Schläfst Du, mein Herz?“

Als keine Antwort erfolgte, klopfte er wieder und fragte:

„Marie, willst Du etwas?“

Alles blieb still. Die Nachtlampe brannte und warf den Schimmer durch die Thürspalte heraus.

„Sie schläft fest,“ sagte Herr von Rosenstern, überzeugt, daß er geträumt, und kehrte in sein Bett zurück.

Er hatte jedoch nicht geträumt, wenngleich das Geräusch, das seine halb und halb in Schlummer gewiegten Sinne vernommen, ihm nur in einem Traume zum Bewußtsein gekommen war, welcher, seiner Proteusnatur nach, alle Eindrücke vervielfältigt, verstärkt und vergrößert hatte.

Marie hatte, kaum daß sie den Vater in Schlaf versunken glaubte, das Bett verlassen, sich still angekleidet und war so leise als möglich aus ihrem Schlafzimmer in die Küche geschlichen. Dort steckte sie den Hausschlüssel zu sich, der an einer ihr bekannten Stelle hing. Die beiden Dienstmägde, die ihre Kammer neben der Küche hatten, schliefen fest, das bezeugte ihr hörbares, ununterbrochenes Athemholen. Nun schlich Marie in das Vorzimmer zurück, öffnete die Thüre langsam und geräuschlos, nachdem sie zuvor, den Schall zu dämpfen, vorsorglich ihr Taschentuch um das Schlüsselloch gelegt, und schlüpfte rasch in den Corridor. Sie trug ihre

Schuhe in der Hand, damit der Laut ihrer Fußtritte auf den Treppen nicht hörbar werde. Es kam ihr zu Statten, daß sie ein Teppich bedeckte.

In der Hausflur angekommen, eilte sie leise und rasch an der Hausmeisterwohnung vorbei, öffnete eben so leise und vorsichtig wie vorhin das Hausthor und schloß es ebenso.

Als der Vater an ihre Thüre klopfte, war sie schon auf der Straße und zog eben athemlos vor Gemüthsbewegung in einer Ladennische ihre Schuhe wieder an.

Der Mond stand beinahe voll am östlichen Himmel, ein stürmischer Nordwind jagte große weiße Wolkenmassen ungestüm an ihm vorüber, daß es den Anschein hatte, als ob sich die Mondscheibe selbst bewege, um von den herannahenden Dunstwogen nicht mit fortgerissen zu werden.

Auf den Straßen sah es einsam und unheimlich aus; trotz der frühen Abendstunde waren sie fast menschenleer. Das Theater war zu Ende, obwohl es erst ein Viertel auf Zehn geschlagen hatte, die Fiaker, die sonst noch in der Nähe der beiden, einander schräg gegenüber liegenden Ressourcen halten, waren heimgefahren. Nur hier und dort eilte Jemand, die Kopfbedeckung mit der Hand festhaltend, nicht rechts, nicht links schauend, dahin, um auf's Schnellste unter das schützende Dach zu kommen. Die Glasflammen flackerten hin und her, dem Erlöschen, selbst hinter der schützenden Glaswand, immer nahe; der Sturm blies und tobte so wild, als wolle er in dieser Nacht den festen Bau der Welt auf die Probe stellen.

Zwar wollte der Mond, so oft er frei vortrat, mit seinem milden, wunderlichen Lichte die Schrecken der Nacht mildern und sänftigen, aber heute war sein Strahl dem Auge kaum angenehm, weil er so unzuverlässig und flüchtig war und das Bild, das er kaum gezeigt, gleich wieder vom Schatten verschlungen wurde, daß der Beschauer sich selbst bei der athemlosen Flucht des Wechsels unsicher fühlte.

Marie schritt, eine Kapuze über den Kopf und tief in's Gesicht gezogen, im unscheinbarsten Kleide, in einen farblosen alten Shawl gewickelt, ganz unkenntlich dahin, in größter Eile, dicht an den Häusern, bald rechts, bald links abspringend, um einem ihr Begegnenden auszuweichen oder dem herabfal-

lenden Mondlicht zu entfliehen. Sie eilte, ohne zur Seite zu blicken oder sich umzusehen, wie Einer, der nur das Ziel und keinen Nebengedanken im Kopfe hat, den Wenzelsplatz hinauf, sich in der Mitte haltend, wo kein Mensch ging, für die wilden Naturscenen ohne Ohr und Auge, denn oben am Himmel schossen die Wolken nicht so heftig über einander, als in ihrem Innern die angstgejagten, tumultuarisch wirbelnden Gedanken, und der Wind, der aus vollen Lungen blies, war gegen den stürmischen Aufruhr in ihrer Seele doch nur ein nicht ernstgemeinter Theatersturm.

Als sie an die Ecke der Wassergasse kam, wurde sie durch einen rasch an sie heranfahrenden Wagen aufgeschreckt. Es war eine Droschke, die leer heimeilte. Marie hielt einen Augenblick an, sich bedenkend, ob sie den Kutscher anrufen und seinen Wagen benutzen solle. „Nein, besser zu Fuß! Alles kann mich verrathen!“ sagte sie dann und eilte vorwärts.

Vom Laufe und dem ihr entgegenbrausenden Winde nicht erschöpft, oder vielmehr nicht entmuthigt, bog sie mit derselben Hast in die hinansteigende Stephansgasse ein, immer rascher vorwärts getrieben, bis sie hoch oben an die Stephanskirche gelangte. Der Mond trat hervor und beleuchtete die ringsum ragenden Grabdenkmale mit ihren uralten Abbildungen von Gerippen und Todtengebein. Sie musterte diese mit einem scheuen Blick und jagte vorüber. Bald war sie in dem ödesten Stadttheil der oberen Neustadt, wo sich die Armuth zwischen schlecht bebauten Gärten und größtentheils brachliegenden Feldern niedergelassen. Auf ihre kleinen, elenden, allenthalben verstreuten Häuser und Baracken schauen die mächtige Kuppel des Karlshofs, das palastartige Irrenhaus, die Appolinariskirche und die fernen Mauerzinnen des Wisehrad mit einer erdrückenden Verachtung von ihrer Höhe nieder.

Aber auch hier war das in einsamer Nacht irrende Mädchen noch nicht am Ziele. In eine noch größere Oede führte sie ihr Weg. An dem alten Katharinenkloster vorbei, lief sie das Gäßchen hinab. Hier eröffnet sich ein weiter desolater Raum, vom Stadtwalle des blinden Thores und vom Karlshof begrenzt; traurige Gärten mit dürftigen Obstbäumen und theils unbewohnten, theils unbewohnbaren Sommerhäuschen

dehnen sich hier aus, von Mauern eingeschlossen, zwischen welchen unebene, ungepflasterte, mit Steinen besäete Gäßchen nach allen Richtungen laufen. Mit Eintritt der Dämmerung belustigen sich da die Marder ungestört bis zum Morgen.

Unheimlich weht es hier nachts dem Eintretenden entgegen. Der Wind, der an dem zerbrochenen Fensterladen eines Hauses rüttelt oder die eingerosteten Windfahnen eines Sommerhäuschens dreht, kann da das Gemüth gar wunderlich ängstigen. Heute, bei der zweifelhaften Mondbeleuchtung und den weißen, aus dem Rasenboden ringsumher steigenden Nebeln mußte man sich vor dem Grauen seiner eigenen Einbildungskraft ganz besonders schützen.

Kein Wunder, daß hier Marie, wie alle Mädchen der Furcht leicht zugänglich, plötzlich stillstand und den Fuß kaum vorwärts zu setzen wagte. Die zusammengeschlagenen Hände fest an die Brust gedrückt, musterte sie mit ängstlichen Blicken den öden Raum, den sie noch zu durchschreiten hatte.

„O Vater! Vater!" wimmerte sie vor sich hin, „wenn Du wüßtest — —" Aber mit einer düstern Entschlossenheit fügte sie gleich hinzu: „Aber ich muß vorwärts."

Sie lief in das schmalste der Gäßchen; aber kaum war sie dort eine Strecke weit vorgedrungen, als ein lähmender Schrecken sie faßte und ihre Füße im Boden wurzelten.

Sie sah einige Schritte weit vor sich im Schatten eines Mauervorsprungs eine riesengroße Männergestalt, die sie, an die Wand gedrückt, in vorgebeugter Stellung erwartete.

Sie vermochte nicht zu fliehen, sie hatte nicht einmal die Kraft zu schreien, sie zitterte und starrte unverrückt die Gestalt an.

Eine schreckliche, martervolle Weile ging hin, ehe sie die Entdeckung machte, daß das, was sie für einen Mann hielt, ein Pfahl war, welcher die tiefeingesunkene, mit Einsturz drohende Mauer stützte. Rasch stürzte sie wieder vorwärts, dessenungeachtet mit derselben Angst, mit demselben Herzklopfen, wie wenn doch hinter ihr der riesengroße Mann lauerte. Nach einem kurzen Laufe, immer der Mauer entlang, kam sie an eine niedrige, enge, grün angestrichene Thüre. Sie schien sie zu kennen. Sie legte ihre Hand auf ein Schloß, welches sich

mittelst eines angebrachten Bindfadens öffnete, und schlüpfte in einen Garten, durch dessen öde, kahle, mondbeglänzte Beete ein Pfad zu einem alten Hause führte, aus dessen kleinen, unregelmäßigen Fensterchen überall Licht entgegenschimmerte.

An die Hausthüre gelangt, blieb sie wieder zaghaft stehen. Der Eintritt schien ebendenselben Muth zu kosten, wie der letzte Weg durch die öden Gäßchen.

Endlich klopfte sie an, aber so leise, daß sie nicht gehört werden konnte, und da Niemand zum Vorschein kam, machte sie den Versuch zu öffnen. Die Hausthüre ging unter gellem Geklingel auf. Mit einem Sprung stand Marie im stockfinstern Hausflur.

„Wer ist da?" rief eine weibliche Stimme aus der Küche.

Marie gab keine Antwort.

Eine alte Dienstmagd kam mit dem Lichte hervor und fragte, die fremde, vermummte Gestalt beleuchtend, ziemlich unfreundlich auf Böhmisch:

„Was wollen Sie und warum reden Sie nicht?"

Marie schwieg, wie eine Bildsäule unbeweglich.

„Frau Kofka!" rief die Dienstmagd in durchdringendem Tone.

Eine Matrone von ungefähr fünfzig Jahren trat aus der gegenüberliegenden Stube. Sie hatte eine weiße Nachthaube auf dem Kopfe; ein weiter Schlafrock umhüllte ihre corpulenten Formen, die tief niederhangenden Brüste und die mächtigen Arme. Ihr rothes, fleischiges Gesicht hatte beinahe männlich ausgeprägte Züge, aus denen Klugheit, mit einer gewissen Bonhommie gemischt, sprach. Jede ihrer Mienen und Bewegungen verrieth Sicherheit und Ruhe. Sie sagte zur Dienstmagd in einem verweisenden Tone:

„Was für ein Lärm? Brennt's?"

„Reden Sie selbst mit ihr!" sprach die Dienstmagd mürrisch, auf Marie deutend. „Ich habe aus ihr kein Wort herausgebracht!"

„Was wünschen Sie, meine Liebe?" fragte Frau Kofka höflich und freundlich, während ihre scharfen Blicke die von der Kapuze verhüllten Gesichtszüge der Fremden zu erkennen suchten.

Marie blieb stumm und unbewegt, aber einen schweren Athemzug hörte man doch.

„Das muß Eine sein, die aus dem Irrenhaus entlaufen ist!“ ließ sich eine neue Weiberstimme aus dem dunkeln Hintergrunde vernehmen.

„Welcher Vernünftige,“ fiel die Dienstmagd, welche das Licht hielt, ein, „kommt zu Leuten, ohne sich sehen oder hören zu lassen?“

„Heimlich und verstohlen tritt man hier nicht ein, wenn man nicht spioniren will!“ begann die Stimme im Hintergrunde wieder.

„Haltet Eure Mäuler!“ herrschte Frau Kofka den Beiden zu, indem sie auf's Traulichste an Marie herantrat. „Was läßt sich bei uns spioniren?“ fuhr sie, gewissermaßen nach zwei Seiten redend, fort. „Was geht in meinem Hause Unrechtes vor? Was da allenfalls geschieht, ist wie nicht geschehen, denn ich allein weiß Alles und sage nichts, wenn ich auch etwas wüßte! Nicht mit Gold, nicht mit Daumschrauben und mit spanischen Stiefeln ließe ich mir ein Geheimniß abpressen, wenn ich eins hätte! Frau Kofka weiß, worin ihr Geschäftsinteresse besteht, wenn sie auch nicht eine durch und durch redliche Frau wäre!“

Ein unendlich schwerer, dennoch aber erleichternder Seufzer stieg laut aus Mariens Brust empor, wie wenn eine riesenhafte Sorge in die Luft geblasen worden wäre.

„Frau Kofka,“ flüsterte sie, „Leute, die eine Unglückliche verderben wollen, sind, wie es scheint, auf eine Spur gerathen. Man wird sich vielleicht an Sie wenden. Halten Sie Wort, um Himmels willen! halten Sie Wort! Wenn man nach Einer forscht, die Sie vor Jahren gekannt haben, schweigen Sie, um sie nicht zu verderben!“

Sie zog mit einer Hand die Kapuze noch enger über Stirn und Augen, während sie mit der andern Frau Kofka's Rechte drückte und gleichzeitig mit Goldstücken füllte.

Frau Kofka verstand erst jetzt den Zweck des Besuchs.

„Bauen Sie auf mich!“ erwiderte sie mit fester Stimme, „so wahr ich selig werden will! Ich wünschte, daß Sie immer

so klug gewesen wären, wie ich verschwiegen war. Darf ich Ihren Namen nicht wissen?"

Marie sprang neubelebt der Frau um den Hals, indem sie ihren Mund dicht an deren Ohr brachte und ihr ein paar Worte zuflüsterte. Dann riß sie sich heftig los und eilte zur Hausthüre hinaus.

Hastig ging es den Wiesenpfad zurück, durch die Gartenthüre in das Gäßchen, an dem Pfahle vorüber, aus den traurigen Kreuz- und Querwegen hinaus.

Der Sturm tobte noch immer mit gleicher Heftigkeit, nur trieb er nicht mehr so viel Wolken vor sich her. Marie sah in ihrem tollen Laufe zum Monde, der immer freier hervortrat, oft unwillkürlich empor, als wolle sie ihn vorwurfsvoll fragen, warum er so hell leuchte und welchem Verräther-auge er ihr Unglück und ihre Erniedrigung preisgeben wolle...

Auf dem Rückwege zum Katharinenkloster hatte sie einen andern Weg eingeschlagen, nach links abgebogen und rannte in die lange und breite, zum blinden Thore führenden Straße, in gerader Richtung dem hohen steinernen Standbild entgegen. Da, auf die Stufen, zu Füßen der Karlshofer Muttergottes warf sie sich auf das Angesicht nieder, athemlos und erschöpft, von Gemüthsbewegungen innerlich aufgerieben, und betete und schluchzte durcheinander. Nach und nach wurde sie stiller und stiller, endlich ganz still.

„Ist Euch nicht wohl?" fragte auf Böhmisch eine rauh klingende Stimme aus dem beschatteten Hintergrunde der Bildsäule, während eine alte Weibergestalt auf allen Vieren herankroch und den Kopf neugierig hervorreckte.

Es war ein lahmes Bettelweib.

Marie blieb regungslos und stumm.

Die Alte hob das Mädchen, das ganz bewußtlos war, empor, legte dessen Kopf auf ihren Schooß und fing die eiskalten Schläfe mit Branntwein einzureiben an.

Marie machte einen Ruck und erwachte, noch immer unfähig, sich auf die Füße zu stellen.

„Großer Gott!" flüsterte sie mit matter, fiebergejagter Stimme. „Wo bin ich? Wer hat mich gefangen? Was wird aus mir? Alles ist verrathen!"

Sie schloß die Augen wieder.

Als die Alte, mit ihren Belebungsversuchen fortfahrend, ihre Branntweinflasche an die Lippen des Mädchens setzte, streckte Marie die Arme weit aus und öffnete ihre Augen.

„Laßt mich —“ sagte sie — „laßt mich — mir ist sehr unwohl —“

Sie hatte sich neben die Alte gesetzt und lehnte sich mit tief herabfallendem Haupte an die Statue.

„Seid nicht eigensinnig,“ rief die Alte, sich ihr zukehrend. „Wenn Euch unwohl ist, so macht selbst einen herzhaften Schluck! Das hilft, das erwärmt! Wie oft habe ich schon so dagelegen und es hat mir geholfen!“

Sie drang dem Mädchen ihre Flasche auf.

Marie setzte sie wirklich an ihren Mund und trank von der brennenden Flüssigkeit zum ersten Mal in ihrem Leben. Es wirkte, oder schien gewirkt zu haben. Bald fühlte sie sich besser, die Lebensgeister stellten sich langsam wieder ein.

„Seht!“ rief die Alte triumphirend, „den Alten muß man folgen, wenn man durchkommen will! Es war ein Glück, daß ich beim Nachhausegehen bei der „schwangern Muttergottes“ Halt gemacht habe. Ihr wäret elend umgekommen bei diesem Sturme!“

„Gott weiß, was aus mir geworden wäre!“ rief Marie entsetzt. „Ach, wenn ich nur —“ sie fuhr in allen Taschen herum, ohne etwas zu finden — „etwas bei mir hätte, um Euch zu belohnen!“

„Ich sehe es Euch an,“ sprach die Alte mit einer höhnischen Betonung, „Ihr seid kein gemeines Frauenzimmer! Nicht wahr, Euch fällt es leichter einen Guldenzettel herzugeben, als: ich danke Euch! zu sagen? Ihr seht darnach aus!“

„Ich danke Euch doch von Herzen!“ sprach Marie betroffen, aber wahrhaft entsetzt darüber, daß die Alte Beobachtungen über sie anstelle, welche vielleicht ihrem nächtlichen Gange auf die Spur kommen lassen könnten. Obwohl sie die Kräfte gehabt hätte, weiterzugehen, hielt sie sich doch auf, um das alte Weib irrezuleiten.

„Ich weiß gar nicht,“ sagte sie, „wie mir das so plötzlich

gekommen ist! Ich habe mich bei einer guten Freundin verspätet — wir sind so lustig gewesen —"

„Macht mir nichts weiß!" unterbrach sie die Alte. „Ich war schon da, als Ihr hergeschossen kamt und Euch weinend und betend vor die Muttergottes hinwarft! Niemand betet, wenn er nicht ein großes Herzeleid hat, außer eine Bettlerin, wie ich! Die muß beten!"

„Da seid Ihr ein schreckliches Wesen!" erwiderte Marie in ihrer Verwirrung, während ihre Blicke auf dem dürren Gesichte, den markirten Zügen der Alten unruhig umherfuhren.

„Was bin ich?" versetzte die Alte. „Ich sage Euch, daß ich doch ein rechtschaffenes Weib bin! Es gab eine Zeit, da habe ich so andächtig und so viel gebetet, wie die beste Christin. Was hat mir das genützt? Mein Mann war Maurer — er stürzte vom Gerüste, als sie die Theinkirche ausbesserten. Ich kam eben über den Platz daher, ihm das Essen zu bringen, ich hörte den Fall der Balken, hörte einen Schrei, sah die Leute zusammenlaufen und einen Menschen mit todfahlem Gesicht aufheben. Es war mein Mann! Er hatte Arme und Beine zwei- und dreifach gebrochen. Meine Kinder, rief er, meine armen Kinder! Das war Alles. Er war schon todt, als man ihn in's Krankenhaus brachte — und ich war zur Zeit hochschwanger! Damals konnte ich zu keiner Kirche mehr emporschauen, aber ich betete doch noch — nie für mich, nur für meine Kinder — es hat nichts genützt. Mein Sohn, mein einziger Sohn wurde Mühlknecht; er war so brav und schön, war gerade fünfzehn Jahre geworden — er kam unter dem Wasserrad um, — meine Tochter —"

„Schrecklich!" rief Marie, die Ohren mit den Händen zuhaltend, da sie ihre Nerven für diese verzweiflungsvolle Dialektik zu schwach fühlte.

„Ich muß aber beten," fuhr die Alte, von ihrem Gedankenzuge nur flüchtig abgelenkt, fort, „denn wer würde mir ein Almosen geben, wenn ich nicht für ihn beten wollte, wenn ich nicht bei jedem Kreuzer, den man mir zuwirft, sagte: Vergelt's Gott! Will recht fleißig beten! Ja, ja! Und manchmal bete ich doch! Da geht es mir nicht vom Munde allein,

so gedankenlos, wie der Rosenkranz zwischen den Fingern abläuft, die es schon so gewohnt sind, da geht es aus dem Herzen! Ich bete dann, daß dieser elende Geselle, der meine Tochter verführt und eine Andere, die auf dem Lande ein Haus besitzt, geheirathet hat, zu Grunde gehe oder bald in's Zuchthaus komme, damit er nicht länger Böses unter den Menschen anstifte. Auch das Gebet nützt nichts und geht nicht in Erfüllung!... Noch heute sah ich ihn an mir vorübergehen, als ich auf den Kirchenstufen bei der heiligen Dreifaltigkeit saß. Frisch und lustig, die Cigarre im Munde, ging er an mir wie zum Hohn vorüber, und obwohl er seit dritthalb Jahren so gelb wie Wachs ist, verreckt er doch nicht!"

Sie nannte den Menschen nicht, den sie meinte. Hätte sie ihn genannt, mit welchem Schreck und Grausen hätte Marie einen Namen vernommen, der ihr bekannt war! Die Alte hatte Zadera gemeint. Marie fühlte sich in ihrer Gesellschaft unheimlich angeweht und wollte aufstehen und gehen, als sie von der Alten wieder angeredet wurde.

„Kommt Ihr denn so spät noch in's Haus hinein?" fragte sie mit einem forschenden Blick, dem indeß nur Neugier zu Grunde lag.

„Ich habe mir vorsichtshalber den Hausschlüssel mitgenommen," antwortete Marie verlegen, indem sie sich erhob.

„Den habt Ihr gewiß nicht mit Wissen der Eltern!" sagte die Bettlerin, den Finger drohend erhebend.

„Warum nicht?" erwiderte Marie betroffen, mit verrätherischer Unruhe. „Die Eltern wissen, wo ich war."

„Dann sind Eure Eltern," sprach die Alte, „sehr leichtgläubig. Ha, ha, ha!"

„Darauf kann ich keine Antwort geben," versetzte Marie scharf, „außer eine, welche für Diejenige nicht paßt, die mich vom Boden aufhob, als ich hier krank und zusammengebrochen lag."

„Kind, Kind!" rief die Alte in einem freundlichen, mütterlichen Tone. „Nehmt Euch in Acht! Ihr seid ein junges Blut! Bedenkt, wenn auch die Eltern heute nicht erfahren, wo ihr gesteckt seid, so kann die Stunde kommen, in welcher es der ganze Pfarrsprengel erfährt! Meine Tochter —"

Von einem inneren Grauen durchzuckt, dankte Marie der Alten für die Menschenfreundlichkeit, die sie ihr bewiesen, und flog davon.

Ohne den geringsten Zwischenfall gelangte sie in ihr Haus, schlüpfte die Treppe hinauf und schlich in ihr Schlafzimmer hinein.

Sie war eben in's Bett gestiegen, als ihr Vater, wahrscheinlich von einem, wenn auch noch so leisen Geräusche geweckt, an ihre Thüre klopfte und anfragte, ob sie sich wohl befinde.

Marie war unendlich erschrocken und wagte nicht zu antworten; es schien ihr nicht unmöglich, daß sie von ihrem wachsamen, besorgten Vater vermißt worden wäre.

„Vater," rief sie plötzlich, das Gewisse dem Ungewissen vorziehend, „Du störst mich mit Deinen übertriebenen Besorgnissen alle Augenblicke aus dem Schlafe."

„Ich war erst ein einziges Mal an Deiner Thüre," erwiderte der Vater. „Hast Du mich denn gehört?"

„Ich hörte Alles," erwiderte Marie. „Mir ist besser. Gute Nacht."

Es schlug zwei Uhr.

Unendlich beruhigt legte sich der Vater nieder, aber seine Tochter konnte nicht einschlafen und verwachte voll innerer Qual den Rest der Nacht.

Elftes Kapitel.

Der Versucher.

Der Austritt Eschburg's aus Solm's Geschäft stand schon ganz nahe bevor, die Zeit bis dahin konnte beinahe schon nach Stunden gezählt werden. Die Aufgabe, die er in Tiboretz

zu erfüllen hatte, war beendigt, und er erwartete dort nur Solm oder dessen Abgesandten, um die Uebergabe seiner Geschäftsbücher zu machen. Im Geiste war er schon längst auf seiner großen Reise, jetzt auf dem unermeßlichen Meere, jetzt im Menschengewühl von Newyork, jetzt in der Wildniß. Die Bande, die ihn an Bertha geknüpft, waren freiwillig gelöst, und sein Herz hatte, als es zur vollständigen Resignation übergegangen, lange zuvor den schmerzlichsten aller Abschiede genommen. Horsky hatte nicht nöthig, ihn nach Tiboretz zu senden, um ihn von Bertha zu entfernen. Eschburg selbst vermied das Mädchen, und die vermeinte Verbannung in die ländliche Einsamkeit war ein wohlthuender Aufenthalt für sein leidendes, schmerzzerwühltes Gemüth.

Es war ein unfreundlicher Herbstmorgen, grau und kalt. Nebelwolken bedeckten den ganzen Himmel, ein scharfer Nordwest brauste durch die Baumwipfel des Waldes und riß die letzten Blätter von den Zweigen herunter.

Eschburg hatte einen Spaziergang gemacht. Als er auf dem Rückwege durch den Park zum Schlosse kam, setzte er sich, unweit vom Zaune, auf eine windgeschützte Stelle hinter einem Hügel nieder.

Mit gekreuzten Armen und gesenktem Kopfe brütete er, in das fahle Laub auf der Erde starrend, vor sich hin. Es war eine dumpfe, betäubte Stimmung, in welcher er sich befand, der Spiegel einer ungewissen, von Zufällen abhängigen Zukunft, deren Irrwegen und Gefahren noch alle festen Umrisse fehlten, denn Eschburg war in einer der Lagen, in welchen des Menschen Wohl und Wehe dem Ausgange und dem Geschicke überwiesen ist. Man muß einen Feind bekämpfen, dessen Stärke man nicht sieht, man muß auf einen Bundesgenossen rechnen, welchen man nicht kennt; man entsetzt sich vor dem Unbekannten und baut die Hoffnung auf das Unsichtbare. Dieser Zustand hat etwas Mystisches und der Verstand muß wehrlos eine Verfinsterung erleiden.

Eschburg mochte, in dieses Brüten versunken, ohne Sinn für die Außenwelt ziemlich lange dagesessen sein, als ihm eine Stimme über den Zaun herüber: „Guten Morgen, lieber Herr Eschburg!" zurief.

Eschburg fuhr auf.

Er sah den unheimlichen Kopf Zabera's über den Zaun hervorschauen.

„Ihr seid's?" rief er.

„Ja, ich bin's," sagte Zabera. „Habe Sie lange nicht gesehen und freue mich von Herzen —"

„Mit Euch habe ich noch abzurechnen," fuhr Eschburg dazwischen, indem sich sein ganzes Gesicht verfinsterte.

„Mit mir, lieber Herr Eschburg?" fiel ihm Zabera im zutraulichsten Tone in die Rede.

„Gewiß," sprach Eschburg, indem er aufstand und hart an den Zaun trat. „Ihr habt, als Ihr mir vor einigen Wochen in Prag begegnet seid, meine Unkenntniß der Verhältnisse auf das Schändlichste mißbraucht! Ihr habt vier brave und ehrliche Menschen auf das Gröbste verleumdet und dieselben in meinen Augen zu Verbrechern stempeln wollen. Ihr verdientet eine derbe Züchtigung dafür und ich gäbe sie Euch, wenn ich mich nicht schämen müßte, einem Menschen, wie Ihr seid, halb und halb Glauben geschenkt zu haben."

„I, das ist wirklich lustig!" rief Zabera, wild an dem Zaune emporspringend. „Da seht einmal! Ist das mein Lohn? Das der Dank für meine Offenherzigkeit? Vier ehrliche Menschen hätte ich verleumdet? Ha, ha! Vier gescheidte Spitzbuben sind es, und ich halte sie in aller Ewigkeit dafür! Was machen Sie mir für Vorwürfe? Ich habe Ihnen meine innerste Ueberzeugung ausgesprochen, und es ist nicht meine Schuld, wenn Sie die Sache falsch angegriffen haben! Weiß Gott, ich hätte mir nicht die Mühe genommen, Ihnen die Augen zu öffnen, wenn ich gewußt hätte, daß Sie sie sich mit ein paar schönen Worten wieder zukleben lassen. O! mein Weib hatte Recht, als es mir damals sagte: Du kannst Dein Maul nicht halten, Du wirst noch plappern, bis Du Dir es einmal ganz verbrennst! Von heute an aber kann meinetwegen das ganze Dorf in Flammen stehen, ich schreie nicht der Erste: Leute, löscht!"

„Ich will meinethalben glauben," erwiderte Eschburg, von Zabera's wildem Affect getäuscht, „daß Ihr nicht absichtlich und wissentlich verleumdet habt, aber es steht bei mir fest,

daß Ihr nicht das geringste Vertrauen zu Euren Nebenmenschen habt und überall nur das Böse wittert. Ich will es nicht vergessen und mich darnach richten, wenn wir noch einmal im Leben zusammentreffen sollten."

„Das wird wohl nicht wieder geschehen," sagte Zabera mit einem Seufzer, „denn ich höre, daß Sie dieser Tage nach Amerika auswandern wollen. Gott segne Ihren Weg, aber da drinnen —" er klopfte sich grimmig auf die Brust — „kocht mir Alles bei dem Gedanken, daß Sie sich über das Meer unter die Wilden begeben, während Andere bequem zu Hause sitzen und das Ihrige, das, was Ihnen gehört, verschlemmen! Es geht mich zwar nichts an, nehmen Sie mir es nicht übel, aber ich kann mir mein Gefühl nicht aus den Eingeweiden herausreißen! Ich könnte weinen, wenn ich nachdenke, wie es auf der Welt hergeht, ich könnte Alles vor Wuth kurz und klein schlagen, wenn ich mir den Weltlauf überdenke! Reisen Sie glücklich, ich rathe Ihnen nicht ab, und wenn Sie in Amerika anlangen, so möge Sie Gott gleich am ersten Tage auf eine Stelle führen, wo Sie einen Goldklumpen finden, so groß wie einen Heuschober!"

„Haltet mich nicht für einen Gold- und Schatzgräber!" erwiderte Eschburg mit einem flüchtigen Lächeln. „Ich will mich weniger auf mein Glück, als auf meiner Hände Fleiß verlassen."

„Ist es denn also nicht wahr," versetzte Zabera, „daß dort in Californien, oder wie man es nennt, sich ganze Goldberge befinden? Ist es nicht, dann hole der Teufel Amerika und alle Zeitungen!"

„In den Bergen," sprach Eschburg, „findet sich freilich viel Gold, doch denkt nicht, daß man sich nur zu bücken brauche, um sich die Taschen damit zu füllen. Es giebt Einzelne, die Gold finden, aber Tausende, welche elend zu Grunde gehen!"

„Wenn dem so ist," erwiderte Zabera, „so weiß ich, daß ich nicht hingehe! Da will ich mich lieber hier schinden, wo es keine Meeresstürme, keine wilden Menschen und keine reißenden Thiere giebt." Er hielt eine Weile inne, brach einen Zweig vom Zaune, wie um sich die Pfeife, die er in

der Hand hielt, zu putzen, und sagte dann, wie absichtslos: „Wenn auch in unseren Bergen kein Gold liegt, glauben Sie nicht, daß da und dort Schätze aus alten Zeiten verborgen liegen?"

Er warf auf Eschburg einen forschenden Blick.

„Wäre nur die Wünschelruthe gefunden," warf Eschburg düster hin.

„Eine Wünschelruthe! rief Zadera höhnisch, während eine leidenschaftliche Habgier aus seinen Augen funkelte. „Herr Eschburg, halten Sie mich nicht für einen dummen Bauer, der an Geistermärchen glaubt. Unter Schätzen verstehe ich herrenloses Gut, das hundert und hundert Jahre entweder vergraben oder einsam verschlossen liegt. Läßt es sich leugnen, daß es derlei giebt?"

„Wohl nicht!" erwiderte Eschburg. „Doch wer die Stellen nur wüßte —"

„Wenn's weiter nichts ist!" rief Zadera, mit einem Satze über den Zaun in den Park springend und Eschburg vertraulich am Arme fassend. „Wollen Sie mir Ihr heiliges Wort geben, daß Sie das Geheimniß, das ich Ihnen vertraue, bewahren, falls Sie sich nicht entschließen sollten, mit mir Halbpart zu machen?"

„Ihr seid ein Narr!" rief Eschburg verächtlich.

„Das will ich erst sehen!" rief Zadera unerschüttert. „Wollen Sie mir Ihr heiliges Wort geben, daß Sie schweigen? Ueberlegen Sie es wohl, bevor Sie Nein sagen! Stoßen Sie das Glück nicht zurück, das zu Ihnen kommt!"

„Ihr seid ja wie besessen!" sagte Eschburg, über Zadera's aufgeregtes, fieberhaftes Wesen verwundert. „Redet getrost! Was Ihr mir zu sagen habt, wird schwerlich werth sein, wieder ausgeplaudert zu werden!"

„Das glaube ich nicht!" rief Zadera. „Schwören Sie mir, daß Sie schweigen, und ich will mit der Sache herausrücken! Geben Sie mir wenigstens einen Handschlag; das wird zu meiner Beruhigung genügen, denn Sie sind ein Mann von Ehre durch und durch!"

„Da nehmt!" sprach Eschburg nach kurzem Bedenken, indem er die Hand hinhielt.

„Jetzt ist's recht!" erwiderte Zadera, Eschburg's Hand energisch schüttelnd. „Jetzt vertraue ich Ihnen Alles! Als ich vor vielen Jahren als Handwerksbursche in Tiboretz ankam, hatte ich eine arge Fußgeschwulst und mußte mehrere Wochen hier bleiben. In dem Bauernhause, wo ich wohnte, lag die Bäuerin, ein steinaltes Mütterchen, auf dem Sterbebette. Tagelang kämpfte sie mit dem Tode, ohne daß sich Eins der Ihrigen um sie bekümmert hätte; es war offenbar, daß man sie weghaben wollte, um den Platz zu gewinnen und das bischen Kost zu ersparen. Mich dauerte das Weib und ich bediente es Tag und Nacht und tröstete und pflegte es nach Kräften. Die Alte hatte mich liebgewonnen und sagte zu mir, kurz ehe sie den Geist aufgab: Hinterlassen kann ich Dir nichts, guter Bursche, aber ich kann Dir wenigstens zwei Stellen bezeichnen, wo große Schätze von alten Zeiten her liegen — — Sie lachen, Herr Eschburg, aber das ist noch nicht das rechte Lachen! Das wird erst kommen, wenn wir einen der Schätze in der Hand haben!"

„Fahret fort," erwiderte Eschburg, „ohne Euch um meine Mienen zu kümmern!"

„Einer der Schätze," fuhr Zadera fort, „liegt oben in der Klosterruine, aber den zu heben ist beschwerlich und mühsam, weil man eine massive Wölbung durchbrechen muß. Diesen Schatz, obwohl er der größere ist, wollen wir auf später lassen, bis wir des andern, der kinderleicht zu kriegen ist, habhaft geworden und unsern Appetit gereizt haben, um die Anstrengung weniger zu scheuen. Nicht wahr? Also passen Sie recht auf, Herr Eschburg! Da oben, gerade in dem Schloßflügel, der uns gegenüber liegt, in dem zweifenstrigen Eckzimmer —"

„Das ist ja das Zimmer," rief Eschburg mit unangenehmster Ueberraschung einen Schritt zurückweichend, „oberhalb der Veranda, wo man Euch ertappt hat, als Ihr das Weinlaub — des Kopfschmerzes wegen, ha, ha, ha!"

„Das ist richtig!" rief Zadera mit unendlicher Ruhe. „In diesem Zimmer —"

„So war doch etwas an der Sache?" fragte Eschburg, Zadera mit mißtrauischen Blicken messend.

„Ich leugne es nicht," erwiderte Zadera mit einem ge=

wissen Freimuth. „Das heißt, ich gestehe es Ihnen, und Ihnen allein! Ich wollte dort einsteigen, aber nicht einen Einbruch verüben, nicht eine Nadel forttragen, sondern den Schatz heimlich heben, der dort tief in der Mauer, wer weiß, wie lange schon, steckt."

„Was?" rief Eschburg überrascht und von der Art und Weise, wie Zadera ungezwungen zum Geständniß geführt wurde, zu glauben verleitet, daß sich eine leichtgläubige Phantasterei nur das Gewand der Spitzbüberei geborgt habe.

„Sie werden doch nicht glauben," fuhr Zadera ermuthigt fort, „daß ich dort ein Kanapee wegschleppen wollte, oder ein kleines Bild, oder den Kamin? Den Schatz wollte ich heben, lieber Herr Eschburg, den Schatz! Wenn ich mich auf Einbrüche verlegte, dann träfe ich auch eine bessere Wahl und stiege wahrhaftig nicht in ein Zimmer, wo nichts zu holen ist. Hab' ich nicht Recht?"

„Ich will zugeben," erwiderte Eschburg mit bedenklicher Miene, „daß Ihr nicht ein Dieb gewesen; aber ich kann nicht leugnen, daß Ihr wie ein Narr gehandelt, denn ich wette, daß Ihr den Schatz, von dem Euch das Mütterchen erzählt hat, nicht gefunden hättet, aber desto gewisser, oben beim Nachsuchen festgenommen, in's Zuchthaus gekommen wäret. Ich muß Euch jetzt erklären, daß ich Euch wohl das versprochene Stillschweigen halten werde, aber mit der ganzen Geschichte nichts mehr zu thun haben will. Ich lasse mir eine Albernheit gefallen, nur darf sie nicht gefährlich werden!"

„Sie wollen nicht?" rief Zadera im Tone der Verzweiflung. „Wie die Leute ihr Glück mit Füßen treten! Es ist zum Halsumdrehen! Sie reisen ohnehin in ein paar Tagen fort, und es wäre, denke ich mir, doch höchst angenehm, wenn Sie auf eine so wohlfeile Art Ihr Reisegeld verzehnfachen würden!"

„Ich habe keine Lust!" erwiderte Eschburg trocken. „Guten Tag!"

Er wollte gehen, aber Zadera hielt ihn fest.

„Herr Eschburg," rief er mit inständiger Beschwörung, „ich habe Vertrauen zu Ihnen, wie ich es meinem leiblichen Bruder nicht schenken würde! Ich rathe Ihnen zu nichts Schlechtem, ich ziehe Sie ja nicht in etwas Sträfliches hinein.

Niemand weiß ja besser, als Sie, was Eigenthum des Schloßherrn und was nicht sein Eigenthum ist, da Sie dessen Bücher führen. Wissen Sie etwas von einem geheimen Wandschranke? He?"

Eschburg blickte aufmerksam empor.

„Das wissen Sie nicht!" rief Zadera. „Ich sehe es Ihren Mienen an! Ich aber weiß, daß dort im Schlosse, im bezeichneten Zimmer, ein Wandschrank in der Mauer steckt, der seit fünfzig, vielleicht seit hundert Jahren nicht mehr berührt worden. Wo soll da ein Verbrechen liegen, wenn man den Schatz hebt?"

„Ein Wandschrank?" fragte Eschburg mit erwachter Neugier, doch voll Scheu, sich mit einem solchen Menschen einzulassen. „Davon weiß ich freilich nichts."

„Nicht wahr?" rief Zadera, von seiner Habgier noch höher aufgeregt, da er in Eschburg's Seele eine ähnliche Regung erwachen zu sehen glaubte. „Dabei ist nichts zu wagen! Geben Sie Acht! Ich will Ihnen die Stelle genau beschreiben. Ueber der Thüre befindet sich eine Holzverzierung, welche sich abnehmen läßt, wenn man den Eisendraht, der sie mit der eigentlichen Thürverkleidung zusammenhält, von der Seite mit einem Messer herausdrückt und herauszieht. Darunter zeigt sich Ihnen dieselbe Tapete, die die ganze übrige Wand bekleidet. Auf der Stelle, wo sie übereinandergelegt und zusammengeklebt zu sein scheint, drücken Sie mit dem Daumen in gerader Linie von unten nach oben hinauf und wiederholen es im Nothfalle, bis Sie zwei Federn dicht hintereinander aufspringen hören. Ist dies geschehen, so ist der Wandschrank geöffnet und nur von der Tapete überdeckt. Diese Tapete von unten an der scheinbar zusammengeklebten Stelle zu öffnen, ist Ihrem Scharfsinne leicht, ohne daß Sie dieselbe zerreißen oder verletzen müssen. Haben Sie sich das Alles gemerkt?"

„Höchst seltsam," murmelte Eschburg. „Nur weiter!"

„Was weiter!" rief Zadera. „Da giebt es nichts zu thun, als Alles aufzuladen, was aufzuladen ist. Wie mir die alte Bäuerin — Gott hab' sie selig! — gesagt hat, sind zwei Kästchen mit Juwelen und Schmucksachen darin, nebst vielen Papieren und Briefen. Das Alles nehmen Sie heraus, und geben Sie Acht, ob Sie nicht noch mehr finden! Hierauf

schließen Sie den Wandschrank vorsichtig, recht vorsichtig wieder, daß Alles in seinen vorigen Stand zurückkehrt und keine Spur von dem, was geschehen, zurückbleibt!"

„Zadera!" sagte Eschburg, „ich will Euch jetzt sagen, was ich über die Sache denke. Ich verspreche Euch auf alle Fälle, nachzusehen, ob dieser Wandschrank existirt und was er enthält, wenn ich ihn finde. Ich selbst verzichte zu Euren Gunsten auf jeden Antheil, doch sage ich Euch im Voraus, daß ich dann Herrn Solm in's Vertrauen ziehen werde —"

„Nein, nein, nein!" schrie Zadera wild. „Eher, als das geschehe, soll der Schatz dort liegen bis zum jüngsten Tage!"

„Seid gescheidt!" erwiderte Eschburg ruhig. „Wenn Herr Solm den Fund geprüft und gefunden haben wird, daß die Rechte Dritter keinesfalls angetastet werden, werdet Ihr nicht verkürzt werden; im Gegentheil, Ihr werdet Euer Glück mit ruhigem Gewissen genießen —"

„Darauf lasse ich mich nicht ein!" rief Zadera grob. „Da soll lieber der Teufel den ganzen Plunder holen. Warum hab' ich, dummer Esel, nicht mein Maul gehalten!"

„Ihr habt mir nicht zu mißtrauen," erwiderte Eschburg. „Ich habe Euch Schweigen versprochen und das will ich halten."

„Gut," sagte Zadera nach einigem Nachsinnen mit einer höchst auffallenden Gelassenheit. „Ich bin's zufrieden. Sie haben ganz Recht. Von dieser Seite habe ich es nicht betrachtet. Ich will mir die Sache bis morgen überlegen. Gefahr ist nicht im Verzuge, da keine lebendige Seele von dem Schatze etwas weiß. Versprechen Sie mir, daß Alles beim Alten bleibe, bis ich morgen zu Ihnen komme. Geben Sie mir die Hand darauf."

„Hier!" sagte Eschburg, ihm seine Hand reichend.

Er ging in das Schloß zurück.

Zadera sprang wieder über den Zaun zurück, blieb dann stehen und sah dem Abgehenden nach.

„Will er nicht anbeißen," sagte er, von seiner Habgier wie berauscht, „oder will er mich betrügen? Ich will ihm einen Strich durch die Rechnung machen. Theilen wollte er nicht, so kriegt er nichts. Ein solcher Gelbschnabel wird doch nicht einen Kerl, wie ich bin, über den Löffel barbieren wollen?

Sobald heute Abend die Dämmerung eintritt, steige ich oben ein und hole die Kostbarkeiten, und wenn ein Regiment Gensdarmen hinter jedem Baum im ganzen Park versteckt wäre!"

Er lief mit erhitztem Kopfe, voll Diebesgedanken, nach Hause.

Zwölftes Kapitel.

Ein Plan Kral's.

Kral hatte noch an demselben Tage, an welchem ihm der wiederaufgefundene Kunosch so wunderbare Mittheilungen gemacht, sich von diesem das Rosenstern'sche Haus zeigen lassen. Ehe er noch mit sich im Reinen war, unter welchem Vorwande er bei Fräulein Marie vortreten solle, war er schon die Treppen hinangeflogen und stand vor der Thüre, von welcher, auf dem weißporzellanenen Täfelchen, ihm der Name des Rentiers entgegenprangte. Er wollte eben die Klingel ziehen, als eine alte Dienstfrau ihm entgegentrat. Er erhielt von dieser auf seine Frage, ob Fräulein von Rosenstern zu Hause sei, die Antwort, das Fräulein sei ausgefahren, wie sie denn überhaupt jetzt schwer zu Hause zu treffen sei, da sie die Einkäufe für ihre Ausstattung alle selbst besorge. Der Herr möge sich zu Herrn von Rosenstern bemühen, der mit dem künftigen Schwiegersohn im kleinen Salon sei.

Bei dieser Mittheilung antwortete Kral, seine Bewegung verbergend, daß er die beiden Herren nicht belästigen wolle, sein Besuch dem Fräulein gegolten habe und er ein anderes Mal wiederkommen werde; er erkundigte sich aber nach dem Namen des Bräutigams, und da wurde ihm gesagt, daß es der Großhändler Solm sei, die Hochzeit werde in den nächsten acht Tagen stattfinden. „So! so!" hatte Kral zerstreut geantwortet und war plötzlich wieder die Treppe hinab-

geeilt, ohne seinen Namen oder irgend einen Auftrag an das Fräulein zurückgelassen zu haben. Die alte Dienstfrau wußte nicht, was sie aus ihm zu machen habe.

Der erste Gedanke, der Kral durchzuckte, als er vernahm, daß Die, nach der er gefragt, Braut sei, war der, daß die Gefahren, die ihr aus der Verfolgung erwüchsen, doppelt groß seien: sie habe nicht nur von Seiten ihres Vaters, sondern auch von der ihres Bräutigams zu fürchten. Einen Schmerz darüber, daß ein Anderer, den er nicht kannte, Die besitzen werde, die er Jahrelang still und heiß geliebt, fühlte er nicht; er hatte Marie ja immer als das Opfer oder die Beute eines Andern betrachtet, und seiner Liebe war schon durch die Umstände, unter welchen er sie kennen gelernt, das Todesgift der Resignation beigegeben. Wohl war er der Mann, der eine Unglückliche, wenn er sie liebte und sie für schuldlos im höheren Sinne hielt, in seinen Armen halten und gegen die Anklage einer ganzen Welt vertheidigen konnte, — aber seine Liebe war in der That ohne Wunsch und Begehr, sein Gefühl für sie eigentlich nur eine tiefe, mächtige, schmerzlich brennende Erinnerung. Er dachte nicht, daß er etwas verliere, er dachte nur an die Gefahr, der sie, vielleicht ungewarnt, entgegengehe und wie sie zu retten sei. Er war entschlossen, Alles für sie zu thun, was ein Mann thun könne.

„Großhändler Solm!" Der Name klang ihm bekannt, er sann nach, wo er ihn gehört. Da durchfuhr es ihn wie ein Blitz: Horsky, sein Freund Horsky, hatte diesen Namen genannt, hatte erzählt, daß er Solm's Advocat sei. Dieser Umstand schien Kral ein höchst glücklicher, es schien ihm fortan möglich, Marie von allen Verfolgungen auf die schönste und edelste Art zu retten — nämlich, ohne daß sie selbst darum wisse.

Als der Doctor Abends nach Hause kam, hatten seine Züge etwas Gespanntes und Aufgeregtes; seine dunkeln Augen sprühten ein heißeres Feuer als je. „Hast Du sie gesprochen?" fragte Kunosch und meinte Marie. Kral schüttelte den Kopf. „Dann sage mir, was Du sinnst!" rief Kunosch, „denn ich sehe, daß sich etwas in Dir vorbereitet!"

„Ich habe wunderliche Gedanken, Freund," sagte Kral,

plötzlich sein Schweigen brechend. „Mein Kopf spinnt Heimlichkeiten und Gewaltthaten. Ich glaube, es wird möglich sein, das Mädchen zu retten und alle Nachstellungen Vorr's zu Schanden zu machen!"

„Und wie das?" fragte Kunosch.

„Es kommt Alles darauf an," sagte Kral rasch, „sich jener compromittirenden Papiere zu bemächtigen! Auf das Schweigen der Frau Kofka kann man Häuser bauen. Wird Vorr jener Papiere beraubt, so hat er nimmermehr den Muth, gegen das Mädchen aufzutreten. Mit welchem Beweise will er dann noch seine Behauptungen unterstützen? Von einem so wenig glaubwürdigen Munde, wie der seinige, vorgebracht, wird ihnen sogar alle Wahrscheinlichkeit fehlen! Nur die Papiere zur Hand und Alles ist erreicht!"

„Aber wie willst Du sie kriegen?" fragte Kunosch. „Sie liegen in einem verborgenen Schranke. Du willst doch nicht, daß wir in Zadera's Fußtapfen treten und einen Einbruch versuchen sollen?"

„Das nicht gerade und doch etwas Aehnliches will ich!" erwiderte Kral. „Mir ist ein Weg eingefallen, um auf das Natürlichste in jenes Eckzimmer des hinteren Schloßflügels zu gelangen. Horsky ist der Advocat des neuen Besitzers, er ist gewiß bekannt in Tiboretz. Er soll uns in das Zimmer führen, das der Baron Dir beschrieben hat!"

„Ein vortrefflicher Einfall!" rief Kunosch, die Hände reibend. „Und was wird aus den Juwelen?"

„Die mag holen, wer da will, Vorr, Zadera oder der Gutsherr!" sagte Kral. „Wir brauchen nur die Papiere und nehmen nur diese fort!"

„Bravo!" rief Kunosch. „Bravo! Laß uns wie Mitglieder der heiligen Vehme in alten Schlössern verfolgte Frauenehre schirmen! Bei solchen romantischen Thaten bin ich mit ganzem Herzen dabei! Wird aber Horsky, der so ruhig und bedenklich ist —?"

„Er wird!" rief Kral. „Er darf dem Freunde, dem Mitgliede des alten Fünfbundes nichts abschlagen! Ich habe ihn bitten lassen, heute zu uns zu kommen, und erwarte ihn jeden Augenblick."

„Mich hat er, als ich heute bei ihm war, schlecht empfangen," sagte Kunosch, „und mir eine Strafpredigt gehalten, an die ich denken werde. Mein Gott! als ob ich mir das Trefflichste und Richtigste nicht selbst sagte und tausendmal gesagt hätte! Horsky verkennt mich! Ich bin ja kein schlechter Mensch — ich bin nur schwach, wer mit mir umgeht und wen ich lieb gewinne, der hat Gewalt über mich! Bin ich in der Nähe eines Lumpen, so kann ich aus reiner Gefälligkeit für ihn ein Lump werden, doch habe ich einen redlichen Freund in der Nähe, so bin ich so brav und tugendhaft wie irgend Einer!"

„Du hast nicht Unrecht!" sagte Kral, dem diese Rechtfertigung des Freundes ein Lächeln abgenöthigt hatte. „Wär's anders, so hätte ich Dich längst laufen lassen! Hoffentlich wirst Du fortan mir und Horsky mehr folgen, als dem ersten Besten, der Dir in den Weg kommt! — Doch davon ein andermal! Horsky muß jeden Augenblick kommen! Decke den Tisch und sorge dafür, daß wir ein Abendessen kriegen! Hole auch ein paar Flaschen aus dem Keller! Die grüngesiegelten aus der zweiten Gallerie!"

Kaum war der Tisch gedeckt und ein kalter Braten aufgetragen, als schon Horsky eintrat. „Hab' ich mir's doch gedacht!" rief er im Eintreten, als er die Zurichtung des Tisches erblickte. „Kaum ist der verlorene Sohn wieder da, und schon wird ihm zu Ehren das fette Kalb geschlachtet! Nichts für ungut, Kunosch!" setzte er hinzu, diesem die Hand reichend. „Meine Moralpredigt von heute Morgen nimmst Du hoffentlich, wie sie gemeint ist!"

Die Freunde setzten sich. Kunosch begann damit, daß er sich ein großes Glas Rum einschenkte. Verwundert sahen die Beiden ihn an, mit den Blicken fragend, ob dies nun zu seinen Gewohnheiten gehöre; er aber entschuldigte sich damit, daß er heute besonders fett gegessen habe. „Ich bin heute," sagte er, „bei einem jüdischen Pelzhändler zu Tische gewesen! Mein Magen hat die mosaische Gänseleber noch nicht überwunden!"

„Bei einem jüdischen Pelzhändler warst Du?" rief Horsky. „Mein Gott, wie kommst Du in den ersten Tagen Deiner Anwesenheit in Prag gleich in solche Gesellschaft?"

„Auf die natürlichste Weise!" erwiderte Kunosch. „Als ich von Dir fortging, führte mich mein Weg in's Leihhaus, wo ich etliche Effecten auszulösen hatte. Denn ich soll, will's Gott! durch Kral's Hülfe wieder ein ordentlicher und rangirter Mensch werden. Vor dem Leihhause traf ich den würdigen Geschäftsmann Samuel Schwarzfuß, den ich kannte, weil ich seinen Kindern vor Jahren Unterricht im Französischen gegeben. Ich erkundigte mich pflichtschuldigst nach Fräulein Judith und erfuhr, daß sie die Braut eines jungen Lederhändlers aus Pilsen sei, der sie dieser Tage heimführen werde. Flugs hatte ich eine Einladung zu Tische erhalten und nahm sie an, um den alten Schwarzfuß nicht zu verletzen."

„Sei offen und gestehe, daß Du sie annahmst, um zu sehen, ob nicht dem jungen Lederhändler vor seiner Trauung noch ein Streich zu spielen sei!" rief Horsky.

„Das würde mir ziemlich schwer werden," entgegnete Kunosch, etwas verlegen, daß sein Freund ihn bei der Wahrheit ertappt, und zugleich geschmeichelt, daß ihm Horsky noch immer solche Siege zutraute. „Der Bräutigam ist jung, hübsch, ein netter Mensch von äußerst angenehmer Gemüthsart. Er hat erst seit ein paar Monaten das Geschäft seiner Mutter übernommen, nachdem er jahrelang in der Welt herumgetollt — fast wie ich; seine Erzählungen haben mir manche Vergleichspunkte mit meinem eigenen Leben gegeben! Er war nämlich früher Pianist und hat in Gesellschaft eines Freundes, der Violinist war, mehre Kunstreisen unternommen. In Moskau und Petersburg soll er sehr gefallen haben. Aber, wie es nun so geht — die Zeit der Pianisten scheint vorüber zu sein — es gab leere Concerte, schlechte Einnahmen — er mußte sich eingestehen, daß das Herumziehen von Kurort zu Kurort ein schlechts Geschäft sei. — Sein Freund —"

„Hieß er am Ende Karpikoff?" fiel ihm Horsky in die Rede.

„Karpikoff, Iwan Karpikoff!" erwiderte Kunosch. „Kennst Du ihn? Muß ein genialer Kerl gewesen sein! Mein junger Lederhändler erzählte —"

„Heißt Dein Lederhändler Levini?" fragte Horsky.

„Jetzt nur Levi!" sagte Kunosch.

„Levini lebt!" rief Horsky lachend. „Ist nicht todt, nicht

dem Nervenschlage erlegen, nicht einbalsamirt in der Gruft zu Tula? Ach, das ist ja köstlich, Kunosch! — Ich werde mit der Notiz, die Du mir da so unverhofft gegeben, einer jungen Dame, die ich noch vor ein paar Wochen diesen Künstler betrauern hörte, eine große Ueberraschung bereiten!"

„Jedenfalls kannst Du ihr sagen," erwiderte Kunosch, „daß Levini nur allegorisch und als Künstler todt, für die Kunst gestorben ist! Als Levi und Lederhändler lebt er in Pilsen und wird die schwarzäugige Judith Schwarzfuß, die meine Schülerin war, als Gattin heimführen!"

Die alte Dienerin trat herein und nahm die Schüsseln mit fort; das frugale Mahl der Freunde war zu Ende. Kral hatte nicht zugehört. Er saß in Gedanken versunken, vor sich das Glas, das er kaum berührt; das laute Gespräch, das die Beiden führten, schien ihm unangenehm. „Seid Ihr mit Euern Geschichten fertig?" fragte er endlich barsch, indem er aufstand und die Cigarre am Lichte anzündete.

„Wir sind es!" sagte Horsky. „Unsern Grog wollen wir in Deinem Studirzimmer trinken!"

„Gut, gut!" sagte Kral und leuchtete mit dem Armleuchter vor. „Nun will ich auch," sagte er zu Horsky, indem er zwei Lehnstühle vorschob, „Dir das Anliegen vorbringen, das ich auf der Seele habe!"

„Und das ist?" fragte Horky, indem er Platz nahm.

„Dich zu bitten, morgen mit uns nach Tiboretz zu fahren," erwiderte Kral.

„Nach Tiboretz?" rief Horsky erstaunt. „Was willst Du dort?"

„Du sollst uns dort," sagte Kral, „in ein Zimmer führen, das Dir Kunosch näher bezeichnen wird!"

„Und zu welchem Zweck?" fragte Horsky mit steigender Neugier.

„Durch den seltsamsten Zufall," sagte Kral, „habe ich erfahren, daß dort, in einem geheimen Wandschranke Papiere liegen, die ein Mädchen, das ich kenne, gekannt habe, schwer compromittiren. Der frühere Besitzer des Schlosses, der junge Baron Borr, ein furchtbarer und verworfener Mensch, hat sie dort niedergelegt und will sie jetzt wieder hervorholen, um die

Unglückliche zu gewissen Schritten zu zwingen. Es gilt ihm zuvorzukommen, die Papiere zu vernichten und das Mädchen zu retten!"

Horsky blieb stumm. Eine große Bewegung ward in allen Zügen seines Gesichts bemerkbar; die Geschichte des Einbruchs, des entwendeten Bildes fiel ihm ein, er combinirte, eine innere Stimme, über die er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, sagte ihm, daß es sich um Marie Rosenstern handle. Er überlegte, was er ihr, und dann, was er Solm schuldig sei. Endlich sagte er:

„Gut, es sei! Die Borrs sollen nicht triumphiren! Ich führe Euch hin und will Euch Gelegenheit verschaffen, Eure Nachforschungen in den Gemächern des Schlosses so ungestört und so geheim als möglich anzustellen. Nach dem Namen der Person, um die es sich handelt, frage ich nicht, will ihn nicht wissen! Möge es sie retten, wenn sie verfolgt, verrathen, von Gefahr bedroht ist, wer sie auch sei, ob Die, die ich zu errathen glaube, oder eine Andere!"

Er reichte Kral die Hand hin, die dieser leidenschaftlich drückte; dann wurde die Verabredung für den morgigen Tag getroffen. Eine Weile noch blieben die Drei im Gespräche beisammen, dann trennten sie sich, Jeder eigenthümlich bewegt, Jeder voll Unruhe und Neugier, was der Morgen bringen werde.

Dreizehntes Kapitel.

Der Schrank in der Wand.

Als Eschburg von seinem Spaziergange, auf dem er die lange Unterredung mit Zabera gehabt, in's Schloß zurückkehrte, begegnete er im Hofe dem alten Schloßverwalter Straub.

„Guten Tag, Herr Eschburg!" sagte der Alte. „Noch einen Spaziergang gemacht in den herbstlichen Wald hinaus? Wollen sich wohl noch alle Orte ansehen, ehe Sie uns verlassen? Thut mir leid, von Herzen leid! Eine Prise, Herr Eschburg? Verzeihung! Weiß ja, daß Sie nicht schnupfen. Heute kann ich Ihnen eine Neuigkeit mittheilen. Drei Herren aus Prag sind da, Herr Horsky darunter!"

„So, so!" sagte Eschburg ohne Interesse. „Was haben die Herren gewollt?"

„Sich das Schloß angesehen!" erwiderte Straub. „Scheinen ein besonderes Interesse an der Einrichtung zu nehmen. Sie sind über eine Stunde oben geblieben."

„Und wo sind sie jetzt?" fragte Eschburg, der mit Horsky nicht zusammen zu treffen wünschte.

„Zwei sind in's Dorfwirthshaus gegangen und wollen dort übernachten," erwiderte Straub. „Herr Horsky ist im Schlosse geblieben und hat das Zimmer bezogen, das er schon öfter bewohnt."

Der alte Verwalter meinte unter den Begleitern Horsky's Kral und Kunosch. Sie hatten sich, sobald sich Horsky die Schlüssel verschafft, in das vielbesprochene hintere Eckzimmer begeben und dort ihre Nachforschungen angestellt. Sie waren ohne Erfolg geblieben, denn Borr hatte die Stelle, wo sich der Wandschrank befand, seinem Privatsecretär nicht näher bezeichnet. Kral und Kunosch durchklopften alle Wände, es fand sich nirgends ein hohler Ton, nirgends war ein Knopf, eine Schraube, die auf die Anwesenheit eines verborgenen Schrankes hätten deuten können. Auf's Tiefste entmuthigt, sahen sich die beiden Freunde zuletzt sprachlos an. Alle Versuche waren gescheitert. Sie beschlossen zuletzt, Zadera zu sondiren, wiewohl dieser Schritt nicht ohne Bedenken, ja nicht ohne Gefahr war. Um nichts zu überstürzen, hatten sie sich entschlossen, über Nacht in Tiboretz zu bleiben.

Eschburg dachte nicht weiter über die Fremden und den Zweck ihres Besuchs nach. Was er vor einer halben Stunde gehört hatte, beschäftigte ihn ganz. Er blieb gedankenvoll an der Schloßtreppe stehen. „Soll ich hinaufgehen oder nicht?" fragte er sich. „Ist an den Aussagen dieses Spitzbuben

etwas Wahres? Legt er mir eine Falle, oder bereitet er selbst im Stillen einen Anschlag vor? Handelt es sich darum, etwas Gutes zu stiften oder etwas Schlimmes zu verhindern?"

Von seinen Gedanken fortgerissen, ging er die Treppen hinan, durchschritt die lange Reihe der einsamen Gemächer und kam endlich in dem Zimmer oberhalb der Veranda an.

Seine Zweifel begannen sich zu zerstreuen, als er beim ersten Blick die Holzverzierung über der Thüre wahrnahm, die ihm Zadera beschrieben hatte. Schnell schob er den Tisch heran, stellte sich darauf und fand ohne Mühe das Ende des Eisendrahts. Mit Hülfe eines an seinem Taschenmesser angebrachten Korkziehers drückte er denselben auf der andern Seite ein Stück vor und zog ihn heraus, worauf er die Holzverzierung, die in demselben Momente herabzufallen drohte, herunternahm.

Ihm war seltsam zu Muthe, halb wie einem Schatzgräber, halb wie einem Diebe; Schauer der Erwartung und Ungeduld durchfuhren ihn und pflanzten sich bis in die Finger fort, die nun auf der Tapete hastig herumtasteten.

„Zadera war gut unterrichtet!" sagte er für sich.

Er hatte kaum den Daumen angedrückt, als er schon die erste Feder und gleich darauf die zweite springen hörte. Seine Brust war beklemmt, er holte tief Athem, ihm war, als ob er etwas Verbotenes thäte. Doch die Neugier trieb ihn an und ließ ihn nicht lange schwanken. Vorsichtig hob er die Tapete empor, eine nicht breite aber tiefe Wandöffnung lag vor ihm, denn eine Holzplatte war zurückgewichen.

In der Oeffnung, die vor ihm lag, befand sich ein Stoß alter, vergilbter Papiere, der aus einzelnen Paqueten bestand, die übereinander geschichtet waren. Als Eschburg sie hervorräumte, zeigte sich weiter hinten ein graues und ein schwarzes Kästchen. Sonst war nichts zu finden, so tief er auch mit dem Arme hineinlangte.

Eschburg nahm Alles heraus und suchte es zu errathen, wie sich die zurückgefallene Holzplatte wieder emporschnellen lasse. Er hatte kaum ein paar messingene Nägel zu beiden Seiten der Oeffnung berührt, als die Platte emporflog. Nun

zog er die Tapete wieder herab, setzte die Holzverzierung ein, brachte das Zimmer wieder in seine vorige Ordnung und eilte mit dem Funde auf sein Zimmer.

Dort angekommen, verschloß er seine Thüre, um in der Untersuchung nicht gestört zu werden.

Die beiden Kästchen, von denen das eine polirt, das andere grau, mit Chagrin überzogen war, hatten Rococofaçon. Beide waren mit Spinnweben bedeckt und hatten von der Feuchtigkeit gelitten. Sie sahen alt aus. Auch die Papiere waren vergilbt, manche wurmstichig. Man konnte beim ersten Blick an ein hohes Alter der Gegenstände glauben.

Doch als Eschburg das schwarze Kästchen, das das größere war, geöffnet hatte, kam er zu einer andern Ansicht. Das Kästchen war mit Juwelen gefüllt, die keineswegs alt waren. Es lagen da in verschiedenen Fächern Colliers, Ringe mit geschnittenen Steinen, Petschafte, Knöpfe mit Edelsteinen, Busennadeln, mit einem Worte Juwelen, die Männern, und andere, die Frauen zum Schmuck gedient, durcheinander; mehrere Stücke, darunter namentlich ein Armband und eine Broche waren Producte der neuesten Pariser Industrie. Der Werth aller dieser Dinge mochte sich nach einer ungefähren Schätzung auf ein paar tausend Gulden belaufen. Nun öffnete Eschburg das zweite Kästchen. Er fand in demselben lauter Briefe, ungeordnet, übereinander hineingestopft. Nur eine Partie Briefe, welche dasselbe Papier und das nämliche Format hatten, waren in ein Bündel zusammengebunden mittelst eines breiten grünen Bandes. Ein Blick auf die Stelle, wo das Datum stand, zeigte, daß sie in den letzten Jahren geschrieben seien.

Als Eschburg diese Ueberzeugung gewonnen hatte, änderte sich die Stimmung, mit der er alle diese Dinge betrachtet, ganz außerordentlich. „Es ist klar," rief er aus, „dieser Spitzbube hat mir eine Fabel erzählt! Er spricht von einem alten Mütterchen, das vor einundzwanzig oder wie viel Jahren ihm Mittheilungen gemacht! Dummes Zeug! Diese Dinge sind alle nicht so alt! Der Lump hat sich mir für einen Schatzgräber ausgeben wollen, weil er es nicht wagte, sich als Dieb zu zeigen! Der Vertrag zwischen uns ist durch

diese Lüge gebrochen! Der Besitzer dieser Gegenstände hat offenbar noch vor zwei Jahren seine Hand in diesem Wandschranke gehabt; er soll nicht verlieren, was ihm gehört! Aber wer ist der Besitzer? Baron Borr? Oder sonst Jemand, der in diesem Schlosse gelebt? Es wird kaum eine unerlaubte Neugier sein, wenn ich einen Blick in die Papiere werfe, um zu versuchen, ob ich den Eigenthümer ausfindig machen kann!"

Er nahm die Briefe aus dem Kästchen heraus, legte sie auf den Tisch und fing sie oberflächlich durchzugehen an, um auf die Spur des Besitzers zu kommen, da sämmtlichen Briefen die Adresse fehlte. Er fand nach einer flüchtigen Durchsicht, daß er es mit einer umfangreichen Liebescorrespondenz zu thun hätte, welche von mehreren Damen herrührte, und wunderte sich oft, warum der unbekannte Empfänger diese Blätter bei deren durchweg bedenklichem, ja selbst oft gravirendem Inhalt nicht verbrannt hatte, da doch solche Geheimnisse im reinen Element des Feuers besser aufbewahrt wären, als in dem künstlichsten Wandschranke. Mit einer vielleicht zu weit gehenden Neugier vertiefte er sich in einzelnen Blättern, die bald von wildester Eifersucht, bald von Verzweiflung, alle aber von Exaltation und Leidenschaft dictirt waren.

Endlich blieb nur das mit dem grünen Bande umschlungene Briefbündel zur Durchsuchung übrig. Eschburg stand nicht an, es zu öffnen, wie wenn er dazu ermächtigt wäre, da seine bisherige Mühe kein Resultat geliefert hatte. Das Bündel enthielt ungefähr fünfundzwanzig bis dreißig Briefe, alle von derselben weiblichen Hand, und diese schienen bei ihrem unleugbar tragischen Zusammenhange ein Tagebuch des Leidens und Unglücks zu bilden.

Kaum hatte Eschburg die ersten Blätter überflogen, als er, von dem Interesse an der tragischen Situation der unglücklichen Verfasserin fortgerissen, alle Rücksichten vergaß und die nachfolgenden Briefe, einen nach dem andern, durchlas, wie wenn es ein Roman gewesen wäre. Es fanden sich zahlreiche Anhaltspunkte und Anspielungen auf Zeit, Ort und Umstände, welche die Neugier herausfordern konnten, aber es war vornehmlich die Macht eines psychologischen Pro-

cesses, welche den neugierigen Finder fesselte. Als habe er die einzelnen Fragmente eines merkwürdigen, in Stücke gerissenen Bildes gefunden, so drängte es ihn, diese Correspondenz zusammenzusetzen, ihre Lücken in der Phantasie zu ergänzen und ihre tiefen und dunkeln Farben sich im Geiste vorzustellen. Nur einzelne Stellen aus den Briefen sollen hier ihren Platz finden; es sind jene, die geeignet sind, eine dunkle Stelle unserer Geschichte mit ihren grellen Streiflichtern zu beleuchten.

* * *

„Gottlob, mein Vater glaubt wirklich, ich sei bei meiner Freundin in Köln. Die Comödie geht glücklich von Statten! Anbei liegt wieder ein Brief; vergiß nicht, ihn sofort durch Deinen Freund in Köln an meinen Vater gelangen zu lassen. Ich habe ihn um die drei Tage vordatirt, die er nöthig hat, bis dahin zu laufen. Meines Vaters Brief, der nach Köln adressirt war, habe ich erhalten. Mein Vater ist sehr besorgt um mich; wenn er eine Woche ohne Nachrichten bliebe, würde er mir nachreisen. Meine Dichtung ist mir sehr schwer gefallen. Ich schreibe ihm vom herrlichen Rheinstrome, vom Dom, von der palastartigen Villa meiner Freundin Julie, wo ich wohne, während ich in der erbärmlichen Hütte der Kofka schmachte und von meinem Fenster aus nur das verwahrloseste Stadtviertel Prags, den Karlshof mit seinem Siechenhause, die Irrenanstalt und das blinde Thor mit seiner öden Ringmauer sehe. Welches Glück, daß mir der Vater Alles glaubt! Wie würde ich meine Schande verdecken, wenn es nicht so wäre?... Wäre er aber nicht so, vielleicht wäre ich auch nie in diese Erniedrigung gefallen!“

* * *

Ein Blatt, offenbar auf dem Krankenlager selbst geschrieben, war kaum leserlich. Es lautete so:

„Doctor Kral hat drei Nächte bei mir gewacht, ohne daß ich es wußte. Wenn ich noch zu retten bin, so wird mich seine Sorgfalt retten, aber ich bin so unglücklich, daß ich den Himmel anflehe, nicht gerettet zu werden...“

* * *

„Ich habe Dich mit einer Glut geliebt, wie man einen Mann nur lieben kann — Du warst mir endlich theurer geworden als meine Ehre. Ich fahre mir durch die Haare, wenn mich ein Zweifel beschleicht, ob Du meines Opfers werth gewesen?“

* * *

„Lüge nicht! Ich merke Deinen feigen Rückzug! Meine Entrüstung über Dich ist zum Fieber geworden, das mich Tag und Nacht schüttelt. Der Arzt kann es nicht lindern und runzelt rathlos die Stirne. Wie soll man Deine Verworfenheit kuriren?“

* * *

„Ausflüchte gebrauchst Du, wenn es gilt, Dein Manneswort einzulösen und den Zwiespalt in meiner Seele auszugleichen? Wenn ich Dich nicht heute mehr verachtete, als ich Dich ehemals liebte, so hätte ich noch Hoffnung, meine Entehrung abzuwälzen und meine Schuld zu sühnen!“

* * *

„Ich achte Dich nicht mehr, Wüstling! Mein Herz weiß nichts mehr von Dir, meine Seele hat die tausend Fäden, durch welche ich mit Dir zusammenhing, zerrissen — nur mit den Banden meiner Schmach bin ich noch an Dich gebunden, und diese allein kann ich nicht abstreifen!“

* * *

„Ich bin genesen. Morgen verlasse ich mein Asyl und kehre zu meinem guten, getäuschten Vater zurück. Dies ist mein letztes Wort an Dich. Ich kann den Räuber meiner Ehre nicht vor das Gericht ziehen und nur wünschen, ihm niemals im Leben wieder zu begegnen! Mögest Du es nie bereuen, wie Du an mir gehandelt, sondern mich ganz vergessen und ruhig sein, wie wenn Du mich nie gesehen hättest. Meine

Schmach ist bedeckt, ein täuschender Deckmantel liegt auf ihr und sie soll nicht einmal in den Regungen Deines Gewissens auftauchen!"

* * *

Hatte Eschburg schon früher nicht gezweifelt, daß ihm Zabera eine Fabel erzählt, um irgend einen bösen Anschlag auszuführen, so war jetzt, nach Lesung der Papiere seine Vermuthung zur vollständigsten Ueberzeugung erhoben. Je tiefer er sich hineindachte, desto klarer trat sogar der Gedanke in ihm hervor, daß der abgefeimte Schurke es nicht für unmöglich gehalten, ihn zum blinden Spießgesellen eines unerklärten Diebstahls zu machen. Er bereute, sich mit dem Individuum, das ihn schon einmal auf die perfideste Weise auf's Eis geführt, zum zweiten Mal eingelassen zu haben, und dieses Bedauern wurde nur von der Aussicht gemildert, durch eine unfreiwillige Betheiligung eine schlechte Handlung vereiteln zu können und den schlauen Urheber derselben, der sie ausgebrütet, zur Strafe zu ziehen. Es erschien ihm nicht nur als ein Gebot der Klugheit, sondern auch als gebieterische Pflicht, Solm gleich nach seiner Ankunft in Tiboretz, die alle Tage erwartet wurde, von dem ganzen Vorfall zu unterrichten.

Spät Abends, kurz vor Eintritt der Dämmerung, rollte noch eine Equipage unten im Schloßhofe heran. Eschburg, der sich auf seinem Zimmer befand, warf schnell einen Blick zum Fenster hinaus und gewahrte, daß sein Chef, wahrscheinlich in Begleitung seiner Braut und seines künftigen Schwiegervaters, angekommen war. Froh, vielleicht heute schon, spätestens morgen über die ihm anvertrauten Geschäfte Rechenschaft ablegen zu können, um das letzte und einzige Hinderniß seines Austrittes zu beseitigen, eilte er ihm entgegen und begegnete den Ankommenden, als diese an der Treppe in den langen Gang, der zu den vorderen Gemächern führte, einzubiegen im Begriffe waren. Der alte Straub und ein Kutscher leuchteten ihnen voran.

Solm ging mit einem einsilbigen Gruß rasch an Eschburg vorüber, ihm folgte die Braut, Herr von Rosenstern und endlich Bertha, ohne daß man dem mit abgezogenem

Hute Dastehenden so viel Aufmerksamkeit geschenkt hätte, als dem ersten besten Bedienten.

Eschburg fühlte sich unendlich verstimmt, als er sich auf sein Zimmer zurück begab, obwohl er wahrgenommen zu haben glaubte, daß die Vorübergehenden sich nur insofern einer zu geringen Beachtung seiner Person schuldig gemacht, als ihre Gedanken von einer besondern Aufregung in Anspruch genommen zu sein schienen.

Er hatte Recht. Die Angekommenen hatten eine peinliche Fahrt hinter sich. Mariens Benehmen war nämlich auf dem ganzen Wege höchst sonderbar und räthselhaft gewesen. Schon seit dem Morgen, der ihrer nächtlichen Wanderung im Sturm und Mondschein gefolgt war, ließ sich an ihr die größte Veränderung bemerken. Ihr Aussehen hatte nicht minder gelitten, als ihre Stimmung. Sie zeigte zwar noch die vollkommenste Selbstbeherrschung, wenngleich sie auch nicht das flüchtigste Lächeln erzwingen konnte, aber es verrieth kein Wort die Unordnung und Zerrüttung ihrer Gedanken, welche in ihrem düster brütenden Schweigen wie in einem Abgrund begraben lagen. In dem Maße aber, als sich ihre Kräfte im Stillen aufrieben, wuchs ihre Angst, und sie zog den anonymen Brief, den sie beständig bei sich in der Tasche trug, wohl zehnmal des Tages heimlich hervor, als wolle sie sich an den Schrecken gewöhnen, oder sich mit selbstmörderischer Lust aus der Fassung, die sie halb und halb kaum errungen, wieder mit Gewalt herauswerfen.

Der Brief war von ihrem Geliebten, dem Baron Borr; sie kannte die Schriftzüge und wußte, wessen dieser Mensch fähig war.

Weder Solm, noch ihr Vater ließen sich lange von ihrem leidenden Aussehen täuschen, um die Ursache dieser auffallenden Veränderung nur in einem physischen Uebelbefinden zu suchen. Der Bräutigam hielt es für Mangel an Liebe und für Reue, welche der bevorstehende Hochzeitstag unwiderstehlich zum Durchbruch gebracht; sein ganzes Mißtrauen gegen sich selbst war erwacht und quälte ihn mit Schlangenbissen.

Herr von Rosenstern dagegen blieb nicht bei einer einzigen Vermuthung fest stehen, seine väterliche Besorgniß bildete

keine Ansicht bestimmt aus, er war nicht im Stande, sich klar zu machen, was seiner Tochter fehlen könne, aber er sah deutlich, daß ihm Marie, die ihm so oft unerklärlich gewesen, diesmal wieder ein Räthsel vorlege, das schwerer als alle vorhergehenden zu lösen war.

Als Marie heute Mittag von ihrem Bräutigam aufgefordert wurde, mitnach Tiboretz zu fahren, war sie dazu bereit, ohne den geringsten Einwand zu erheben. Es war ihr sogar lieb, fortzukommen von Prag, wo, wie sie glaubte, ihr Verfolger unsichtbar weilte — darum noch nicht minder furchtbar, weil er, wie sie von Horsky gehört, im Gefängniß saß. Es war ihr ja, als könne dieser furchtbare Mensch stets, wenn es ihm beliebte, die Kerkermauern durchbrechen, ja, das Unerhörteste thun! Aber wohin sollte sie gehen? Nach Tiboretz, das ihm gehört hatte und das jetzt ihr gehörte! Sie ging doch, ohne Widerstand zu leisten. Es war eben dieselbe dämonische Lust, die den Schwindelnden befällt, in den Abgrund hineinzuschauen; es war derselbe Verzweiflungsmuth, mit welchem sie Borr's Drohbrief hervorzog und betrachtete, wenn es sie in jenes Schloß trieb, welches fortan die schrecklichsten Erinnerungen ihres Lebens umfing, und welches ihr ein ironisches und schadenfrohes Schicksal sammt allen Erinnerungen und Schrecken, die es für sie, und für sie allein hatte, zum Eigenthum gegeben! Mit jedem Schritt, den die Pferde auf der Fahrstraße vorwärts machten, mit jedem Umschwung des Rades fühlte sie sich aufgeregter, mißmuthiger und unglücklicher, und als sie endlich in die Nähe von Tiboretz kam, war ihre Verstimmung zu einem solchen Entsetzen herangewachsen, daß sie am liebsten aus dem Wagen gesprungen wäre und sich durch einen Sprung in die Tiefe zerschmettert hätte.

Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck selbst ihre stumme Gegenwart auf die Nebensitzenden im Wagen hervorbrachte. Als sie aber in einen Zustand nervöser Gereiztheit gerathen war, verließ sie alle Beherrschung. Sie mißdeutete die geringfügigsten Dinge, die unschuldigsten Redensarten, mißverstand jedes Wort, das man an sie richtete, und verletzte nach allen Seiten hin.

Ihr Vater blieb vor Verlegenheit erst wie erstarrt, während Solm wehrlos alle Eindrücke auf sich einwirken ließ und aus den vorliegenden Anzeichen entnahm, daß sich die Reue seiner Braut bereits zur offen kundgegebenen Abneigung gesteigert habe.

In diesem Zustande waren sie im Schlosse angekommen und hatten sich einzeln in die Gemächer zerstreut. Solm hatte sich in das entlegenste Zimmer geflüchtet und brütete, den Kopf auf die Hand gestützt, über das Unglück, in welches er sich gegen seine innere Warnungsstimme muthwillig gestürzt.

Ziemlich lange mochte er im Finstern dagesessen haben, als Bertha eintrat und zum Vorwand ein Licht brachte, um den Drang ihrer Theilnahme zu befriedigen. Sie verließ das Zimmer, ohne daß ihr Onkel sie angeredet hätte.

„Ich wollte," rief es in Solm, als Bertha hinausgegangen war, „ich und das gute Mädchen wären allein, wie wir es so viele Jahre in Glück und in Frieden waren! Leider gebiert eine Verblendung die andere. Eine treue, verläßliche Freundin, die meinem Wahne entgegentrat, wollte ich aus meinem Hause jagen und einer Fremden, die ich kaum kannte, zum Opfer bringen! Ist denn die Vernunft, selbst in einem so alten Kopfe, wie der meinige, so selten zu Hause? Wie wird das enden? Die Nichte seufzt still, weil sie nicht lieben darf, und der Onkel ringt die Hände, weil er nicht weiß, wie er einer unglücklichen Heirath entgehen soll!"

Herr von Rosenstern trat ein; die größte Verlegenheit sprach aus allen seinen Zügen, sein immer sorgfältig geordnetes Haar war in Verwirrung, seine Toilette in Unordnung.

„Gott! Gott!" sagte er und fiel auf einen Stuhl nieder. „Wer erklärt mir das räthselhafte Mädchen?"

„Ich, Herr von Rosenstern!" sprach Solm mit fester Stimme, indem er rasch aufstand. „Ich! Es läßt sich nichts mehr bemänteln! Es ist klar. Fräulein Marie wird nicht wieder ein heiteres Gesicht machen, als bis wir ihr die Freiheit wiedergegeben."

„Was sagen Sie! Mein Gott, was sagen Sie!" rief Herr von Rosenstern, die Hände zusammenschlagend, aus.

„Sie irren sich, Sie verkennen, Sie mißdeuten ihren Zustand! Mein lieber, lieber Solm, ich beschwöre Sie, nichts zu überstürzen!“

„Was ich eben ausgesprochen,“ sagte Solm, „ist kein Gedanke, der mir erst auf der heutigen Fahrt im Kopfe aufgestiegen. Es sind alte Zweifel, welche heute eine schreckliche Bestätigung gefunden haben! Ich bin weit entfernt, Ihnen Vorwürfe zu machen, oder Ihre Tochter anzuklagen! Man hat auf beiden Seiten gefehlt, ja es ist die Frage, ob der Mann, den die Leidenschaft verblendet hatte, leichter zu entschuldigen ist, als das junge Mädchen, welches unter dem Zwange der Verhältnisse gehandelt, und sich ein Opfer aufgeladen, von dessen Last sie unterwegs gebrochen wird!“ —

„Aber liebster Solm!“ rief Herr von Rosenstern, in höchster Bestürzung, den Thränen nahe, emporspringend. „Sie sind im entsetzlichsten Irrthum! Sie werden von ihr hochgeachtet und geliebt! Ich habe tausend Beweise, tausend Beweise! Sie reden von einem Zwange, unter welchem sie gehandelt, als sie Ihre Hand angenommen. Welchen Zwang können Sie darunter verstehen? Ich habe ihr stets freie Hand gelassen und kann auch diesmal ihre Wahl nicht beeinflußt haben, da ich die Sache erst erfuhr, als dieselbe bereits zwischen ihr und Ihnen abgethan und von mir, dem Vater, bereits kaum mehr zu hindern war. Ueberstürzen Sie daher nichts, liebster Solm, und tragen Sie vielmehr bei, die Verwirrung zu lösen, statt dieselbe durch einen voreiligen Rücktritt endlos zu machen!“

„Dann sagen Sie mir,“ erwiderte Solm, auf welchen Rosenstern's Worte nicht ohne einen gewissen Eindruck geblieben, „wie ich mir die Launen einer Braut ein paar Tage vor der Hochzeit zu erklären habe? Ich sage Launen — es ist das mildeste Wort. Ihre Tochter liegt in einem geheimen Kampfe, sucht gewaltsam einen Ausweg, findet keinen und rennt von Neuem gegen die Wände. Wer das noch nicht herausgefunden, der hat keine Augen!“

„Es sieht so aus!“ wehklagte Herr von Rosenstern. „Es ist wahr, ich gebe es zu; dennoch sind Sie im Irrthum und mißtrauen sich selber. Marie liebt Sie, ich bestehe dar=

auf. Die schrecklichen Aufregungen der letzten Zeit haben ihr Nervensystem erschüttert — es ist ein rein physischer Zustand, an welchem sie leidet, und verhüte der Himmel, daß alle diese Symptome nicht Vorboten einer schweren Krankheit sind! Das ist meine Meinung darüber. Ach! es ist das Trostloseste, was über mich hereinbrechen kann — wenn es eine tödliche Krankheit würde — meine Marie verlieren" — er griff mit einem wilden Schmerzensausbruch sich an die Stirn — „man darf nicht daran denken, ohne für seine fünf Sinne zu zittern!"

Solm schwieg nachdenklich einen Augenblick, das Herz voll tiefen Bedauerns mit dem verzweiflungsvollen Vater, ehe er eine Erwiderung gab.

„Ich will nichts überstürzen," sagte er dann, „ich gebe Ihnen mein Wort. Ebenso wenig will ich mich aber unter allen Umständen für gebunden halten. Die Ehen werden nicht selten unglücklich, wenn die Brautleute lachend zum Altare gegangen; mit welchem Muthe kann ich Ihre Tochter am Arme vorwärts führen, wenn sie so — — Ueberlegen Sie Alles. Wir könnten leicht aus Furcht vor einem kleinen Uebel in ein größeres hineingerathen!"

„Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben!" rief Herr von Rosenstern, ganz hoffnungslos. „Marie ist ein Räthsel, ein Räthsel!"

Er rannte hinaus, und seine Ausrufe hallten, als er schon weit durch die Zimmerreihe vorgedrungen war, noch im klagenden Echo zu Solm herüber.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Tag der Schrecken.

Marie hatte sich an das Bewußtsein ihrer Schuld gewöhnt, wie an ein körperliches Gebrechen, das man mit sich herum-

trägt und von dem man weiß, daß es unheilbar ist. Anfangs will sich der Mensch nicht dreinfügen, immerdar eine Behinderung zu finden, nach und nach aber setzt man sich damit zurecht, so gut es geht. Es vergingen endlich oft Wochen, ja Monate, in welchen sie an ihre Vergangenheit gar nicht dachte, oder doch nur so flüchtig wie an einen schrecklichen Traum, der keine Folgen zurückgelassen.

Indeß konnten einzelne Worte einen ganzen Sturm in ihrem Innern aufrütteln und sie gewissermaßen aus sich selbst herausbringen. Ein Gesicht, eine Bewegung konnte sie verstimmen. So war es damals in der Oper während der Vorstellung des Don Juan gewesen. Ihre Schuld war das innere vulkanische Feuer, welches gar oft die marmorne Oberfläche ihres selbstbeherrschten Wesens in größere und kleinere Erschütterungen versetzte; jetzt aber, da die Gefahr der Entdeckung vorhanden war, hatten sich diese verhältnißmäßig geringen Schwingungen zu einem Erdbeben gesteigert, das Alles durchbrach und die äußeren Vormauern in Schutt und Geröll verwandelte.

Sie war die Erste am andern Morgen aufgestanden, es trieb sie aus dem Bette, wie wenn sie wachen müsse, damit sich nicht irgend ein Unglück heranwälze, während sie schlafe. Ihre Unruhe und Angst war wie ein Fieber.

Da klopfte es plötzlich an ihre Thüre. Sie fuhr zusammen und hatte nicht den Muth, Herein zu sagen. Das Klopfen wiederholte sich.

Endlich sagte sie: „Herein."

Es war Horsky, der eintrat. In allen seinen Mienen lag eine heitere Aufregung, dennoch hatten sie etwas Beunruhigendes.

„Was bringen Sie?" rief ihm Marie entgegen, indem ihre Blicke hin- und herfuhren.

„Verzeihen Sie, daß ich so früh eintrete," sagte Horsky. „Ich bringe eine Neuigkeit."

„Ich will nichts wissen!" rief Marie zusammenzuckend, aber sich schnell wieder fassend, setzte sie mit einem wehmüthigen Lächeln hinzu: „Doch — was ist's? Reden Sie!"

Horsky ahnte ihren Zustand. Er las, was in ihr vorging,

und hatte Mitleid mit ihr. Er wurde verlegen, wie und wo er seine Mittheilung beginnen sollte, obwohl er hergekommen war, um das unglückliche Mädchen von ihren Qualen zu erlösen.

„Es ist eine Neuigkeit,“ sagte er nach einer Pause, indem er sich setzte, „die Sie vielleicht wenig interessirt, denn ich glaube nicht, daß Sie die Person kennen. Der junge Baron Borr —“

Horsky hatte den Namen kaum ausgesprochen, als sich auf Mariens Gesicht die seltsamste Bewegung kundgab. Sie starrte auf Horsky mit einem stechenden Blicke der Augen, mit Lippen, die ein wenig geöffnet, aber für den Augenblick wie todt waren.

Horsky sah, wie ein Beben durch ihren Körper ging, nicht unähnlich den kleinen Wellen, die über das Wasser vor dem Sturme hinspielen, wie ihre Lippen sich entfärbten und zu zittern anfingen, wie sie dieselben mühsam zur Ruhe bringen wollte und wie sie sich zwang, seiner Gegenwart und dessen, was er gesagt, wieder bewußt zu werden.

Einige schreckliche Secunden vergingen, ehe Horsky sich selbst faßte. Dann sagte er, um ihr einen Ausweg zu bereiten:

„Dieser elende Mensch ist Ihres langen Nachsinnens nicht werth. Es ist am Ende gleichgültig, ob Sie ihn kennen oder nicht kennen. Er ist todt —“

Ein mächtiger Athemzug drang aus Mariens Brust, ihre Augen belebten sich und stierten nicht mehr, ihr Gesicht erhielt plötzlich Farbe, obwohl diese Röthe nur die des unter ihrer Haut schon lange verborgenen Fiebers war.

„Ich besinne mich,“ sagte sie, „ich habe ihn gesehen. Er soll ein Mensch gewesen sein, der nur zum Unglück Anderer geboren war!“

„Ein Spieler,“ sagte Horsky im verächtlichen Tone, „ein Raufbold, ein Schlemmer, ein Wüstling!“

„Wann und woran ist er denn gestorben?“ fragte Marie mit fieberischer Ungeduld.

„Er hatte ein Ende,“ erwiderte Horsky, „wie es seiner würdig. Er ist in einem Streite umgekommen, in einem Streite mit jenem Menschen, wenn Sie sich seiner erinnern,

der uns einmal in der Allee unweit vom Schlosse begegnet ist, Zadera mit Namen —"

„Wann?" fragte Marie, „wo ist das geschehen?"

„Vor ungefähr einer halben Stunde!" erwiderte Horsky. „Das ganze Dorf ist voll von der Geschichte. Ich habe es soeben vom Ortsvorsteher gehört."

„Hier in Tiboretz ist es passirt?" fragte Marie mit Entsetzen. „Heute, sagen Sie?"

„Vor einer halben Stunde!" gab Horsky zur Antwort. „Wie man munkelt, waren Vorr und Zadera Spießgesellen, die sich bei einem schlechten Streich veruneinigt hatten. Vorr soll der Erste auf Zadera einen Schlag geführt haben, worauf dieser von der Nothwehr Gebrauch machte — freilich einen entsetzlichen Gebrauch."

„Doch, mein Gott!" fragte Marie unruhig, auf's Neue, „welchen gemeinschaftlichen Zweck konnten zwei so verschiedene Menschen haben?"

„Das weiß ich nicht!" erwiderte Horsky, obwohl er es wohl wußte. „Doch — das ist Nebensache. Der Elende ist todtgeschlagen von einer elenden Hand, und das einzige Gute, das man ihm im Nekrolog nachsagen kann, ist das, daß sein Tod die Veranlassung ist, daß nun ein gemeinschädlicher Spitzbube, wie Zadera, in's Zuchthaus kommt."

„Ist Solm schon aufgestanden?" fragte Marie, indem sie aufsprang. „Wissen Sie nicht?"

„Nein, das weiß ich nicht, mein Fräulein," erwiderte Horsky.

„Ach Gott," sagte Marie, „ich habe heute viel gut zu machen. Ich war gestern schrecklichen Humors. Ich schäme mich, wenn ich daran zurückdenke!"

„Ei," versetzte Horsky, „so schlimm wird es doch nicht gewesen sein!"

„Sie machen sich keine Vorstellung davon, lieber Horsky!" rief Marie, vertraulich an ihn herantretend. „Ich war wie von Sinnen. Ich war von einem Brustkrampf befallen, der mich zu ersticken drohte, und hatte einen Kopfschmerz, wie wenn man mir mit Stecknadeln durch das Gehirn bohrte. Heute ist es, Gottlob! vorüber. Guten Morgen, lieber Horsky,

auf baldiges Wiedersehen — ich muß meinen Vater und Sohn sprechen."

Sie drückte ihm die Hand und rannte hinaus.

Horsky begab sich zu Kral und Kunosch, die ihn ungeduldig erwarteten, zurück. —

Das Factum, welches Horsky mitgetheilt, hatte sich folgendermaßen zugetragen:

Vorr war am gestrigen Tage aus dem Schuldgefängniß entlassen worden; der Gläubiger, der ihn hatte einsperren lassen, wollte mit diesem Mittel erproben, ob die Gerüchte, daß Vorr bei Seite geschaffte Gelder besitze, wahr seien. Er ließ den Schuldner, da dieser sich ganz ruhig in sein Geschick ergab, nach einigen Tagen wieder laufen, um sich unnöthige Kosten zu sparen.

Ungefähr um sechs Uhr Morgens war Vorr bei Zadera eingetreten, den er allein zu Hause traf.

„Nun," fragte Vorr, „waren Sie das zweite Mal glücklicher? Haben Sie die Juwelen und die Papiere?"

„Sie haben mich schrecklich angeführt," gab Zadera zur Antwort. „Der Wandschrank ist leer."

„Das ist unmöglich!" rief Vorr und maß Zadera mit mißtrauischen Blicken. „Wann sind Sie dort gewesen?"

„Heute Nacht," erwiderte Zadera. „Ich will nicht gerade glauben, daß Sie mich bei der Nase herumgeführt haben, weil ich nicht einsehe, was Sie davon hätten. So viel ist aber gewiß, daß Jemand um das geheime Versteck gewußt und es vor mir ausgeplündert hat. Es ist zum Teufelholen! Ich wage das Strafhaus und nicht allein das, ich wage Beine und Knochen — und kehre mit leeren Händen und Taschen zurück!"

„Unmöglich, unmöglich!" schrie Vorr, in der Stube auf- und abrennend. „Du bist ein Lump, ein Halunke! Du hast den Umstand, daß ich mich zu Deinem Spießgesellen herabgelassen, benutzt, um mich zu berauben. Aber, aber —" er hob wüthend beide Fäuste.

„So hören Sie mich an!" rief Zadera. „Ich bin unschuldig, so wahr Gott lebt! Ich bin heute Nacht eingestiegen und habe den Wandschrank ganz leer gefunden. Mein Gott,

warum könnte uns dort nicht irgend Jemand zuvorgekommen sein?" — Natürlich verfielen seine Gedanken auf Eschburg, doch hütete er sich, ihn zu nennen.

„Wie mir Alles quer geht!" rief Borr in höchster Aufregung. „Himmel und Hölle! Wer sollte den Wandschrank ausgeräumt haben? Du allein, Spitzbube! Auf Dir häufen sich alle Verdachtsgründe, überdies bist Du ein Kerl, der das Schlechteste ausführen kann!"

„So, schön!" erwiderte Zadera. „Jetzt soll ich der einzige Spitzbube sein! Das hätt' ich wissen sollen! Künftighin werde ich mir meinen Mann besser ansehen, ehe ich aus lauter Dienstgefälligkeit ein Verbrechen begehe! Jetzt erhalte ich Schmähungen zum Lohn! Das ist eine recht wohlfeile Münze! Wenn Sie ein billig denkender Mann wären, so würden Sie mich jetzt für meine Mühe bezahlen, ob ich im Wandschrank etwas gefunden habe oder nicht, denn schließlich ist es Ihre Sache, wenn Sie sich selbst und Andere getäuscht haben. Verstehen Sie mich?"

„Weißt Du, mit wem Du sprichst?" versetzte Borr mit wildem Zorn. „Ich könnte Dich am Kragen packen und vor das Gericht ziehen, aber ich will lieber mit Dir unterhandeln. Ich lasse Dir die Juwelen! Gott befohlen! Aber die Papiere liefere mir wenigstens aus! Die Papiere!"

„Erst müßte ich Eins und das Andere haben!" sagte Zadera in boshaftem Tone.

„Du hast," sprach Borr, „die Papiere doch nicht etwa vernichtet?"

Zadera sah, die Hände in der Tasche und mit dem Fuße stampfend, zum Fenster hinaus, ohne eine Anschuldigung, die ihm sinnlos vorkommen mußte, einer Erwiderung werth zu halten, und bedachte nicht, daß diese Haltung von Borr als das Schweigen der überführten Schuld gedeutet werden würde.

„Die Papiere!" schrie Borr, indem er Zadera am Arm faßte und zurückriß.

„Rühren Sie mich nicht an!" rief Zadera, indem er sich wie eine wilde Katze dem Angreifer gegenüber stellte. „Wenn Sie auch um einen Fuß höher sind als ich, Ihr Kopf wird auch nicht von Eisen sein!"

Borr, eine der Naturen, die, einmal in Affect versetzt, den Rückweg zur Besinnung nicht mehr finden, fuhr auf Zadera ungestüm los. Zadera aber, durch Kälte und Gewandtheit einem Rasenden überlegen, wich mit einem Seitensprunge aus, wurde aber, als er eben zur Thüre hinauslaufen wollte, bei den Haaren erwischt. Da aber bedachte er sich nicht länger; mit einem Griffe hatte er seinen Gegner an der Gurgel gefaßt und würgte denselben so lange, bis ihn dessen bewußtloser Zustand zur Besinnung brachte. Borr, freigelassen, sank seiner ganzen Länge nach hin, indem er sich beim Falle an der scharfen Ofenkante den ganzen Hinterkopf spaltete.

Zadera, von seiner That schrecklich überrascht, wollte die Flucht ergreifen und war schon vom Hause eine Strecke weit gelaufen, als ihn der Gedanke wieder zur Umkehr bewog, daß der unfreiwillige Act einer verzweifelten Nothwehr durch seine Flucht als ein Mord erscheinen könne.

Als er die Stube wieder betrat und seinen Gegner leblos daliegen sah, rannte er, sich die Haare raufend, auf das Amt und gab sich dort selbst an. —

Solm hatte indessen seine Braut nicht wieder gesprochen, ebenso wenig Herrn von Rosenstern wieder gesehen, seit er demselben die Rückgängigmachung seiner Heirath angedeutet hatte.

In einer langen, schlaflosen Nacht hatten sich alle Kämpfe in seiner Brust zusammengedrängt, welche ihm diese Liebe schon gekostet hatte. Er war endlich so weit gekommen, daß er sofort bereit gewesen wäre, zurückzutreten, wenn ihm die Umstände entgegengekommen wären; aber als eine sanfte und zu Rücksichten geneigte Natur scheute er sich gewaltsam durchzudringen und wollte einen Uebergang suchen. Dieser bestand darin, die Hochzeit bis nach Neujahr zu verschieben und für diesen Aufschub jene Gründe anzuführen, welche er von allem Anfang an geltend zu machen versucht hatte.

Der gewonnene Entschluß gab seinem zerrissenen Gemüthe eine gewisse Festigkeit wieder, vermochte ihn aber von den Stacheln der Reue und der Unzufriedenheit mit sich selbst nicht zu befreien.

Eschburg war es gestern kurz vor dem Schlafengehen gelungen, seinen Chef zu sprechen, und er hatte ihm bei dieser Ge-

legenheit die Geschichte von dem geheimen Wandschrank erzählt und auch den aufgefundenen Inhalt desselben übergeben.

Solm hatte, von seinem Conflict in Anspruch genommen, mit halbem Ohre zugehört und nur mit einem oder dem andern Blicke der Verwunderung eine oberflächliche Theilnahme verrathen. Als er in sein Schlafzimmer ging, nahm er die beiden Kästchen, ohne sie zu öffnen, mit und stellte sie auf den Nachttisch, wo seine Uhr und seine Brieftasche lagen.

Diese zwei Kästchen befanden sich noch am andern Tage unberührt auf der nämlichen Stelle, als Solm das Ende Borr's durch Zadera's Hand erfahren und ein wenig später vernommen hatte, daß sich diese Katastrophe in Folge eines Streites um die Papiere eines geheimen, im Schlosse von Tiboretz befindlichen Wandschrankes zugetragen. Rasch, ohne ein Wort zu sagen, eilte er in das Schlafzimmer, um die Gegenstände, die ungeahnt eine Art von corpus delicti geworden, in Augenschein zu nehmen und dem Gerichte zuzustellen.

Er warf den Blick flüchtig in das Kästchen mit den Juwelen und hob den Deckel des andern, in welchem die Briefe waren. Unwillkürlich fesselte die Handschrift des zu oberst liegenden Briefbündels seine Aufmerksamkeit. Durch lange Geschäftsübung war er ein vorzüglicher Kenner von Handschriften geworden, und ihm war bei dem ersten Blicke, den er auf die Blätter geworfen, wie wenn er die Schriftzüge oft und oft vor Augen gehabt hätte. Mit einer dämonischen Neugier zog er einen der Briefe aus dem Bündel, und zwar aus der Mitte heraus.

Er erkannte die Handschrift seiner Braut! Er las die Unterschrift: Marie.

Wie kommen ihre Briefe in dieses Kästchen, in einen geheimen Wandschrank, in den Besitz eines Menschen wie Borr?

Diese Fragen stürmten wirr durch sein Gehirn, während er den Inhalt des Briefes zu lesen begann. Kaum fertig, griff er mit einem verhängnißvollen Interesse nach einem andern, und während ihm dieser aus der Hand flog, las er schon den folgenden, bis er mit der ganzen Sammlung zu Ende war.

Da verließen ihn die Kräfte. Wie auf das Haupt geschlagen, warf er sich auf einen Stuhl und saß lange betäubt da, bis sich seine Gedanken langsam geordnet hatten.

„Gott!“ rief er, auf die wie vom Wind zerstreuten, theils auf dem Tische, theils am Boden liegenden Briefe blickend, „welche Erfahrungen habe ich gemacht! welche gräßliche Entdeckungen! Da steht schwarz auf weiß ihre eigene Schuldanklage, die sich nicht widerrufen läßt! Das furchtbare Räthsel, über das ihr Vater sich so lange den Kopf zerbrochen, ist gelöst! Ein solcher Zufall muß erst meiner Vernunft zu Hülfe kommen, um die tollste aller Leidenschaften zu besiegen! Wer hätte diese Schuld auf einer so reinen Stirn gesucht? Wer hätte einen so lieblichen Mund für den Wächter eines so entehrenden Geheimnisses gehalten?“

Er erhob sich rasch und fing die verstreuten Briefe zusammenzulesen an.

„Diese Papiere,“ sagte er plötzlich, „müssen verbrannt werden — heimlich, sofort! Denn es geht aus Allem hervor, was sich heute in Zabera's Wohnung zugetragen, Borr habe diese Briefe nicht aus Pietät aufbewahrt. Was Marie verbrochen, das hat ihr Gewissen zu richten, ich kann der Henker ihrer Ehre nicht werden. Das räth mir die Klugheit nicht allein! Borr ist im rechten Augenblick für sie gestorben!“

Er hatte eben ein Licht angezündet, um das Autodafé im Kamin vorzunehmen, als sich die Thüre langsam öffnete und Marie eintrat. Kaum konnte sie vorwärts gehen, als sie Solm's bleiches Gesicht und seine entsetzten, ihr entgegenstarrenden Augen erblickte. Mit einem Ruck äußerster Entschlossenheit mußte sie vorwärts stürzen.

„Mein Gott!“ rief sie, sich scheu in allen Winkeln umsehend.

„Kennst Du diese Hand?“ fragte Solm, indem er den ersten besten Brief aus dem Bündel hervorzog und ihn dem Mädchen überreichte.

Marie nahm ihn mit einer schnappenden Handbewegung, doch kaum hatte sie hineingeblickt, als sich ihre Augen zu umwölken schienen, ihre Rechte den Brief zitternd fallen ließ und ihre ganze Gestalt zusammenzubrechen drohte.

„Marie!“ rief Solm mit einem Angstschrei, in welchem sich Enttäuschung, Schmerz, Vorwurf und Liebe mischten, und schlug seine beiden Hände verzweiflungsvoll über die Augen.

In diesem Augenblicke flog Marie pfeilgeschwind wieder zur Thüre hinaus. Solm sah sie noch zwischen der Thüre verschwinden, hatte aber keinen Laut in der Kehle, um sie zurückzurufen.

„Sie ist schuldig!“ sagte er dann. „Wenn zu zweifeln möglich gewesen wäre — ihr Schrecken hat bekannt, ihre Flucht hat das Bekenntniß abgelegt! Ihr Vater weiß nichts. Wie könnte ich den armen Mann beklagen, wenn ich nicht selbst so unglücklich wäre! Alle Warnungen habe ich mißachtet und wollte zu dieser Ehe schreiten! O dünkelvolle Weisheit des Alters! Der Instinct eines jungen Mädchens, wie Bertha, treibt dir die Schamröthe in das faltenreiche Gesicht! Doch diese Reue, dieser Schmerz ist in der Stille des Hauses abzumachen und es ist nicht zu fürchten, daß die Geschichte auf die Gasse dringt... Der Skandal, das schadenfrohe Lachen der Menge ist das Schlimmste! Wenn Borr — doch er ist todt; wenn die Gerichtsverhandlung — doch die hat mit dieser Sache nichts zu thun; wenn es Mitwisser gäbe — doch nur diese Papiere scheinen eingeweiht zu sein! Was fürchte ich also? Nichts und doch Alles! Fort mit diesen Schuldacten in's Feuer!“

Er schürte ein Feuer im Kamin an, legte die fatalen Briefe darauf und wich nicht von der Stelle, bis der letzte über den Zunder hinziehende Funke verglommen war.

Von Gemüthserschütterungen, die sich seit gestern mit gesteigerter Kraft aufeinandergehäuft hatten, erschöpft, setzte er sich an den Tisch, vor sich hinbrütend und hinstarrend, als die Thüre aufging. Er fuhr gleich wieder empor.

Herr von Rosenstern trat langsam ein, Solm fixirend, als wollte er aus dessen Aussehen und Zügen die Frage beantworten, welche ihm auf den Lippen schwebte.

„War Marie bei Ihnen?“ fragte er zaghaft.

Solm nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Gottlob!“ rief Herr von Rosenstern. „Sie sind also wieder versöhnt! Der schreckliche Zwiespalt ist vergessen!“

„Hat das Marie Ihnen gesagt?“ fragte Solm sehr verwundert.

„Nein, nicht eben,“ gab Herr von Rosenstern zur Antwort. „Vor ungefähr einer Viertelstunde schoß sie plötzlich zu mir in's Zimmer herein. Mit einer krampfhaften Aufregung umarmte sie mich, erstickte mich mit Küssen und flog, stumm, wie sie gekommen, wieder davon. Sagen Sie mir — deshalb komme ich zu Ihnen her — war das Mädchen in Folge einer stürmischen Aussöhnung so angegriffen, oder liegen meine schönsten Hoffnungen in Trümmern?“

Seine Züge veränderten sich, Thränen traten ihm in die Augen, so daß Solm sich vom tiefsten Mitleid mit dem unglücklichen Vater ergriffen fühlte, an ihn herantrat und ihn sprachlos mit beiden Armen umschlang.

„Verlassen Sie uns nicht!“ rief Herr von Rosenstern, von dieser freundschaftlichen Theilnahme dankbar gerührt und neu belebt. „Haben Sie Nachsicht mit einem launenhaften Mädchen, nicht nur ihret-, sondern auch um meinetwillen! Ich wende mich an Ihre großmüthigen Regungen, denn dieses Mädchen ist nicht zu entziffern!“

„Ich bin weit entfernt,“ erwiderte Solm, „Ihrer Tochter einen Vorwurf zu machen. Ihr Vorsatz war gewiß der beste, als sie mir die Hand reichte, gleichwie ich selbst anspruchsvoll genug war, zu glauben, sie glücklich machen zu können. Sehen Sie meine grauen Haare an — auf mich fällt die Schuld, ich hätte der Versuchung widerstehen und nicht das junge Mädchen in diese Lage hineinreißen sollen!“

„Wie Sie sprechen!“ rief Herr von Rosenstern niedergeschlagen. „Das ist die Sprache der Reue — ich bin der unglücklichste Vater!“

Er lehnte sich an die Wand und legte den schweren Kopf auf den Arm, völlig hoffnungslos, während Solm mit zusammengeschlagenen Händen vor ihm stand, ihn schmerzlich anblickte, ihm den Muth wieder aufrichten wollte und doch kein Wort des Trostes für ihn fand.

Diese stumme Schmerzesscene wurde durch ein ungewöhnliches Geräusch, das aus den anstoßenden Gemächern herüberdrang, unterbrochen. Die Thüren wurden auf- und zuge-

schlagen, das Parquet knatterte unter den Tritten hin- und herrennender Menschen, Stimmen klangen bald lauter, bald schwächer hindurch.

„Mein Gott! was giebt's?" rief Herr von Rosenstern, auffahrend.

„Das ist gewiß die Commission!" gab Solm zur Antwort. „Die kommt mir zu unrechter Zeit. Ich komme gleich wieder."

Als er zur Thüre hinaus war, kam ihm Eschburg bleich, mit einer Schreckensmiene entgegen.

„Nicht weiter, Herr Solm!" flüsterte er tiefbewegt. „Ein Vorfall — doch, mein Gott! wo und wie soll ich anfangen? Ein schlimmer Vorfall, Herr Solm — es läßt sich aber nicht verhehlen. Muth, sammeln Sie den äußersten Muth!"

„Reden Sie!" erwiderte Solm, vor Schrecken athemlos Eschburg's Hände krampfhaft fassend. „Reden Sie! Denn was ich vermuthe, ist wahrscheinlich noch schlimmer, als was Sie mir zu sagen haben!"

„Fräulein Marie," sprach Eschburg, „ist ausgeglitten und in das tiefe Bassin im Park gefallen —"

„Ha!" stieß Solm hervor und wollte sich, am ganzen Leibe zitternd, zu dem nächsten Stuhle schleppen, wäre aber zusammengeknickt, wenn ihn Eschburg nicht unter den Armen gefaßt und hingesetzt hätte. „Sie ist ausgeglitten — —" murmelte Solm nach einer Pause vor sich hin. „Wer hat es gesehen?"

„Niemand," gab Eschburg zur Antwort. „Ein Arbeiter, der in der Nähe das Laub zusammenkehrte, wurde erst aufmerksam, als er einen schweren Körper in das Wasser fallen hörte —"

„Lebt sie?" fragte Solm, mit zusammengeraffter Energie aufspringend und mit Blicken, welche Hoffnung und Trost forderten, Eschburg's Antwort entgegensehend.

„An augenblicklicher Hülfe hat es nicht gefehlt," gab Eschburg zur Antwort. „Doctor Kral, ein Freund Horsky's, befindet sich zufällig hier, und er wird sie retten, wenn noch ein Funken von Leben in ihr blieb."

„So steht es?" hauchte Solm, ganz niedergeschmettert, hin, während er sich gegen das Zimmer, wo Herr von

Rosenstern war, hinwandte. „Wie wird erst dieser Mann jammern!“

Er stürzte, von Eschburg gefolgt, in entgegengesetzter Richtung zur Thüre hinaus, eilte durch das nächste Zimmer hindurch, bis er im dritten ankam.

Horsky stand mit dem alten Straub in der Fensternische.

„Sie wollen doch nicht hineingehen!“ sagte er zu Solm, ihn am Arme zurückhaltend.

„Da liegt sie also!“ rief Solm, mit Schrecken auf die Thüre des anstoßenden Seitenzimmers blickend, indem er zugleich bemerkte, daß auf dem Parquet eine Spur von Wasser, welches ohne Zweifel, als man die Unglückliche hier hindurch trug, von deren Kleidern herabgerieselt, aus dem Vorderzimmer hineinführte.

In diesem Augenblicke hörte man Herrn von Rosenstern herbeikommen. Alle, Solm voran, liefen ihm entgegen.

„Mein Gott, was giebt es?“ rief der unglückliche Vater außer Fassung. „Ich sehe Ihnen Allen an, daß etwas Schreckliches vorgeht! Reden Sie! Sie schonen mich nicht, wenn Sie so bestürzt schweigen!“

„Es ist nichts,“ erwiderte Solm kleinlaut, während Horsky gleichzeitig sagte:

„Gehen wir in's Hinterzimmer!“

„Nein, nein!“ gab Herr von Rosenstern zur Antwort. „Ich weiche nicht! Ein Unglück ist geschehen! Ich fühle es! Mir sagt es eine Ahnung! Mir liegt es so schwer auf der Brust! Das Unglück betrifft mich oder vielmehr meine Marie, und das ist dasselbe!“

„Kein Unglück,“ erwiderte Horsky, jedoch mit sehr unsicherer Stimme, indem er Herrn von Rosenstern unter dem Arme faßte, um ihn hinauszuführen. „Sie werden Alles erfahren. Ihre Angst reißt Sie fort — Fräulein Marie ist unwohl geworden —“

„Unwohl!“ rief der Vater außer sich, sich loszureißen versuchend. „Sie ist todkrank! Sagen Sie es redlich! Nicht wahr? Ich muß sie sehen, lassen Sie mich!“

Man hatte die äußerste Mühe, ihn von seinem Entschlusse abzubringen; nur aus der Rücksicht, den Zustand seiner

Tochter durch sein Erscheinen noch zu alteriren, ließ er sich beschwichtigen und in das Hinterzimmer, das er eben verlassen, wieder zurückführen. Dort aber mußte man ihn wie ein Kind belügen und wie einen Gefangenen behandeln, und wieder auf's Neue kirren, so oft er sich entfernen wollte, denn es war Allen klar, daß man ihn mit der Mittheilung der nackten Wahrheit ohne den langsamsten Uebergang unfehlbar getödtet haben würde.

Die unglückliche Marie war indessen längst nicht mehr. Alle Wiederbelebungsversuche waren ohne Resultat geblieben.

Lange nach ihrem Tode saß Kral unweit des Bettes, wo sie lag und betrachtete schwermüthig das schöne Gesicht, das er schon einmal vor Jahren so ruhig, so todtenstill und bleich gesehen. Damals hatte das Mädchen aber die Augen wieder aufgeschlagen und ihn angesehen, ohne daß es Kral mehr erwartet hätte; heute saß er, in den Traum jener Zeiten zurücksinkend, da und erwartete ihr Erwachen, aber die Augen rührten und öffneten sich nicht mehr!

Den größten Anstrengungen war es gelungen, Herrn von Rosenstern bis gegen Abend hinzuhalten. Da brach aber seine auf's Aeußerste geprüfte Geduld.

„Ich muß hinaus und sie sehen!“ rief er plötzlich, noch immer im Glauben, daß Marie krank, wenn auch schwer krank darniederliege, riß die Thüre auf und wollte forteilen, wurde aber eingeholt und mit Gewalt zurückgehalten.

„Habt Ihr das Recht,“ schrie er, „mich wie einen Verbrecher zu behandeln? Ich verlange an ihr Krankenbett gebracht zu werden, um sie zu pflegen! Ich komme hier von Sinnen! Laßt mich fort! Ich glaube eben ihre Stimme zu hören! Sie ruft mich, sie sehnt sich nach ihrem Vater! Ich komme — Kind — ich komme — —“

Er brach ohnmächtig zusammen. Als er wieder erwacht war, erregte sein Zustand die größten Bedenken. Ein heftiges Fieber begann ihn zu schütteln, Delirien stellten sich ein, und am andern Morgen zweifelte Kral an der Existenz einer schweren Krankheit nicht mehr. Die Symptome des Nervenfiebers traten zum Vorschein.

Fünfzehntes Kapitel.

Neuer Adel.

Marie fand auf dem Kirchhofe von Tiboretz ihre Ruhestätte. Ein Denkmal von weißem Marmor deckt ihre sterblichen Reste wie ihre Schuld. Ihr Tod, der ein großes tragisches Interesse in weiten Kreisen erregt hatte, wurde allgemein einem Zufalle zugeschrieben und ihr Andenken blieb rein, denn der Eingeweihten waren wenige und diese waren edel genug, ein heiliges Schweigen zu beobachten.

Ihr Vater war ihr am neunten Tage gefolgt, ohne auch nur den Tod seines ihm vorangegangenen Lieblings erfahren zu haben. Er konnte sie nicht überleben, sie war ihm durch seine unermeßliche Liebe ein Bestandtheil seiner eigenen Existenz gewesen.

Das gerichtliche Verfahren gegen Zabera hatte nicht, wie Solm befürchtet, irgend eine der Rosenstern'schen Familie ungünstige Enthüllung zur Folge, sondern endigte einfach mit der Verurtheilung des Angeklagten zu zehnjähriger Kettenstrafe.

Graf Wellenburg zeigte sich in Oesterreich nicht wieder, seit ihn die Nachricht von dem Bankrott seines zukünftigen Schwiegervaters in die Flucht geschlagen hatte. Er wollte lieber seinen edlen Stamm erlöschen lassen, als eine arme Frau nehmen.

Eine seltsame Entdeckung machte Horsky kurz nach den tragischen Ereignissen. Er erfuhr nämlich aus dem Munde des alten Karpl, der von der Rosenstern'schen Finanzkrise her bekannt ist, daß der geniale Virtuose Karpikoff der ungerathene Sohn des Wucherers war, der eine Laufbahn des Schwindels begonnen hatte, als sein Vater, der dieses Treiben mit Recht verdammte, seine Hand von ihm zurückgezogen. Daß der mit so viel Pomp todtgesagte Levini sich auch nichtsdestoweniger am Leben befand, obwohl er für die Kunstwelt allerdings todt war, da er seit der Karlsbader Geschichte in's

Geschäftsleben, aus dem er hervorgegangen, wieder zurückgetreten war, haben wir bereits erfahren.

Solm hatte sich nach jenen Vorfällen nur kurze Zeit in Prag aufgehalten, und zwar nur so lange, als seine Anwesenheit zur Ordnung seiner geschäftlichen Verhältnisse erforderlich war, um sich auf längere Zeit von dem Schauplatze höchst trauriger Erinnerungen entfernen zu können. Er wollte in Bertha's Begleitung eine längere Reise in's südliche Frankreich unternehmen. Bevor er aber abreiste, sicherte er sich für sein zertrümmertes Glück einen Antheil an fremdem Glücke, indem er Eschburg zum Theilhaber an seinem Geschäfte erhob und ihm die Hand Bertha's, falls beide Theile bis zur Rückkehr nicht andern Sinnes würden, zusagte. Die dankbare Begeisterung der Liebenden war der erste bleibende Lichtstrahl, der seit lange in sein zerwühltes, dunkles Gemüth gefallen war.

Die Reisenden wurden von Eschburg, Horsky und Kral bis auf den Bahnhof begleitet. Als der Zug davongefahren war und sich die Begleiter wieder zurückbegaben, trafen sie Wildengrün und Kunosch auf dem Wege.

Eschburg war es sonderbar zu Muthe, als er sich durch diesen Zufall von den vier Freunden und Erben seines verstorbenen Vaters umringt sah, von denen keiner ahnte, daß er der leibliche Nachkomme des ihnen theuern Mannes wäre.

„Meine Herren!" sagte Eschburg, „wenn Sie eine Viertelstunde noch übrig haben, so sind Sie eingeladen, mich in meine Wohnung zu begleiten. Ich schmeichle mir, Ihnen eine Mittheilung machen zu können, welche Sie überraschen und vielleicht auch interessiren wird."

Die vier Freunde willigten ein.

Als sie in Eschburg's Wohnung angekommen waren, ließ dieser seine Gäste Platz nehmen und holte die Gypsbüste seines Vaters, welche ihm vor längerer Zeit durch Wildengrün's Gefälligkeit zugeschickt worden war.

„Freunde," sagte Eschburg, als er zurückgekommen war und das Brustbild auf den Tisch gestellt hatte, „finden Sie diese Züge den meinigen nicht sehr ähnlich?"

Die vier Freunde sahen ihn voll Verwunderung an.

„Es ist mein leiblicher Vater!“ rief Eschburg tiefbewegt aus.

Mitten in der Sensation, die diese Entdeckung hervorbrachte, rief Wildengrün:

„Jener Victor, dem der sterbende Rath in seinen Fieberträumen auf den Bergen von Nauplia nachjagte?“

„Ich bin Eschburg,“ war die Antwort, „der Todtgeglaubte und wunderbar Gerettete. Es wird die Stunde noch kommen, da ich Ihnen meine Irrfahrten erzählen werde, heute bin ich nur dem Vorwurfe, warum ich mich erst so spät zu erkennen gebe, zu begegnen schuldig. Ich kam in dem Augenblick in Prag an, als man meinen Vater in die Erde zu senken im Begriffe war und Ihre freundschaftliche Theilnahme das Werk meiner verabsäumten Kindespflichten übernommen und vollendet hatte. Unglücklich und beschämt, wollte ich unerkannt entfliehen und wenigstens vor Ihren Augen nie wieder erscheinen. Seltsame Umstände brachten mich dennoch wieder mit Ihnen zusammen und ich bereue es nicht. Da erfuhr ich zum ersten Mal, daß mein Vater Vermögen besessen und dasselbe seinen edlen Freunden, obgleich im innigen Glauben, daß ich todt sei, hinterlassen. Ich frage Sie jetzt, ob ich in diesem Augenblicke auftreten und sagen konnte, daß ich der todtgeglaubte Sohn sei? Gesetzt auch, daß meine Verwahrung dagegen, daß ich den Willen meines Vaters umzustoßen gesonnen, bei Ihnen durchgedrungen wäre, so lag die Gefahr nahe, daß mir, der ich damals ganz arm war, Ihre Großmuth das hätte entgegenbringen wollen, was ich auf dem Wege des Rechts nicht zu suchen entschlossen war. Ich hatte nie etwas von Hause erwartet und deshalb nichts verloren, so daß der Verlust, den ich erlitten, mir nur als ein eingebildeter erschien, und doch hat mich diese Resignation wie ein Opfer mit meinem Gewissen ausgesöhnt! Jetzt begreifen Sie, warum ich mich in dieses Incognito gehüllt, und wenn ich heute hervortrete, so bin ich überzeugt, daß mich von nun an der Reichthum, den mir ein seltsames Geschick zu Füßen gelegt, vor den Regungen Ihrer Großmuth beschützt!“

„Herr Eschburg,“ antwortete Horsky, „das Schicksal hat Ihnen die reichste Entschädigung gegeben. Ihr Edelmuth läßt mich auf Ihre Schätze ohne Neid blicken. Wir Alle, wie wir